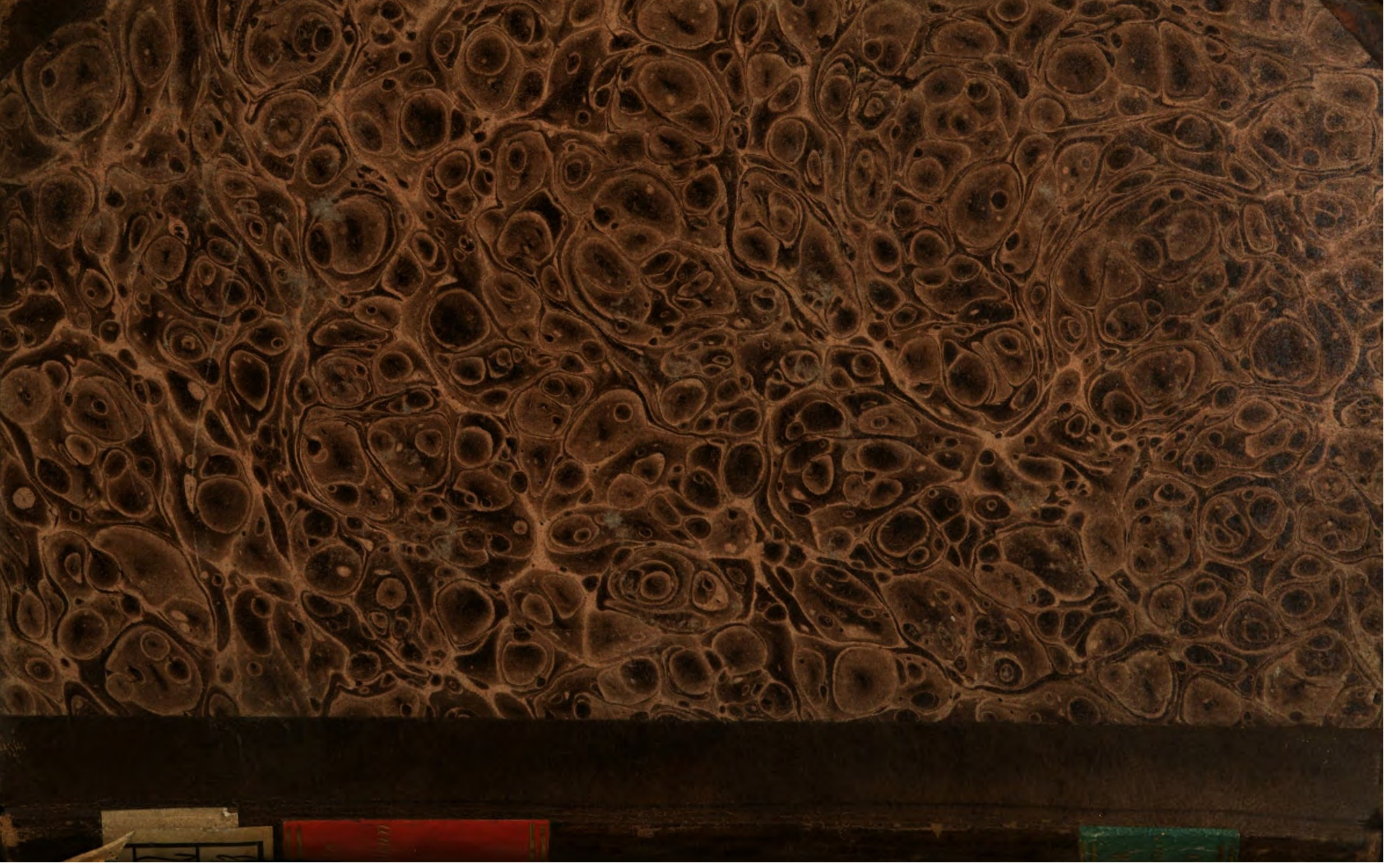

Cyall. rev.

1022 I

(3

Thiers

Arc: Leo Belg. - 110.
Leo Lindi -

A. IV 36 97
91

<36620977890011

<36620977890011

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte

der

französischen

Staatsumwälzung

von

A. Thiers.

Bibl. Univ. Regiom. Prem. Otto

Uebersetzt

von

Professor Dr. R. Mohl in Tübingen.

Dritter Band.

Tübingen,

bei C. F. Osiander.

1825.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Vorwort des Verfassers.

Ich hoffte die einzelnen Lieferungen der von mir unternommenen Geschichte schneller auf einander folgen lassen zu können. Allein die ungeheure Masse von Materialien, die sich noch täglich vermehren, die Untersuchung der Quellen selbst, die Schwierigkeit, die zur Zeichnung der Sitten nothwendigen Einzelnheiten zu erfahren, alles dieses hat mich in weiter aussehende Arbeiten und Untersuchungen verwickelt, als ich sie mir selbst vorgestellt hatte. Und während auf der einen Seite die Zeit verrann, dehnte sich auf der andern mein Werk immer weiter aus, so daß ich kaum in zwei Bände vom 10ten August bis zum 31sten Mai kam; noch zwei weitere Bände sind nothwendig, um die Geschichte des National-Convents zu Ende zu führen; so daß dieselbe, mit Einrechnung des Zwischenreiches vom 10ten August bis zum 30sten September 1792, mir nicht weniger als vier Bände kosten wird. Diese Ausführlichkeit wird

unverhältnißmäßig erscheinen gegen die Kürze, mit welcher ich die Geschichte der verfassunggebenden und der gesetzgebenden Versammlungen behandelte; allein bei einer näheren Ueberlegung der Wichtigkeit, der Menge und der wenigstens für die itzige Generation beinahe allgemeinen Neuheit der Thatsachen wird man mich entschuldigen, sie so ausführlich erzählt zu haben. Und wenn ich sie nicht durch meine Darstellung entstellte, so wird man sie groß und merkwürdig genug finden, um einige kleine Bände damit zu füllen.

Es giebt noch keine Geschichte des National-Conventes; die der verfassung- und gesetzgebenden Versammlungen ist besser, wenigstens ausführlicher beschrieben worden. Die des National-Convents dagegen ist weder gut noch schlecht, sie ist gar nicht vorhanden. Toulongeon, der einzige Geschichtschreiber der Staatsumwälzung, der sie mit Ausführlichkeit und Gewissenhaftigkeit behandelte, hat zwar allerdings die Jahre 93, 94 und 95 abgehandelt; allein er hat sich lediglich allein mit den Kriegsbegebenheiten beschäftigt, und die ungeheuren Erscheinungen, welche der Convent im Felde der Leidenschaften, des Krieges, der Finanzen und der Verwaltung aufstellt, hat er ganz übergangen. Auch sind nur wenige Memoiren vorhanden, welche uns für dieses Stillschweigen der Geschichte entschädigten; einige Erzählungen von Opfern jener Unglückszeit ausgenommen, besitzen wir gar nichts über eine der außerordentlichsten Perioden der Geschichte des Menschenge-

schlechtes *). Nur Schmerzensruf ist zu uns gedrungen; allein Niemand hat uns noch jene Bürgersmänner gezeichnet, welche plötzlich von den gemeinsten Beschäftigungen zu der Leitung der schwierigsten Verhältnisse einer so sehr bekämpften und so thätigen Regierung übergiengen, das Volk aufregten, es der süßen Gewohnheit der Bildung entrißen, achtzehenmalhunderttausend Männer unter die Waffen stellten, den Heldenmuth der Vendée dämpften, Pitt's staatskluge Plane scheitern machten, und die Verbindung von ganz Europa sprengten; welche zu gleicher Zeit eine neue gesellschaftliche Ordnung der Dinge, eine neue bürgerliche und militärische Verwaltung, ein neues Finanz-System erschufen, eine neue Eintheilung der Zeit, des Maases und der Länge erdachten, und mit einer unbegreiflichen Kühnheit der Gedanken eine unerbittliche Strenge der Ausführung verbanden; Niemand, sage ich, hat sie uns noch gezeichnet, wie sie bald die Sprache des Pöbels, bald die der höchsten Beredtsamkeit redeten; wie sie vierundvierzigtausend Millionen Assignaten aus-

---

*) Es ist hier nur von ausführlichen geschichtlichen Werken die Rede, sonst würde ich nicht unterlassen die beinahe alle Forderungen erfüllende geschichtliche und philosophische Darstellung meines Freundes Mignet hier anzuführen. Der große Beifall, welchen dieses Werk fand, bürgt für seine Vorzüge; allein der Zweck des Verfassers war verschieden von dem meinigen, er wollte ein Bild und keine Geschichte geben.

gaben, und für dreißig Sous speisten; wie sie mit Europa unterhandelten und sich zu Fuß und in Kitteln gehüllt in die Tuilerien begaben; wie sie manchmal mit einer unerhörten politischen Grausamkeit eine große persönliche Herzensgüte verbanden.

Ein solches Gemälde ist noch ganz neu, und ich schmeichle mir nicht mit der Hoffnung, es richtig entworfen zu haben; denn nun bald von dem Ausschusse der Lebensmittel, vom Maximum, vom großen Buche der Schuld, bald von den siegreichen Planen des Jahres 1794; itzt von dem Bürgerkriege in der Vendée und von der Einrichtung des Heilsausschusses; hier von den Mordthaten des Septembers, dort von dem Heldentode der Girondisten; vom folgelosen aber umfassenden Genie Dnmouriez's und von dem leidenschaftvollen Genie Danton's; von den Tollheiten und Gemeinheiten Marat's und von dem düsteren und verzehrenden Neide Robespierre's zu sprechen: dazu gehört eine Kraft, eine Gewandheit, eine Geschmeidigkeit des Geistes und eine Vielseitigkeit von Kenntnissen, die Ein Mensch nur selten hat, und die ich weniger habe als irgend ein Anderer. Der Geschichtschreiber des Conventes muß abwechslungsweise dramatischer Dichter, Sittenlehrer, Staatsmann, Finanzkundiger und Tactiker seyn; er muß an der einen Stelle erklären, an einer andern rühren und zeichnen, und bei alle dem eine wahre, richtig gehaltene und immer gleichanziehende Schilderei entwerfen.

Ich habe die Größe dieser Aufgabe sehr deutlich gefühlt, und sehr bestimmt mich bescheidet, sie nicht so lösen zu können, wie ich sie mir vorsetzte: ich bin durchdrungen von der Schönheit und der Wichtigkeit meines Gegenstandes, und wenn ich tief unter demselben geblieben bin, so geschah es wenigstens nicht deßhalb, weil ich nicht alles das fühlte, was er enthält. Außer der von der Unermeßlichkeit des Stoffes herrührenden Schwierigkeit entmuthigte mich aber auch noch ein anderer Umstand; es ist die Unmöglichkeit gegenwärtig Alles zu sagen, Alles zu beurtheilen, Alles zu malen. Kaum kann das itzige Geschlecht in seiner politischen und literarischen Befangenheit eine halbe Gerechtigkeit, eine halbe Wahrheit der Färbung ertragen: ich war nur halb gerecht, und doch werde ich vielleicht Einzelne empören; ich habe nur halb die sonderbaren Sitten und die uns fremdartige klingende Sprache des revolutionären Frankreichs gezeichnet, und doch werde ich den strengen Anhängern der geschichtlichen Würde gemein und niedrig erscheinen. Allein es liegt nichts daran. Ich habe auf meine Gefahr hin mich nicht gescheut an gewißen Männern Tugenden zu entdecken, die cynische aber tiefblickende Worte Anderer wiederzugeben, ich habe mich nicht gescheut, in Einzelnheiten einzugehen über Anlehen, Kriegssteuern, Papiergeld; ich habe mich nicht gescheut, den Preis des Brodes, der Seife, der Lichter anzuführen; ich werde manchen meiner Leser empören, abschrecken oder langweilen; al-

lein ich habe geglaubt, daß man wohl einmal den Versuch machen könne, ganz wahr in der Geschichte zu seyn, sei diese Wahrheit nun nackt, abstract oder gräßlich. Ist mir die Ausführung auch vielleicht nicht gelungen, so viel wenigstens ist gewiß, daß zu diesem Versuche mich nur reine Liebe zum Guten und zur Wissenschaft bewegte, und dieses wird mir, wie ich hoffe, bei jedem Ehren-Manne zur Entschuldigung gereichen.

Paris, am 20sten November 1824.

A. Thiers.

Geschichte
der
französischen Revolution.

Ende der gesetzgebenden Versammlung.

Die Schweitzer hatten die Tuilerien muthvoll vertheidigt, allein ihr Widerstand war unnütz gewesen: die große Treppe war erstürmt und der Palast vom Volke eingenommen worden. Die Sieger drangen auf allen Seiten in diesen Sitz des Königthums, wo sie immer außerordentliche Schätze, ein unbegränztes Glück, eine furchtbare Macht und unheilschwangere Plane vermuthet hatten! Welche Rache konnten sie itzt auf einmal an dem Reichthum, der Größe und der Macht nehmen!

Achtzig Schweitzer-Grenadiere, welche nicht Zeit gefunden hatten sich zu entfernen, vertheidigten ihr Leben mit Tapferkeit, wurden aber alle ohne Gnade niedergemetzelt. Die Menge stürzte sich dann in die Zimmer, und wüthete gegen die unnützen Freunde, welche zur Rettung des Königes herbeigeeilt, und unter dem Namen der Ritter vom Dolche vom Volke tödtlich gehaßt waren. Ihre unmächtigen Waffen dienten nur dazu, die Sieger noch mehr zu erbittern, und die Anschläge des Hofes wahrscheinlich zu machen. Jede verschlossene Thüre wurde ein-

schlagen. Zwei Thürhüter, welche den Eintritt in den großen Rathsaal wehren und sich der Etikette opfern wollten, wurden sogleich niedergestoßen. Die zahlreiche Dienerschaft des Palastes floh durch die langen Gänge, stürzte sich aus den Fenstern oder suchte in dem großen Schlosse einen finstern Winkel, in welchem sie ihr Leben retten könnte. Die Frauen der Königin flüchteten sich in eines ihrer Zimmer und erwarteten hier in jedem Augenblicke den Todesstoß. Die Prinzessin von Tarent ließ die Thüren öffnen um die Erbitterung nicht durch Widerstand zu vergrößern. Die Menge stürzt herein und ergreift eine der Frauen. Schon schwebt der Mordstahl über ihrem Haupte, als eine Stimme ruft: „Begnadigt die Weiber, beschimpft die Nation nicht!" Sogleich wird das Schwert gesenkt, den Frauen das Leben geschenkt, und die Nämlichen, welche sie so eben ermorden wollten, nehmen sie itzt unter ihren Schutz, führen sie aus dem Schlosse, und wenden um sie zu retten die sinnreichsten Mittel an. So veränderlich ist das Volk! Nach dem Morden geht es an das Zerstören. Das prächtige Geräthe des Schlosses wird zertrümmert und die Bruchstücke liegen weit umher. Das Volk stürzt sich in die geheimen Zimmer der Königin und überläßt sich hier der unanständigsten Lust; es dringt in die abgelegensten Orte, sucht alle Papier-Niederlagen durch, bricht alle Schlösser auf, und verschafft sich somit das doppelte Vergnügen der Befriedigung seiner Neugierde und das der Zerstörung.

Zu den Gräueln des Mordens und Plünderns kommt noch eine Feuersbrunst. Die Flammen, welche die an die Höfe angebauten Schoppen zerstört hatten, nähern sich dem Gebäude selbst, und drohen diesem herrlichen Königssitze einen gänzlichen Untergang. Die Verwüstung erstreckt sich nicht blos auf das Schloß, sondern alle

umliegenden Straßen sind mit Leichnamen und mit Trümmern bedeckt. Jeder der flieht, oder von dem man vermuthet, daß er fliehe, wird als Feind angesehen und mit Flintenschüssen verfolgt: ein beinahe ununterbrochenes Kleingewehrfeuer folgt auf den Donner der Geschütze und zeigt in jedem Augenblicke einen neuen Mord an. Jeder Sieg zieht immer Gräuelthaten nach sich, seien die Besiegten, die Sieger, und die Ursachen des Kampfes welche sie wollen.

Da die ausübende Gewalt durch die Suspension Ludwigs XVI. vernichtet war, so blieben in Paris nur zwei öffentliche Gewalten übrig, der Stadtrath und die Versammlung. Wir haben schon erzählt, daß Abgeordnete der Sectionen sich auf dem Stadthause versammelten, die bisherigen Gemeinde-Beamten vertrieben, und den Aufstand während der Nacht und des Tages vom 10ten August leiteten. Sie hatten die ganze wirkliche Macht in Händen; sie hatten den ganzen Eifer, den Stolz und die Thatkraft des Sieges und vertraten die neue glühende Klasse von Freiheitsmännern, welche während der ganzen Sitzung der gesetzgebenden Versammlung gegen die Unthätigkeit der erleuchteteren, aber weniger thätigen Mitglieder der Versammlung angekämpft hatten. Das erste Geschäfte der Abgeordneten der Sectionen war die Absetzung aller hohen Beamten, die, als dem Könige näher stehend, auch mehr an ihn gefesselt waren. Sie hatten den Generalstab der National-Garde suspendirt, und dadurch, daß sie Mandat aus dem Schlosse entfernten, die Vertheidigung desselben in Verwirrung gebracht. Santerre erhielt von ihnen den Befehl über die National-Garde. Mit eben der Schnelligkeit entsetzten sie die Departements-Verwaltung, welche von ihrer hohen Stellung aus immer die Volks-Leidenschaften, die sie nicht theilte, im Zaume gehalten

hatte. Was den Gemeinderath betrifft, so entsetzten sie den großen Rath, und behielten nur den Maire Pétion, den Anwalt Manuel und die sechzehn Gemeinde-Verwaltungs-Beamten bei. Alles dieses geschah während des Angriffes auf das Schloß. Danton hatte diese stürmische Sitzung mit vielem Muthe geleitet, und als die Schweitzer das Volk mit Kartätschenschüssen die Kayen hinauf und bis zum Stadthause zurückjagten, so gieng er mit den Worten hinunter: „Unsere Brüder verlangen Hülfe von uns; wir wollen sie ihnen bringen." Seine Gegenwart trug dazu bei, das Volk in das Gefecht zurückzuführen und den Sieg zu entscheiden. Als der Kampf vorbei war, so wurde verlangt, daß man Pétion die Wache abnehmen soll, mit der man ihn umgeben hatte, um ihn wieder in sein Amt als Maire einzusetzen. Allein es wurde beschlossen, ihm noch einen oder zwei weitere Tage lang Wache zu geben, sei es daß man wirklich seine Person schützen, sei es daß man sich in den ersten Augenblicken der Umwälzung kein zu gewissenhaftes Haupt geben wollte. Zu gleicher Zeit entfernte man aus dem großen Saale die Büsten von Ludwig XVI., Lafayette und Bailly. Die neue sich erhebende Klasse wollte also die in der Revolution zuerst berühmt gewordenen Männer wegschaffen, und sich an ihre Stelle setzen.

Der aufrührerische Gemeinderath hatte sich mit der Versammlung in Verbindung zu setzen. Er warf ihr zwar Zaudern, selbst Anhänglichkeit an das Königthum vor, sah aber doch in ihr die einzige vorhandene National-Behörde und erkannte also gerne ihre Gewalt an. Schon am Morgen des 10ten August kam eine Abordnung des neuen Gemeinderathes an die Schranken der Versammlung, um ihr Nachricht von seiner Bildung und seinen bisherigen Maasregeln zu ertheilen. Danton war unter

dieser Abordnung und sprach: „Das Volk, welches uns zu Ihnen schickt, läßt Ihnen erklären, daß es Sie immer seines Vertrauens würdig gefunden hat, daß es aber über die außerordentlichen Schritte, zu denen es die Nothwendigkeit getrieben hat, keinen Richter erkennt als das in den Gemeinde-Versammlungen vereinigte französische Volk." Die Versammlung antwortete durch ihren Präsidenten, daß sie alles billige, was geschehen sei, und nur Ordnung und Ruhe anempfehle. Außerdem theilte sie den Abgeordneten die im Laufe des Tages erlassenen Beschlüsse mit, und bat sie, dieselben bekannt zu machen. Dann faßte sie einen Aufruf an das Volk ab, in welchem sie ihm Achtung der Personen und des Eigenthumes empfahl; einige ihrer Mitglieder erhielten den Auftrag, diese Bekanntmachung dem Volke zu überbringen.

Die erste Sorge der Versammlung mußte seyn, Fürsorge wegen der, anstatt der königlichen Gewalt einzurichtenden, obersten Behörde zu treffen. Die Minister wurden zu einem ausübenden Rathe vereinigt, und vorläufig mit der Verwaltung und der Ausübung der Gesetze beauftragt. Der Justitz-Minister sollte das Staatssiegel den Beschlüssen beidrucken und sie im Namen der gesetzgebenden Gewalt bekannt machen. Nun mußte man die neuen Minister ernennen. Der erste Gedanke war, Roland, Servan und Clavière, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die Sache des Volkes entlassen worden waren, wieder in ihre Stellen einzusetzen, denn die neue Umwälzung mußte alles das wollen, was dem Königthum entgegen gewesen war. Diese drei Minister wurden also einstimmig wieder eingesetzt: Roland wurde wieder Minister des Innern, Servan Kriegs-, und Clavière Finanz-Minister. Noch waren also ein Justitz-, ein Marine-Minister und einer der auswärtigen Angelegenheiten zu ernen-

nen. Hier hatte man freie Wahl, und die früher für ein unbekanntes Verdienst, oder eine feurige dem Hofe unangenehme Vaterlands-Liebe gefaßten Wünsche konnten nun ohne Hindernisse erfüllt werden. Danton, welcher einen so großen Einfluß auf das Volk hatte, und während der letztverflossenen zwei Tage so thätig gewesen war, wurde für unentbehrlich gehalten, und, obgleich er den Girondisten, als ein Pöbel-Erwählter mißfiel, so wurde er doch zum Justitz-Minister ernannt, mit einer Stimmen-Mehrheit von 284 gegen 222 Stimmen. Nachdem man dem Volke somit gefällig gewesen war, und die Thatkraft belohnt hatte, dachte man daran einen Gelehrten zum Marine-Minister zu machen; es war der Mathematiker Monge, den Condorcet kannte, schätzte und vorschlug. Endlich ernannte man Lebrun zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und belohnte dadurch einen der arbeitsamen Männer, welche bisher alle Geschäfte besorgt hatten, deren Ruhm die Minister für sich allein in Anspruch nahmen.

Nach dieser Ersetzung der ausübenden Gewalt beschloß die Versammlung, daß alle Dekrete, welchen sich Ludwig XVI. widersetzt habe, Gesetzeskraft erlangt hätten. Die Bildung eines Lagers unter den Mauern von Paris, eine Maasregel, welche zu so heftigen Streitigkeiten Anlaß gegeben hatte, wurde sogleich verordnet, und die Kanoniere erhielten Erlaubniß, noch an demselben Tage mit der Anlage desselben auf dem Montmartre den Anfang zu machen. Nachdem man die Umwälzung in Paris zu Stande gebracht hatte, mußte man sie nun aber auch in den Provinzen und namentlich in den von verdächtigen Feldherrn befehligten Heeren sichern. Es wurden daher Mitglieder der Versammlung zu Commissären ernannt, welche sich in die Provinzen und zu den Heeren zu begeben hatten, um

Aufklärung über die Begebenheiten des 10ten August zu geben, und im Nothfalle alle militärischen und bürgerlichen Beamten abzusetzen und neue an ihre Stelle zu ernennen.

Alle diese Beschlüsse wurden in wenigen Stunden gefaßt, obgleich die Versammlung jeden Augenblick unterbrochen wurde, und ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände richten mußte. Die in den Tuilerien geplünderten Kostbarkeiten wurden in den Saal gebracht; alle Schweitzer, Schloßbedienten, auf der Flucht Angehaltenen, welche man der Wuth des Volkes hatte entreissen können, wurden an die Schranken gebracht, damit sie in Sicherheit seien; eine Menge Bittsteller kamen nach einander, um zu erzählen, was sie gethan oder gesehen haben, und was sie über die vermeintlichen Verschwörungen des Hofes entdeckt zu haben glaubten. Anklagen und Schimpfreden aller Art wurden gegen die königliche Familie vorgebracht, welche alles dieses in ihrer Freistätte, der Loge des Geschwindschreibers, anhören mußte. Ludwig XVI. hörte alles ruhig an, und unterhielt sich von Zeit zu Zeit mit Vergniaud und andern ihm nahe sitzenden Abgeordneten. Nachdem er fünfzehn Stunden eingeschlossen war, verlangte er einige Lebensmittel, welche er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern theilte, und welche unedle Bemerkungen über seinen vermeintlichen Hang zu den Freuden der Tafel erzeugten. Siegende Partheien schonen des Unglücks nicht. Der junge Dauphin schlief in den Armen seiner Mutter von der erstickenden Hitze niedergedrückt. Die junge Prinzessin und die Prinzessin Elisabeth sassen mit rothgeweinten Augen neben der Königin. Im Hintergrunde der Loge befanden sich einige treue Hofleute, welche das Unglück nicht verlassen hatten. Fünfzig Mann von der Abtheilung, welche die königliche Familie aus dem Schlosse in die Versammlung gebracht hatte, dienten als Wache. Aus

diesem Behältnisse mußte der unglückliche Fürst die in seinem Palaste gemachte Beute betrachten, der Zerstückelung seiner althergebrachten Gewalt beiwohnen, und sie unter die verschiedenen Volks-Behörden vertheilen sehen.

Der Lärmen dauerte immer mit der größten Heftigkeit fort, und es war dem Volke nicht genug, daß die königliche Gewalt suspendirt war, sie sollte ganz vernichtet werden. Eine Bittschrift folgte der andern; und das Volk in Erwartung der Antwort darauf, trieb sich vor dem Saale um, erfüllte alle Zugänge, belagerte die Thüren, und grief sie zwei oder dreimal so ungestümm an, daß man glaubte, es werde eindringen und das der Versammlung anvertraute Leben der königlichen Familie in Gefahr setzen. Heinrich Larivière, der mit andern Abgeordneten abgeschickt worden war, um Ordnung herzustellen, kam zurück und rief aus: „Ja, meine Herren, ich weiß es, ich habe es gesehen, ich versichere es, die große Mehrzahl des Volkes ist entschlossen, lieber zu sterben, als die Freiheit durch irgend eine grausame Handlung zu entweihen; und gewiß ist hier nicht Ein Haupt gegenwärtig (man wird mich verstehen,) welches nicht auf die französische Rechtlichkeit zählen könnte." Diese muthigen und beruhigenden Worte wurden beklatscht. Vergniaud nahm nun das Wort und sprach zu den Bittstellern, welche Entsetzung statt der Suspension verlangten: „Ich bin erfreut darüber, daß man mir Gelegenheit giebt, die Meinung der Versammlung in Gegenwart unserer Mitbürger zu erläutern. Sie hat die Suspension der ausübenden Gewalt beschlossen, und einen National-Convent einberufen, der über die große Frage wegen der Entsetzung zu entscheiden haben soll: hierbei hat sie sich innerhalb ihres Rechtskreises gehalten, welcher ihr nicht gestattet, sich selbst zur Richterin über das Königthum aufzuwerfen, und doch hat sie für das

Wohl des Staates geforgt, indem sie die ausübende Gewalt in die Unmöglichkeit zu schaden versetzte. Sie hat allen Forderungen entsprochen und ihre Rechte nicht überschritten." Diese Worte brachten einen günstigen Eindruck hervor, und die dadurch beruhigten Bittsteller selbst versprachen das Volk zu beruhigen und aufzuklären.

Man mußte endlich diese so lange dauernde Sitzung schließen. Man befahl also, daß die im Schlosse weggenommenen Gegenstände dem Stadtrathe zur Bewahrung übergeben, die Schweitzer und die übrigen verhafteten Personen entweder bei den Feuillans oder in den verschiedenen Gefängnissen bewacht, die königliche Familie aber bis zum Zusammentritte des National-Conventes in Luxemburg aufbewahrt werden, bis zur Beendigung der nothwendigen Vorbereitungen aber in dem Sitzungs-Gebäude wohnen sollte. Samstags den 11ten Aug. wurde die königliche Familie Morgens um ein Uhr in die für sie bereitete Wohnung gebracht, die aus vier ehemaligen Cellen der Feuillans bestand. Die Hofleute, welche den König nicht verlassen hatten, nahmen die erste, der König die zweite, die Königin, ihre Kinder und ihre Schwägerin die beiden letzten ein: die Frau des Hausmeisters bediente die Prinzessinnen und ersetzte das zahlreiche Gefolge der Damen, welche sich noch Tags zuvor um ihre Bedienung gestritten hatten.

Morgens um drei Uhr wurde die Sitzung unterbrochen. Noch war Paris in Unruhe. Um Unordnungen zu verhindern hatte man die Umgebungen des Schlosses beleuchtet, und der größte Theil der Bevölkerung stand unter den Waffen.

Dieß waren die Ereignisse und die Folgen dieses berühmten Tages. Der König und seine Familie waren gefangen im Sitzungsgebäude; die drei entlassenen Minister

waren wieder eingesetzt; Danton, Abends zuvor in einem unbekannten Club verborgen, war Justiz-Minister; Pétion war zu Hause verhaftet, allein seinem mit Jubel ausgerufenen Namen fügte man den Titel des Volksfreundes bei. Marat war aus dem Verstecke hervorgekommen, in welchem ihn Danton während des Angriffes verborgen hatte, und zog nun mit einem Säbel bewaffnet an der Spitze des marseiller Bataillons in der Stadt umher. Robespierre, den man während dieser gräßlichen Auftritte nicht handelnd auftreten sah, hielt im Jakobiner-Club Reden, und unterhielt einige bei ihm ausharrende Mitglieder über den vom Siege zu machenden Gebrauch, über die Nothwendigkeit, die itzige Versammlung zu ersetzen und Lafayette in Anklagestand zu erklären.

Am folgenden Morgen mußte man gleich wieder an die Beruhigung des aufgestandenen Volkes denken, das immer noch diejenigen niedermachte, welche es für flüchtige Aristokraten hielt. Die Sitzung der Versammlung wurde um sieben Uhr Morgens fortgesetzt. Die königliche Familie wurde wiederum in die Loge des Geschwindschreibers gebracht, um aufs Neue Zeuge von den Beschlüssen zu seyn, die gefaßt werden, und von den Ereignissen, die in der Versammlung vorfallen würden. Pétion, seiner Haft entlassen und von einem zahlreichen Volkshaufen geleitet, erstattete Bericht über den Zustand von Paris, das er durchgangen und worin er sich bestrebt hatte, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Viele Bürger hatten ihn freiwillig zu seinem Schutze begleitet. Pétion wurde von der Versammlung sehr gut aufgenommen, und verließ sie sogleich wieder, um seine friedlichen Aufforderungen fortzusetzen. Die Abends zuvor bei den Feuillans untergebrachten Schweitzer waren bedroht; die Menge verlangte ihren Tod mit lautem Geschrei, indem es sie Mitver-

schworne des Hofes und Mörder des Volkes nannte. Man brachte aber doch die Wüthenden durch das Versprechen zur Ruhe, daß die Schweitzer gerichtet werden sollten, und man sogleich ein Kriegsgericht gegen die niedersetzen würde, welche man die Verschworenen vom 10ten August nannte. „Ich verlange, rief Chabot mit Heftigkeit, daß sie in die Abtei gebracht werden, um gerichtet zu werden. — Im Lande der Gleichheit muß das Gesetz alle Köpfe abschlagen können, selbst die welche auf einem Throne gesessen haben." Schon waren die Offiziere in die Abtei gebracht worden, als man die Soldaten nur mit der äußersten Mühe und gegen das oft wiederholte Versprechen, daß sie sogleich gerichtet werden sollten, hinbringen konnte.

Man sieht, daß der Gedanke, sich an allen Vertheidigern des Königthums zu rächen, und an ihnen die überstandenen Gefahren zu bestrafen, sich schon der Gemüther bemächtigte. Im Verfolge der Geschichte der Empörung haben wir schon die Entstehung von Zwistigkeiten gesehen, welche begannen sich in der Volksparthei zu erheben. Wir haben schon gesehen, wie die aus gebildeten und ruhigen Männern bestehende Versammlung in Widerspruch kam mit den Clubs und den Gemeinderäthen, wo sich Leute von minderem Talente und weniger Erziehung versammelten, welche aber durch ihre Stellung, ihre weniger verfeinerten Sitten, ihren sie nach Oben treibenden Ehrgeitz geneigt gemacht waren zu handeln und die Ereignisse zu beflügeln; wir haben gesehen, daß den Abend vor dem 10ten Aug. Chabot verschiedener Meinung mit Pétion war, der mit der Mehrheit der Versammlung einen Absetzungs-Beschluß einem gewaltsamen Angriffe vorzog. Diese Menschen, welche die größtmögliche Thatkraft gewollt hatten, befanden sich somit am folgenden Tage der Versammlung gegenüber,

stolz über einen beinahe gegen den Willen derselben errungenen Sieg, und ihr mit einer sehr zweideutigen Achtung ins Gedächtniß rufend, daß sie Lafayette frei gesprochen habe, und daß sie das Wohl des Volkes nicht zum zweitenmale durch ihre Schwäche in Gefahr setzen dürfe. Sie füllten den Stadtrath, wo sie mit ehrgeitzigen Bürgern, mit untergeordneten Unruhestiftern, mit Clubisten vermischt waren; sie machten die Mehrzahl in den Jakobinern und den Cordeliers aus, und einige von ihnen saßen auf der äußersten Linken in der Versammlung. Der Kapuziner Chabot, der eifrigste unter ihnen, betrat bald die Rednerbühne der Versammlung, bald die der Jakobiner, und drohte immer mit Picken und mit der Sturmglocke.

Die Versammlung hatte die Suspension ausgesprochen, und sie wollten die Entsetzung; jene hatte einen Hofmeister für den Dauphin ernannt, und schien also die Fortdauer des Königthumes anzunehmen, und sie wollten eine Republik; die Versammlung dachte, wenigstens ihrer Mehrheit nach, daß man sich gegen die fremden Feinde mit Macht vertheidigen, aber die Besiegten im Innern begnadigen müsse, diese aber behaupteten, daß man nicht nur die Fremden bekämpfen, sondern auch die vernichten müsse, welche sich im Schlosse verschanzt hätten, das Volk hätten niedermetzeln und die Preußen nach Paris führen wollen. Sie giengen in ihrem Eifer zu den sonderbarsten Meinungen über, sie behaupteten es bedürfe keiner Wahlversammlungen zur Bildung eines Conventes, jeder Bürger müsse fähig erklärt werden zum Abstimmen; ein Jakobiner schlug sogar schon vor, den Weibern politische Rechte einzuräumen. Sie erklärten laut, daß das Volk sich der Versammlung in Waffen zeigen und ihr seinen Willen bekannt machen müsse. Marat reitzte zu diesen ausschweifenden Ansichten auf, und forderte zur Rache auf, weil

er, seinem gräßlichen Systeme gemäß, Frankreich reinigen wollte. Robespierre brachte, weniger aus Reinigungswuth oder aus Blutdurst, als aus Neid, immer wieder neue Vorwürfe gegen die Versammlung auf die Bahn, besonders aber warf er ihr Schwäche und Königsliebe vor. Von den Jakobinern begünstigt und vor dem 10ten August zum Dictator vorgeschlagen, galt er itzt für den beredtesten und unbestechlichsten Vertheidiger der Volksrechte. Danton, der nicht daran dachte, sich loben zu lassen oder sich Gehör zu verschaffen, der nicht nach der Dictatur gestrebt, aber den 10ten August entschieden hatte, verschmähte auch itzt noch den äußeren Schein, und dachte nur daran, sich des ausübenden Rathes zu bemächtigen, indem er seine Amtsgenossen beherrsche oder sie mit sich fortreisse. Unfähig zu hassen oder zu beneiden war er jenen Abgeordneten, deren glänzende Talente Robespierre so unangenehm waren, durchaus nicht abgeneigt, allein er vernachläßigte sie als zu unthätig und zog ihnen jene kräftigen Menschen aus den unteren Volksclassen vor, auf die er zu Erhaltung und Vollendung der Umwälzung mehr zählen zu können glaubte.

Von diesem inneren Widerspalte war aber noch nichts bekannt geworden, namentlich nicht außerhalb Paris; alles was Frankreich hiervon bemerkt hatte, war der Widerstand der Versammlung gegen Wünsche, die Freisprechung Lafayette's gegen den Willen des Gemeinderathes und der Jakobiner; allein alles dieses schrieb man der königlich- und verfassungsmäßig-gesinnten Mehrzahl der Versammlung zu; man bewunderte noch immer die Girondisten; man schätzte Brissot und Robespierre gleich hoch, man betete vorzüglich Pétion, den vom Hofe so sehr mißhandelten Volksbeamten, an, und wußte nicht daß Chabot ihn zu gemäßigt fand, daß er Robespierre's Hoch-

muth beleidigte, daß Danton ihn für einen ehrlichen aber unnützen Menschen, Marat für einen der Reinigung zu unterwerfenden Verschwörer ansah. Pétion war also noch von der Achtung der Menge umgeben, allein wie Bailly nach dem 14ten Juli, so sollte auch er verhaßt und lästig werden, als er die Unordnungen mißbilligte, die er nicht mehr im Zügel halten konnte.

Die hauptsächlichsten Stützpunkte der neuen Umwälzungsmänner waren der Gemeinderath und die Jakobiner. Alles was geschehen sollte wurde im Jakobinerclub besprochen; und die Nämlichen, welche hier nur berathen konnten, begaben sich nun auf das Stadthaus, um dort diese Beschlüsse als Gemeinde-Beamte zu fassen und auszuführen. Der große Gemeinderath bildete eine Art Versammlung, welche so zahlreich war, als die gesetzgebende, ihre Tribunen, ihren Schreibtisch, viel lärmendere Beifallsbezeugungen und eine in der Wirklichkeit viel größere Macht hatte als jene. Der Maire hatte den Vorsitz, der Anwalt war der amtliche Redner, der alle nothwendigen Anträge machen mußte. Pétion kam schon nicht mehr hin, sondern beschränkte sich auf die Sorge für Herbeischaffung der Lebensmittel. Der Anwalt Manuel ließ sich durch die Umwälzungs-Fluth weiter fortreissen, und täglich seine Stimme erschallen. Allein Robespierre war es, der den größten Einfluß auf diese Versammlung ausübte. Die drei ersten Tage nach dem 10ten August hatte er sich verborgen gehalten, als aber die Umwälzung gesichert war, zeigte er sich im Gemeinderathe, um seine Wahlurkunde prüfen zu lassen; allein er schien mehr seine Stelle einnehmen als sich einer Untersuchung über sein Recht darauf unterwerfen zu wollen. Sein Stolz, weit entfernt zu mißfallen, vermehrte noch die Achtung gegen ihn. Der Ruf der Unbestechlichkeit, Beredtsamkeit und des hohen Gei-

stes, in welchem er stand, ließen ihn als einen ernsthaft würdigen Mann betrachten, den die hier versammelten Bürger mit Stolz in ihrer Mitte sahen. Bis zum Zusammentritte des National-Conventes, in welchen gewählt zu werden er sicher seyn konnte, übte er im Gemeinderath eine Macht aus, welche wirklicher war als sein Meinungs-Einfluß in dem Jakobiner-Club.

Die erste Sorge des Gemeinderathes war, sich der Polizei zu bemächtigen; denn in Zeiten bürgerlicher Unruhen ihre Geger verhaften und verfolgen zu können, ist das wichtigste und beneidetste Recht jeder Parthei. Die zum Theile mit der Handhabung der Polizei beauftragten Friedensrichter hatten den öffentlichen Unwillen durch ihre Haftbefehle gegen die unruhigen Köpfe erregt, und hatten sich, sei es aus Ueberzeugung, sei es als nothwendige Folge ihrer Stellen, mit den Freiheitsmännern verfeindet. Man erinnerte sich namentlich desjenigen unter ihnen, der bei der Anklage Bertrand's von Molleville gegen den Zeitungsschreiber Carra es gewagt hatte zwei Abgeordnete vorzufordern. Die Friedensrichter wurden also entlassen, und alle ihre bisherigen sich auf Handhabung der Polizei beziehenden Geschäfte den Gemeinde-Beamten übergeben. In diesem Punkte stimmte die Versammlung mit dem Gemeinderathe überein, und verordnete, daß die sogenannte allgemeine Sicherheits-Polizei den Departements-, Bezirks- und Gemeinde-Behörden übergeben sei. Sie bestand in der Nachforschung nach allen gegen die innere und äußere Sicherheit des Staates begangenen Vergehen, in der Aufzeichnung aller wegen ihrer Meinung oder ihres Betragens verdächtigen Bürger, in ihrer vorläufigen Verhaftung, selbst, wenn es nothwendig seyn sollte, in der Zerstreuung und Entwaffnung derselben. Die Gemeinderäthe hatten dieses Amt zu besorgen, und die Masse des Volkes

war aufgefordert, die Uebelgesinnten zu beobachten, anzuzeigen und zu verfolgen. Man kann sich denken, wie thätig, aber auch wie streng und willkührlich diese volksthümliche Polizei war. Bei dem ganzen Gemeinderathe wurde die Anzeige gegen einen Verdachtigen eingegeben, ein Aufsichts-Ausschuß untersuchte die Sache und verfügte die Verhaftung. Die National-Garde war in immerwährendem Dienste, und alle Gemeinderäthe von Städten über zwanzigtausend Einwohner hatten das Recht diesem Gesetze über die allgemeine Sicherheit noch besondere Nebenverordnungen beizufügen. Die Versammlung hatte gewiß nicht im Sinne dadurch die blutigen Greuelthaten vorzubereiten, welche später vorfielen, sondern umgeben von inneren und äußeren Feinden rief sie alle Bürger zu deren Beobachtung auf, wie sie dieselben alle zur Theilnahme an der Verwaltung und an dem Kampfe aufgerufen hatte.

Der Pariser Gemeinderath beeilte sich diese neuen Rechte zu benutzen und nahm zahlreiche Verhaftungen vor. Es waren die über die überstandenen und noch mehr über die zukünftigen Gefahren erschrockenen Sieger, welche sich der itzt niedergeschlagen Besiegten bemächtigten, die sich bald mit Hülfe der Fremden wieder aufrichten konnten. Der Aufsichts-Ausschuß des Pariser Stadrathes wurde aus den überspanntesten Köpfen gebildet; Marat, der immer seine Gegner persönlich mit so vieler Kühnheit angegriffen hatte, war der Vorsitzende, und er war von allen Sterblichen der fürchterlichste in einem solchen Amte.

Außer diesem allgemeinen Ausschusse errichtete der Städtrath noch einen besonderen in jeder Section; er beschloß, daß ein Paß nur auf die Entscheidung dieser Sectionsausschüsse abgegeben werden dürfe; daß die Reisenden von zwei Zeugen auf das Stadthaus und an die Thore von Paris begleitet werden müssen, welche die Ein-

heit der Person, welche den Paß verlangt, und der, welche sich seiner zur Abreise bediente, bezeugen mußten. Die Entweichung von Verdächtigen unter angenommenen Namen wurde also auf alle mögliche Art erschwert. Ferner verordnete der Stadtrath die Anfertigung eines Verzeichnisses der Feinde der Umwälzung, und forderte die Bürger in einem öffentlichen Aufrufe auf, die Schuldigen des 10ten Augusts anzugeben. Er ließ die Schriftsteller verhaften, welche die königliche Gewalt vertheidigt hatten, und übergab ihre Pressen freiheitsliebenden Zeitungsschreibern. Marat ließ sich vier Pressen im Triumphe wieder erstatten, von denen er behauptete, sie seien ihm durch den Verräther Lafayette genommen worden. Es wurden Commissare in die Gefängnisse geschickt, um diejenigen loszulassen, welche wegen Beleidigungen gegen den Hof verhaftet waren. Endlich schickte der Stadtrath, der sich schnell in Alles mischte, nach dem Beispiele der Versammlung, Abgeordnete an das Heer von Lafayette, welches Besorgnisse erregte, um es von dem wirklichen Stande der Dinge zu unterrichten, und zurückzubringen.

Der Gemeinderath erhielt außerdem noch einen anderweitigen nicht minder wichtigen Auftrag, nämlich den, die königliche Familie zu bewachen. Die Versammlung hatte zuerst das Luxemburg zu ihrer Wohnung angewiesen, und auf die Bemerkung, daß dieser Palast schwer zu bewachen sei, der Amtswohnung des Justitz-Ministers den Vorzug gegeben. Allein der Stadtrath, welcher schon die Polizei der Hauptstadt hatte und sich besonders mit der Bewachung des Königes beauftragt wähnte, schlug den Tempel vor, und erklärte, für das ihm anvertraute Pfand nur dann stehen zu können, wenn man den Thurm dieser alten Abtei wähle. Die Versammlung willigte ein, und vertraute die Bewachung der erlauchten Gefangenen dem Maire und dem

Oberbefehlshaber der National-Garde, Santerre, unter ihrer persönlichen Verantwortlichkeit an. Zwölf Abgeordnete des Stadtrathes mußten ohne Unterlaß im Tempel anwesend seyn. Man hatte durch Befestigungen eine Art Waffenplatz aus dem großen Gebäude gemacht. Zahlreiche Abtheilungen National-Garde bezogen abwechslungsweise die Wache darin, und man wurde nur gegen einen Erlaubnißschein des Gemeinderathes eingelassen. Die Versammlung hatte beschlossen, daß 500,000 Franken aus dem Schatze genommen, und bis zum Zusammentritte des Convents zum Unterhalt der königlichen Familie dienen sollten.

Die Geschäfte des Stadtrathes waren, wie man sieht, sehr ausgedehnt. Im Mittelpunkte des Staates, am Aufenthaltsorte aller großen Behörden befindlich, und durch seine eigne Kraft immer getrieben alles zu thun, was Andere mit zu wenig Eifer zu betreiben schienen, mußte er in jedem Augenblicke zu Eingriffen in die Befugnisse anderer Behörden verleitet werden. Die Versammlung sah auch die Nothwendigkeit ein, ihn in gewissen Schranken zu halten, und befahl daher eine Erneuerung des am 10ten August entsetzten Departemental-Rathes. Da sich der Gemeinderath dadurch aufs neue mit dem Einflusse einer höheren Behörde bedroht sah, welche ihn ohne Zweifel so sehr beengt hätte, als es die alte Departements-Verwaltung gethan hatte, so erboßte er sich über diesen Beschluß und befahl den Sectionen die schon begonnenen Wahlen wieder zu unterbrechen. Der Anwalt Manuel wurde sogleich an die Versammlung geschickt, um ihr die Vorstellungen des Stadtrathes vorzulegen. „Die Stellvertreter der Bürger von Paris, sprach er, bedürfen einer unbegränzten Macht; eine neue zwischen ihnen und der Versammlung eingeführte Behörde könnte nur Anlaß zu Zwistigkeiten geben. Und dann müßte sich das Volk noch einmal

für seine Rechte bewaffnen, um diese seine Unabhängigkeit zerstörende Macht zu vernichten."

So drohend war schon die Sprache, die man zu der Versammlung zu sprechen wagte. Diese war schwach genug, das Verlangte zu bewilligen; und beschloß, entweder, weil sie Widerstand für unmöglich oder für unklug ansah, oder weil sie es für gefährlich hielt, die Kraft des Gemeinderathes zu lähmen, daß der neue Departemensrath gar keinen Einfluß auf den Gemeinderath haben, sondern blos ein Finanz-Ausschuß für die öffentlichen Abgaben des Seine-Departements seyn solle.

Eine andere noch wichtigere Frage beschäftigte allgemein die Gemüther und mußte den Unterschied der Gesinnungen der Versammlung und der des Stadtrathes noch deutlicher hervorheben. Man verlangte nämlich mit lautem Geschrei die Bestrafung derjenigen, welche auf das Volk geschossen hatten, und welche bereit wären, sich zu zeigen, sobald der Feind sich nahe. Man nannte sie die Verschworenen vom 10ten August oder die Verräther. Das am 11ten über die Schweitzer niedergesetzte Kriegsgericht schien nicht hinreichend, weil sein Auftrag nur auf die Untersuchung und Bestrafung von Schweitzer-Soldaten gieng. Das Straf-Gericht des Seine-Departements hatte zu langsame Formen, und außerdem war es, wie alle vor dem 10ten August schon bestandenen Behörden, dem Volke verdächtig. Der Gemeinderath forderte daher am 13ten die Errichtung eines Gerichtshofes zur Bestrafung der Verbrechen vom 10ten August, der eine genugsam ausgedehnte Gewalt hätte alle Verräther zu richten. Die Versammlung wieß dieses Verlangen an ihren außerordentlichen Ausschuß, der seit dem Monat Juli bestand um Maasregeln zur Rettung des Staates vorzuschlagen.

Am 14ten kam eine neue Abordnung des Gemeinderathes um nach dem Beschlusse wegen des außerordentlichen Gerichtshofes zu fragen, und zu erklären, daß sie Befehl habe darauf zu warten, wenn er noch nicht gefaßt sei. Der Abgeordnete Gaston richtete an diese Abgeordnete einige strenge Worte der Mißbilligung, welche auch ihr Zurückziehen zur Folge hatten. Die Versammlung blieb bei ihrer Weigerung ein außerordentliches Gericht niederzusetzen, und begnügte sich damit, den gewöhnlichen Gerichten das Erkenntniß über die Verbrechen des 10ten August besonders zu übertragen.

Die Nachricht hiervon erregte einen großen Lärmen in Paris. Die Section der Quinze-Vingts trat vor den Gemeinderath, und kündigte an, daß man in der Vorstadt Sair Antoine Sturm läuten werde, wenn der verlangte Beschluß nicht sogleich erlassen werden werde. Der Gemeinderath schickte nun eine neue Abordnung mit Robespierre an ihrer Spitze. Dieser führte im Namen des Stadtrathes das Wort, und machte der Versammlung die unverschämtesten Vorwürfe. „Die Ruhe des Volkes, sprach er, hängt von der Bestrafung der Schuldigen ab; und doch thun Sie nichts, um dieselben zu entdecken. Ihr Beschluß ist unzureichend. Er erklärt weder die Art noch den Umfang der zu bestrafenden Verbrechen, denn er spricht nur von den Verbrechen des 10ten Augusts, allein die Verbrechen der Umwälzungs-Feinde umfassen weit mehr als den 10ten August, und Paris. Bei einem solchen Ausdrucke würde der Verräther Lafayette den Streichen des Gesetzes entgehen! Was die Form des Gerichtes betrifft, so kann das Volk die nicht länger dulden, welche Sie ihm noch länger aufdringen wollen. Die Instanzenfolge verursacht unendliche Verschleifungen; und außerdem sind alle alten Behörden verdächtig; es bedarf neuer; das ver-

langte Gericht muß aus Mitgliedern der verschiedenen Sectionen bestehen, und das Recht haben, die Schuldigen ohne weitere mögliche Berufung zu bestrafen."

Diese gebieterische Bitte wurde noch härter durch Robespierre's Ton. Die Versammlung antwortete durch eine Adresse an die Einwohner von Paris, in welcher sie jeden Vorschlag zu außerordentlichen Gerichten als eine der Freiheit unwürdige, nur für Zwingherrschaften passende Maasregel unbedingt verwarf.

Diese vernünftigen Vorstellungen machten lediglich keinen Eindruck; die Erbitterung wurde vielmehr dadurch noch vermehrt. Man sprach in ganz Paris nur von der Sturmglocke, und schon am folgenden Tage erschien ein Abgeordneter des Gemeinderathes an den Schranken der Versammlung und sagte: „Als Bürger, als Volksbeamter komme ich, um Ihnen anzuzeigen, daß diese Nacht um zwölf Uhr Sturm geläutet und Generalmarsch geschlagen werden wird. Das Volk ist es müde, sich nicht gerächt zu sehen. Fürchten Sie, daß es sich selbst Recht verschaffen wird. Ich verlange, fügte der kühne Redner bei, daß Sie, ehe Sie die Sitzung aufheben, verordnen, daß in jeder Section ein Bürger gewählt und zur Bildung eines Straf-Gerichtshofes abgegeben werde."

Diese Drohrede empörte die Versammlung, und namentlich die Abgeordneten Choudieu und Thuriot, welche dem Abgeordneten des Gemeinderathes einen scharfen Verweis gaben. Doch wurde die Berathung eröffnet, und endlich der Antrag des Gemeinderathes, der von den hitzigsten Mitgliedern der Versammlung sehr warm unterstützt wurde, in einen Beschluß verwandelt. Eine Wahl-Versammlung sollte zusammentreten, um die Mitglieder eines außerordentlichen Gerichtshofes zu wählen, der bestimmt seyn sollte, die am 10ten August begangenen und andere

damit zusammenhängende Verbrechen zu bestrafen. Dieser Gerichtshof sollte in zwei Abtheilungen getheilt werden, und ohne weitere Berufung in letzter Instanz entscheiden. Es war dieß der erste Versuch eines Revolutions-Tribunals und einer durch Rache beschleunigten Gerichtsform. Man nannte das Gericht den Gerichtshof vom 17ten August.

Man wußte noch nicht, welchen Eindruck die letzte Umwälzung auf die Heere hervorgebracht hatte, und wie von ihnen die Beschlüsse vom 10ten aufgenommen worden waren. Es war dieses äußerst wichtig, denn von dieser Aufnahme hieng das Bestehen der neuen Umwälzung ab. Die Bewachung der Gränze war noch immer unter drei Heere, das Nord-, das Mittel- und das Süd-Heer vertheilt. Luckner befehligte das erste, Lafayette stand in der Mitte, Montesquieu hatte das Süd-Heer unter sich. Luckner hatte auf Dumouriez's Drängen noch einmal seit den unglücklichen Vorfällen von Mons und Tournay die Offensive gegen die Niederlande ergriffen; allein er hatte sich zurückgezogen und bei der Räumung von Courtrai die Vorstädte abgebrannt, was den Tag vor der Entsetzung des Königes ein so großer Klaggrund gegen die Minister war. Seitdem waren die Heere durchaus unthätig in ihren verschanzten Lagern stehen geblieben, und hatten sich auf leichte Scharmützel beschränkt. Dumouriez hatte sich nach seinem Austritte aus dem Ministerium als General-Lieutenant zu Luckner's Heer begeben; er war von dem Heere, in welchem Lafayette's Geist herrschte, schlecht aufgenommen worden. Luckner, welcher in diesem Augenblicke ganz diesem Geiste unterworfen war, verwies Dumouriez in eines seiner Lager, das an der Maulde, wo er mit wenigen Truppen sich nur mit Verschanzungen und Plänkeleien beschäftigen konnte.

Lafayette, der sich wegen der Gefahr, in welcher der König schwebte, Paris nähern wollte, hatte den Befehl

über das Nord-Heer gewünscht; allein er wollte seine Truppen, von denen er sehr geliebt war, nicht verlassen, und kam daher mit Luckner überein ihre gegenseitigen Stellungen vertauschen zu wollen, so daß der eine mit seinem Heere an die Nord-, der andere an die mittlere Gränze zog. Diese Verwechslung der Heere im Angesicht des Feindes hätte gefährlich werden können, wenn nicht der Krieg sehr schläfrig geführt worden wäre. Luckner begab sich also nach Metz, Lafayette nach Sedan. Während dieser sich kreutzenden Bewegung hielt Dumouriez, der als zu Luckner's Heer gehörig, Befehl erhalten hatte, demselben mit seiner kleinen Abtheilung zu folgen, plötzlich dem Feinde gegenüber still, da dieser Miene machte ihn anzugreifen; und er mußte in seinem Lager stehen bleiben, wenn er nicht dem Herzog von Sachsen-Teschen den Eintritt nach Flandern freigeben wollte. Er zog die andern Generale an sich, welche um ihn her getrennte Lager hatten; er verstand sich mit Dillon, der mit einem Theile von Lafayette's Truppen herbeikam, und rief in Valenciennes einen Kriegsrath zusammen, um seinen Ungehorsam gegen Luckner's Befehle mit der Nothwendigkeit zu rechtfertigen. Während dieser Zeit war Luckner in Metz, Lafayette in Sedan angekommen, und ohne die Ereignisse des 10ten August wäre Dumouriez wegen seines Ungehorsams wohl verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt worden.

So standen die Heere, als sich die Nachricht vom Umsturze des Thrones verbreitete. Das erste Geschäft der Versammlung war, wie wir erzählt haben, gewesen, drei Abgeordnete an die Heere zu senden, um ihm Beschlüsse zu überbringen und den Truppen den neuen Eid abzunehmen. Als die drei Abgeordneten nach Sedan kamen, so wurden sie von dem Gemeinderath empfangen, der von Lafayette Befehl zu ihrer Verhaftung hatte. Der Maire

befragte sie über die Ereigniſſe des 10ten Auguſts, verlangte von ihnen eine vollſtändige Erzählung alles Vorgefallenen, und erklärte den heimlich von Lafayette erhaltenen Verhaftungsbefehlen gemäß, daß offenbar die Verſammlung nicht frei geweſen ſei, als ſie die Suſpenſion des Königes ausgeſprochen habe, daß die Abgeordneten von einem Haufen Aufrührer abgeſendet ſeien, und, daß er ſie im Namen der Verfaſſung gefangen ſetze. Sie wurden auch wirklich eingekerkert, und Lafayette übernahm dieſen Schritt auf ſeine Verantwortlichkeit, um die Gemeinde-Beamten ſicher zu ſtellen. Unmittelbar nachher ließ er ſein Heer den Eid der Treue gegen das Geſetz und den König wiederholen, und befahl, daß derſelbe von allen ſeinem Befehle untergeordneten Corps wiederholt würde. Er rechnete auf die 75 Departements, welche ſeinem Briefe vom 16ten Juli ihren Beifall gegeben hatten, und beſchloß, ein Gegen-Unternehmen wider den 10ten Auguſt zu machen. Dillon, welcher in Valenciennes unter Lafayette's Befehl ſtand und ein höheres Commando führte als Dumouriez, gehorchte ſeinem Feldherrn und ließ den Eid der Treue gegen Geſetz und König ſchwören und befahl Dumouriez daſſelbe in ſeinem Lager an der Maulde zu thun. Dumouriez, welcher die Zukunft beſſer beurtheilte, und außerdem den Verfaſſungsfreunden feind war, unter denen er ſtand, benützte dieſe Gelegenheit ſich ihnen zu widerſetzen, und die Gunſt der neuen Regierung wieder zu erlangen, und ſchlug die Wiederholung des Eides in ſeinem und ſeiner Truppen Namen ab.

Am 17ten, alſo am Tage als der neue Gerichtshof ſo gewaltthätig eingeſetzt worden war, erfuhr man durch einen Brief, daß die an Lafayette's Heer abgeſendeten Abgeordneten auf ſeinen Befehl verhaftet worden ſeien, und daß den Befehlen der Verſammlung getrotzt werde. Dieſe

Nachricht verbreitete mehr Erbitterung als Furcht; das Geschrei gegen Lafayette erhob sich stärker als je; man verlangte einen Anklage-Beschluß gegen ihn, und machte der Versammlung bittere Vorwürfe, daß sie dieses nicht früher gethan habe. Es wurde sogleich ein Beschluß erlassen gegen die Verwaltungsbehörde des Ardennen-Departements; neue Abgeordnete wurden mit denselben Vollmachten und mit dem Auftrage abgeschickt, die drei Verhafteten zu befreien; andere Abgeordnete wurden an Dillon's Heer abgesendet; am 19ten Morgens erklärte die Versammlung Lafayette für einen Verräther am Vaterlande und erließ einen Anklage-Beschluß gegen ihn.

Die Umstände waren sehr bedenklich: wenn dieser Widerstand nicht besiegt wurde, so war die neue Umwälzung verloren: Frankreich, getheilt zwischen den Republikanern im Innern und den Vaterlandsfreunden im Heere, stand dem Feinde zerrissen gegenüber und hatte einen feindlichen Einfall und eine schreckliche Gegenwirkung zu erwarten. Lafayette mußte in den Ereignissen des 10ten August die Abschaffung der Verfassung von 91, die Erfüllung aller Voraussagungen der Aristokraten, und die Rechtfertigung aller vom Hofe der Freiheit gemachten Vorwürfe verabscheuen. Er sah in diesem Siege der Demokratie nichts als eine blutige Anarchie, eine unendliche Verwirrung. Für uns hat diese Verwirrung ein Ende genommen, und das Vaterland ist gegen die Fremden vertheidigt worden; für Lafayette war die Zukunft unenthüllt und schrecklich: die Vertheidigung des Vaterlandes war unter diesen Zuckungen im Innern wenig wahrscheinlich, und er fühlte daher den Drang diesem Chaos zu widerstreben und sich gleichzeitig gegen den innern und den äußern Feind zu bewaffnen. Allein seine Lage war schwierig, und kein Sterblicher hätte siegreich aus ihr hervorgehen können. Sein

Heer war ihm ergeben, allein die Heere haben keinen eigenen Willen, und können keinen andern, als den haben, welchen die oberste Gewalt ihnen einflößt. Wenn eine Umwälzung mit der Schnelligkeit ausbricht, wie die im Jahre 89, dann lassen sie sich mit fortreissen und werden dem Befehle ungehorsam, weil der neue Stoß mächtiger ist als die alte Neigung; allein geächtet und in Anklagestand versetzt konnte Lafayette sein Heer nicht durch seine bloße Volksgust gegen die oberste Gewalt im Innern aufwiegeln, und mit seinem persönlichen Einflusse den Einfluß der Pariser Umwälzung bekämpfen. Zwischen zwei Feinden stehend, und ungewiß über seine Pflicht mußte er zaudern. Die Versammlung dagegen zauderte nicht, schickte Beschlüsse über Beschlüsse, und mußte, unterstützt von kräftigen Abgeordneten, den Sieg über Lafayette's Ungewißheit davon tragen, und das Heer für sich gewinnen. Wirklich wurden die Truppen nach und nach stutzig und schienen ihren Feldherrn verlassen zu wollen. Die eingeschüchterten bürgerlichen Behörden gaben den neuen Abgeordneten nach. Dumouriez's Beispiel, welcher sich für den 10ten August erklärte, brachte alles zum Falle, und Lafayette blieb in seinem Widerstand allein mit seinem aus Verfassungs-Anhängern zusammengesetzten Generalstab.

Auch Bouillé, dessen Entschlossenheit unbezweifelbar ist, Dumouriez, dessen Talente unbestreitbar sind, unterlagen zu verschiedenen Zeiten bei ähnlichen Unternehmungen, und mußten die Flucht ergreifen. Lafayette konnte nicht glücklicher seyn. Er schrieb an die verschiedenen bürgerlichen Behörden, die ihn in seinem Versuche unterstützt hatten, nahm alle Verantwortlichkeit auf sich, und verließ am 20sten sein Lager in Begleitung einiger Offiziere, die seine Freunde, und sowohl seine Waffen- als Meinungs-Gefährten waren. Bureau du Puzy, Latour-Mau-

bourg und Lameth begleiteten ihn. Sie verließen das Lager, ohne weiter mit sich zu nehmen, als einen einmonatlichen Sold und nur in Begleitung einiger Diener. Lafayette verließ sein Heer in der größten Ordnung und traf vor seiner Abreise noch die nöthigen Verfügungen für den Fall eines Angriffes. Er schickte einige Reuter, welche ihn begleiteten, zurück, um Frankreich nicht Einen seiner Vertheidiger zu rauben, und am 21sten schlug er mit seinen Freunden den Weg nach den Niederlanden ein. Als diese ersten Auswanderer der Freiheit nach einem Marsche, der ihre Pferde sehr ermüdet hatte, an die österreichischen Vorposten kamen, so wurden sie verhaftet und völkerrechtswidrig als Kriegsgefangene behandelt. Die Freude im Lager der Verbündeten war groß, als man erfuhr, daß man Lafayette gefangen genommen habe. Die ganze europäische Aristokratie jubelte darüber, einen der ersten Anhänger der Revolution quälen, der Revolution selbst die Verfolgung ihrer Urheber vorwerfen zu können, und die Erfüllung aller der unheilschwangeren Voraussagungen zu sehen.

Lafayette verlangte vergeblich für sich und seine Freunde die ihnen schuldige persönliche Freiheit. Man bot sie ihm an um den Preis der Zurücknahme, nicht allenfalls aller seiner Meinungen, sondern nur der einzigen über die Abschaffung des Adels; er schlug es aber ab und drohte selbst sie förmlich vor einem Gerichts-Beamten Lügen zu strafen, wenn sie seine Worte falsch auslegen würden. Er erhielt also Fesseln für seine Standhaftigkeit, und sein Geist wurde nicht im mindesten erschüttert, als er die Freiheit in Frankreich und in ganz Europa verloren achtete, sondern er sah sie immer noch als das köstlichste der Güter an; er bekannte sich immer noch zu ihr sowohl in Gegenwart seiner Kerkermeister, als gegen seine in Frank-

reich gebliebenen Freunde. „Liebt, schrieb er diesen, liebt die Freiheit immer, trotz ihrer Stürme, und dient eurem Vaterlande.“ Man vergleiche dieses Betragen mit dem von Bouillé, der es verließ um mit den feindlichen Fürsten dahin zurückzukehren, oder mit dem von Dumouriez, der sich nicht aus Ueberzeugung, sondern aus übler Laune mit dem Convente abwarf, dem er lange gedient hatte: und dann wird man dem Manne Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen, der Frankreich nur erst dann verließ, als die von ihm anerkannte Wahrheit daselbst geächtet war, ihr nicht fluchte oder sie im feindlichen Lager verläugnete, sondern sich laut im Kerker noch zu ihr bekannte.

Doch tadeln wir Dumouriez nicht zu strenge, bald werden wir seine ewig denkwürdigen Verdienste zu würdigen haben. Dieser biegsame und schlaue Mann hatte die neuentstehende Macht sehr gut errathen; nachdem er sich durch seinen Ungehorsam gegen Luckner und seine Weigerung sein Lager an der Maulde zu verlassen beinahe unabhängig gemacht, und er den von Dillon verlangten Eid abgeschlagen hatte, so wurde er sogleich für seinen Eifer durch die Uebertragung des Oberbefehles über das Nord- und das Mittel-Heer belohnt. Der tapfere, muthige aber blindhandelnde Dillon war anfänglich seines Gehorsames gegen Lafayette wegen entsetzt worden, allein er wurde bald wieder bestätigt durch Dumouriez's Verwendung, der auf seinem Wege zu seinem Ziele so Wenige als irgend möglich war, beleidigen wollte, und daher Dillon das Wort bei den Abgeordneten der Versammlung redete. Dumouriez war somit Oberbefehlshaber auf der ganzen Gränze von Metz bis Dünkirchen. Luckner war in Metz mit dem ehemaligen Nord-Heere. Zuerst von Lafayette geleitet, hatte er dem 10ten August widerstehen zu wollen geschienen, allein bald gab er seinem Heere und den Com-

missären der Versammlung nach, ließ sich die Beschlüsse dieser letzteren gefallen, weinte wieder und gehorchte dem neuen Anstoße, den man ihm gegeben hatte.

Der 10te Aug. und die vorgerückte Jahreszeit bestimmten die verbündeten Mächte, den Krieg endlich mit Kraft zu führen. Die Gesinnungen der europäischen Höfe gegen Frankreich hatten keine Veränderung erlitten. England, Holland, Dänemark und die Schweitz versprachen immer noch eine strenge Neutralität. Schweden kam nach Gustav's Tode ebenfalls hierzu zurück; die kleinen italiänischen Staaten waren Frankreich sehr abgeneigt, allein eben so unmächtig. Spanien sprach sich nicht aus, sondern war in inneren sich durchkreutzenden Umtrieben befangen. Es blieben somit als entschiedene Feinde übrig: Rußland und die beiden großen deutschen Mächte. Allein Rußland beschränkte sich bis itzt auf ein unfreundliches Betragen und auf Wegschickung des französischen Botschafters. Nur Preußen und Oesterreich standen unter den Waffen. Von den kleineren deutschen Fürsten hatten nur die drei geistlichen Kurfürsten und die beiden Landgraven von Hessen einen thätigen Antheil an dem Bunde genommen: die übrigen warteten, bis sie dazu genöthigt würden.

In dieser Lage der Dinge bedrohten 138,000 Mann sehr gut disciplinirter und geübter Truppen Frankreich, das ihnen höchstens 120,000 Mann entgegenstellen konnte, die überdieß noch auf einer sehr großen Gränze zerstreut waren, nirgends ein bedeutendes Heer bildeten, ihrer Offiziere beraubt waren, kein Vertrauen in sich und ihre Anführer setzten, und bisher immer noch Verluste in dem kleinen Vorpostenkriege erlitten hatten. Der Plan der Verbündeten war, durch die Ardennen in Frankreich, und über Châlons nach Paris vorzudringen. Die beiden Fürsten von Oesterreich und Preußen hatten sich persönlich

nach Mainz begeben. 60,000 Preußen, die Erben der Bildung und des Andenkens Friedrichs des Großen drangen auf die französische Mitte in Einer Heersäule vor. Sie zogen über Luxemburg nach Longwy. 20,000 Oesterreicher unterstützten ihren rechten Flügel, indem sie Stenay besetzten. 16,000 Oesterreicher unter dem Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg, und 10,000 Hessen deckten den linken Flügel der Preußen. Der Herzog von Sachsen-Teschen hatte die Niederlande besetzt und bedrohte die dortigen festen Plätze. Der Prinz von Condé hatte mit 6000 französischen Ausgewanderten sich gegen Philippsburg gezogen. Noch einige andere Abtheilungen von Ausgewanderten waren in den verschiedenen preußischen und österreichischen Heeren vertheilt. Die fremden Höfe, welche sie nicht in Ein Ganzes vereinigen wollten, um ihnen nicht zu viel Einfluß einzuräumen, hatten sie anfänglich an die deutschen Regimenter vertheilen wollen, allein später doch eingewilligt, sie zu abgesonderten Corps zu bilden, jedoch unter der Bedingung, sie unter die verschiedenen Heere zu vertheilen. Diese Corps bestanden zum großen Theile aus Offizieren, welche Gemeinen-Dienste thaten und eine glänzende Reuterei bildeten, allein sie waren mehr dazu geeignet große Tapferkeit an einem Schlachttage zu zeigen, als einen langen Feldzug auszuhalten.

Die französischen Heere waren zum Widerstande gegen eine solche Masse von Streitkräften auf das allerunglücklichste aufgestellt. Die drei Generale Beurnonville, Moreton und Duval hatten 30,000 Mann in drei verschiedenen Lagern an der Maulde, bei Maubeuge und bei Lille. Darin bestand die ganze Streitmacht zur Deckung des Nordens und der Niederlande. Lafayette's Heer lagerte 23,000 Mann stark bei Sedan, allein es war durch die Flucht seines Feldherrn in Verwirrung und in der größ-

ten Meinungs-Ungewißheit. Dumouriez übernahm den Befehl. Luckner's Heer von 20,000 Mann stand bei Metz, und hatte so eben wie alle anderen einen neuen Anführer an Kellermann erhalten. Die Versammlung war zwar unzufrieden mit Luckner, hatte ihn aber doch nicht absetzen wollen, sie gab daher sein Heer an Kellermann, und übertrug ihm, unter dem Titel eines Generalissimus, die Errichtung des Rückhalts-Heeres und das blos dem Namen nach bestehende Amt, den Generalen Rath zu ertheilen. Noch waren übrig Custine, der mit 15,000 Mann Landau besetzt hielt, und Biron der mit 30,000 im Elsaße, also zu weit vom Hauptkriegstheater entfernt stand, um auf das Schicksal des Feldzuges Einfluß zu haben.

Die beiden einzigen Corps, welche thätig gegen die Verbündeten handeln konnten, waren die 23,000 Mann, welche Lafayette verlassen hatte, und Kellermanns 20,000 Mann. Wenn das feindliche Heer schnell auf Sedan gezogen wäre, so lange Lafayette's Corps ohne Anführer, in Unordnung und noch nicht von Dumouriez übernommen war, so wäre das hauptsächlichste Vertheidigungsheer unnütz gemacht worden, die Ardennen wären offen gestanden, und die anderen Generale hätten sich schnell zurückziehen müssen, um sich hinter der Marne zu vereinigen und einem so schnellen Einfalle zu widerstehen. Vielleicht hätten sie keine Zeit mehr gefunden, von Lille und von Metz nach Rheims und Châlons zu kommen; dann war Paris entblößt, und es blieb der neuen Regierung nichts als der abgeschmackte Plan eines Lagers unter den Mauern von Paris und die Flucht über die Loire.

Allein wenn sich Frankreich mit der ganzen Unordnung einer Staatsumwälzung vertheidigte, so griefen die fremden Mächte mit der ganzen Unsicherheit und sowohl Meinungs- als Vortheils-Verschiedenheit einer Verbün-

dung Mehrerer an. Der König von Preußen, sich mit der Hoffnung einer leichten Eroberung schmeichelnd, und von den Ausgewanderten, welche ihm den Einfall nur als eine militärische Lustreise vorstellten, betrogen, stimmte für den kräftigst-möglichen Angriff. Allein sein Feldherr, der Herzog von Braunschweig, war so umsichtig, daß das Selbstvertrauen des Königes nicht einmal Schnelligkeit und Thätigkeit zur glücklichen Folge hatte. Der Herzog von Braunschweig sah, daß die Jahrszeit schon weit vorgerückt und das Land ganz anders gestimmt sei, als die Ausgewanderten es schilderten; er beurtheilte die Kraft des aufgestandenen Volkes aus den Ereignissen des 10ten August, und hielt es daher für gerathener, sich eine sichere Operations-Linie an der Mosel zu verschaffen, hierzu die Belagerungen von Metz und Thionville zu unternehmen, und den Anfang des Feldzuges auf das nächste Frühjahr zu verschieben, wo er dann mit den durch die Eroberung dieser Festungen erlangten Vortheilen begonnen werden könne. Dieser Zwiespalt zwischen dem Eigendünkel des Fürsten, und der Klugheit des Feldherrn, ferner die Langsamkeit der Oesterreicher, die statt 50,000 Mann nur 18,000 unter dem Fürsten von Hohenlohe schickten, verhinderten jede entscheidende Bewegung. Allein das preußische Heer setzte doch immer sein Vordringen gegen die Mitte der Franzosen fort, und befand sich am 20sten vor Longwy, einem der am weitesten vorgeschobenen festen Plätze auf dieser Gränze.

Dumouriez, welcher immer geglaubt hatte, daß ein Einfall in den Niederlanden dort eine Umwälzung nach sich ziehen, und Frankreich von den Angriffen der Deutschen befreien würde, hatte von dem Augenblicke, daß er zum Oberbefehlshaber der beiden Heere ernannt war, alles zum Vorrücken vorbereitet. Er war gerade im Be-

griffe den Herzog von Sachsen-Teschen anzugreifen, als Westermann, der sich am 10ten August so thätig bewiesen hatte, und an Lafayette's Heer abgeordnet worden war, erschien, um ihm die Ereignisse auf dem großen Kriegsschauplatze zu melden. Longwy hatte den Preußen seine Thore nach einer Beschießung von einigen Stunden am 22sten geöffnet. Unordnung unter der Besatzung und Schwäche des Befehlshabers waren hieran Schuld. Durch diese schnelle Eroberung und durch Lafayette's Gefangennehmung ermuthigt dachten die Preußen mehr als je an einen raschen Einfall. Lafayette's Heer war verloren, wenn sein neuer Feldherr es nicht durch seine Gegenwart aufrichtete und die Bewegungen klug leitete.

Dumouriez gab also seinen Lieblings-Plan auf und kam am 25sten oder 26sten nach Sedan, wo seine Gegenwart anfänglich auf die Truppen nur einen sehr ungünstigen Eindruck machte. Er war der Feind des immer noch angebeteten Lafayette, er ward als Urheber des unseeligen Krieges betrachtet, weil derselbe unter seinem Ministerium erklärt worden war, endlich war er ein Beamter, ein Schriftsteller, aber kein Feldherr. Solche Vorwürfe waren in Aller Munde und oft erreichten sie Dumouriez Ohr. Er ließ sich nicht aus der Fassung bringen; zuerst flößte er den Truppen neues Vertrauen ein durch die Annahme einer festen und ruhigen Haltung, und bald ließ er sie die Wirkung eines kraftigen Befehles fühlen. Aber die Lage von 23,000 Mann ganz desorganisirter Truppen gegenüber von 80,000 Mann in bester Ordnung war wirklich verzweifelt. Die Preußen hatten nach der Einnahme von Longwy Thionville berennt, und giengen auf Verdun los, das weit weniger widerstehen konnte als Longwy.

Alle von Dumouriez versammelten Generale waren

der Meinung, die Preußen nicht in Sedan zu erwarten, sondern sich hinter die Marne zurückzuziehen, sich daselbst best-möglich zu verschanzen, die Ankunft der übrigen Heere zu erwarten, und so die vom Feinde nur vierzig Lieues entfernte Hauptstadt zu decken. Sie waren alle überzeugt, daß, wenn man sich dem Einfalle entgegensetzte, man eine vollständige Niederlage erleiden und das Heer von Sedan bis Paris sich nirgends mehr setzen werde, so daß die Preußen ungehindert ihren Sieges-Einzug dort würden halten können.

Die Ansicht in Paris war dieselbe, und es wuchs hier der Grimm mit der Gefahr. Doch glaubte diese große Hauptstadt, welche nie den Feind in ihren Mauern gesehen hatte, und ihre Macht nach ihrer Ausdehnung und ihrer Bevölkerung berechnete, daß ein Feind sich nur mit größter Gefahr in ihre Thore wagen könne. Man fürchtete weit weniger die Feindes-Gefahr, welche man nicht mit Augen sah und welche noch entfernt war, denn eine Reaction von Seiten der nur augenblicklich niedergeschlagenen Königlichgesinnten. Während die Generale an der Gränze nur die Preußen vor Augen hatten, sah man in Paris nur die heimlich gegen die Freiheit sich verschwörenden Aristokraten: man sagte sich, daß zwar der König gefangen, allein deßwegen doch sein Anhang noch vorhanden sei, und sich wie vor dem 10ten August verschwöre um den Fremden die Thore von Paris zu öffnen. Man glaubte, alle großen Häuser der Hauptstadt seien voll Bewaffneter, die bereit seien sich auf das erste Zeichen herauszustürzen, den König zu befreien, sich der Regierung zu bemächtigen, und Frankreich unvertheidigt den Ausgewanderten und den Verbündeten zu überliefern. Dieses Verständniß zwischen den inneren und den äußeren Feinden beschäftigte alle Gemüther. Man muß sich der Verräther entledigen, sprach

man, und schon bildete sich der gräßliche Gedanke, die Besiegten aufzuopfern, ein Gedanke, der bei der Menge nur ein augenblickliches Erzeugniß der gesteigerten Einbildungskraft war, der aber von einzelnen blutdürstigeren, eifrigeren und zum Handeln geschickteren Menschen sich in einen überlegten und wirklichen Vorsatz verwandeln konnte.

Es war oben schon die Rede von dem Plane, das Volk wegen des am 10ten August erlittenen Verlustes zu rächen, und von dem heftigen Streite zwischen der Versammlung und dem Gemeinderathe über den außerordentlichen Gerichtshof. Dieser Gerichtshof, welcher schon Dangremont und den unglücklichen Intendanten der Civil-Liste, Laporte, hatte hinrichten lassen, handelte dem aufgereitzten und wüthenden Volke, welches überall Feinde sah, zu langsam; es wollte ein schnelleres Verfahren bei Bestrafung der Verräther, und vor allem verlangte es die Verurtheilung der dem hohen National-Gerichtshof zu Orléans Uebergebenen. Es waren dieses größtentheils ehemalige Minister und andere Staatsbeamte: Delessart, welcher Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen war, befand sich darunter. Man schrie auf allen Seiten gegen die Langsamkeit des Verfahrens, man verlangte die Versetzung der Verhafteten nach Paris, und ihre schnelle Verurtheilung durch den Gerichtshof vom 17ten August. Die deßhalb befragte, oder vielmehr dazu aufgeforderte Versammlung hatte muthig widerstanden. Der hohe National-Gerichtshof sei, antwortete sie, eine Verfassungs-Anstalt, die sie nicht ändern dürfe, da ihr kein Recht zustehe Verfassungs-Gesetze zu erlassen, und weil jeder Angeklagte das Recht habe nur nach den seinem Verbrechen vorangehenden Gesetzen gerichtet zu werden. Diese Frage hatte aufs Neue einen Schwarm von Bittstellern erzeugt, und die Versammlung mußte auf einmal einer eifrigen

Minderzahl, dem Stadtrathe und den unruhigen Sectionen widerstehen. Nur einige Formen des Verfahrens kürzte sie ab, beschloß aber, daß die vor dem hohen National-Gerichtshof Angeklagten ihrem verfassungsmäßigen Richter nicht entzogen werden sollten.

So bildeten sich also zwei Partheien, von denen die eine der Ueberwundenen schonen, allein deßhalb den Fremden keinen geringeren Widerstand entgegensetzen, die andere aber zuerst die heimlichen Feinde opfern wollte, ehe man den bewaffneten gegen Paris heranziehenden Feinden entgegengehe.

Die Pariser waren umsomehr aufgereitzt, je größer die Gefahr für ihre Stadt, den Heerd aller Empörungen und das hauptsächlichste Ziel der feindlichen Heere, war. Sie beschuldigten die aus Abgeordneten der Departements bestehende Versammlung sich in die Provinzen zurückziehen zu wollen. Vorzüglich schuldigte man die Girondisten, welche größtentheils aus Abgeordneten des Südens bestanden, und die dem Gemeinderathe so verhaßte Mehrzahl bildeten, des Vorhabens an, Paris aus Haß gegen dasselbe dem Feind überliefern zu wollen. Man setzte also bei ihnen die Stimmung voraus, die zu verdienen man sich bewußt war; allein die Mehrzahl von ihnen waren viel zu aufrichtige Anhänger der Sache des Vaterlandes, um daran zu denken, Paris verlassen zu wollen. Allerdings waren sie immer der Meinung gewesen, daß man sich, auch wenn der Norden verloren sei, in den Süden zurückziehen könne; auch mochten einige von ihnen es unter den gegenwärtigen Umständen für klug halten, den Sitz der Regierung jenseits der Loire zu verlegen; allein ihr geheimer Plan war gewiß nicht der, eine verhaßte Stadt aufzuopfern, und sich in Gegenden zurückzuziehen, wo sie die Herren wären. Sie hatten zu viel Hochherzigkeit, sie

waren noch zu mächtig, und rechneten noch zu sehr auf den nächstens zusammentretenden National-Convent, als daß sie hätten daran denken können Paris zu verlassen.

Man beklagte sich also zu gleicher Zeit über ihre Nachsicht gegen die Verräther und über ihre Abneigung gegen Paris. Da sie gegen äußerst heftige Menschen zu kämpfen hatten, so mußten sie, auch wenn sie die Mehrheit und die guten Gründe für sich hatten, doch der Thätigkeit und der Kraft ihrer Gegner nachgeben, und konnten die Abscheulichkeiten nicht verhindern, mit denen man umgieng. Im ausübenden Rathe waren ihrer fünf gegen einen; denn außer Clavière, Roland und Servan, welche zu ihnen gehörten, waren auch Monge und Lebrun von ihnen gewählt, allein doch beherrschte der einzige Danton, der ohne übrigens ihr persönlicher Feind zu seyn weder ihre Mäßigung noch ihre Meinungen theilte, den ganzen Rath und nahm ihnen allen Einfluß. Während Clavière sich bemühte einige Hülfsquellen aufzusuchen, während Servan den Feldherren Verstärkungen zu schicken suchte, und Roland die vernünftigsten Rundschreiben zur Aufklärung der Provinzen, zur Leitung der Ortsbehörden, zur Beschränkung ihrer Eingriffe und zur Verhinderung aller Arten von Unordnungen ergehen ließ, bemühte sich Danton alle Stellen mit seinen Anhängern zu besetzen; überall schickte er seine getreuen Cordeliers hin, verschaffte sich auf diese Art allenthalben zahlreiche Stützpunkte, und ließ seine Freunde die Vortheile der Umwälzung genießen. Er rieß seine Amtsgenossen mit sich fort oder schreckte sie, und fand nur in der starren Rechtlichkeit Rolands einen Widerstand; denn dieser genehmigte oft weder seine Maasregeln, noch die von ihm vorgeschlagenenen Canditaten. Danton ärgerte sich darüber, ohne aber deßhalb mit Roland zu

brechen, und bemühte sich immer fort, so viel als möglich Entscheidungen und Ernennungen durchzusetzen.

Danton, dessen eigentliche Macht auf der Hauptstadt beruhte, wollte sie erhalten, und er war fest entschlossen, jede Verlegung jenseits der Loire nicht zu dulden. Er war ein Mann von außerordentlicher Kühnheit, er hatte schon am 9ten August die Empörung erklärt, als noch Jedermann zauderte, und er war also nicht im Stande zurückzuweichen, sondern war der Meinung, daß man sich unter den Ruinen der Hauptstadt begraben müsse. Herr des Minister-Rathes, eng verbunden mit Marat und dem Aufsichts-Ausschuß des Gemeinderathes, in allen Clubs gerne gehört, mitten unter der ganz von ihm abhängigen Menge lebend, war Danton der mächtigste Mann in Paris; und diese Macht, welche sich auf einen heftigen Charakter gründete, der ihn mit den Leidenschaften des Pöbels in Verbindung setzte, konnte der besiegten Parthei nicht anders als verderblich seyn. Danton war für alle von den Girondisten verworfenen Rache-Plane; er war das Haupt der Pariser Parthei, welche sagte: „Wir weichen nicht, wir fallen unter den Trümmern der Hauptstadt, allein unsere Feinde sollen vor uns untergehen." So bildeten sich gräßliche Vorsätze, und abscheuliche Vorfälle waren ihre beklagenswerthe Folge.

Am 26sten verbreitete sich in Paris die Nachricht von der Einnahme von Longwy und verursachte eine allgemeine Bewegung; man stritt sich den ganzen Tag über die Wahrscheinlichkeit, die endlich nicht mehr geläugnet werden konnte; man hörte, die Stadt habe nach einer Beschießung von einigen Stunden ihre Thore geöffnet. Die Gährung war so groß, daß die Versammlung Todesstrafe Jedem zuerkannte, der in einer belagerten Festung von Uebergabe sprechen würde. Auf Verlangen des Gemeinderathes wurde

ferner verordnet, daß Paris und die anliegenden Departements binnen einiger Tagen dreißig tausend bewaffnete und ausgerüstete Soldaten zu stellen haben. Die damalige Begeisterung machte es möglich, in so kurzer Zeit eine so bedeutende Masse aufzustellen, und die Besorgniß ließ etwas nach. Man glaubte nicht daß hunderttausend Preußen einige Millionen zu ihrer Vertheidigung entschlossener Männer würden besiegen können. Man arbeitete mit erneuerter Thätigkeit an dem Lager bei Paris, und alle Frauen begaben sich in die Kirchen, um dort gemeinschaftlich an den Ausrüstungs-Gegenständen zu arbeiten.

Danton verfügte sich in den Gemeinderath, der auf seinen Vorschlag die äußersten Mittel zu ergreifen beschloß; man beschloß alle Armen in den Sectionen aufzuschreiben, und ihnen Sold und Waffen zu geben; außerdem wurde die Entwaffnung und Verhaftung der Verdächtigen befohlen, und als solche sollten alle Unterzeichner der Eingaben gegen den 20sten Juni und gegen das Lager bei Paris angesehen werden. Um diese Entwaffnung und Verhaftung möglich zu machen richtete man Hausfuchungen ein, welche auf die schrecklichste Art vorgenommen wurden. Die Stadtthore sollten vom 29sten Abends an 48 Stunden lang geschlossen, und dnrchaus keine Erlaubniß zur Abreise unter irgend einem Vorwande gegeben werden. Böte wurden auf den Fluß ausgestellt, um auch hier die Flucht unmöglich zu machen. Die umliegenden Gemeinden wurden beauftragt Jeden zu verhaften, der auf dem Wege oder in den Feldern betreten würde. Die Hausfuchungen sollten durch Trommelschlag angekündigt werden, und jeder auf dieses Zeichen sich nach Hause begeben bei Strafe als einer geheimen Zusammenkunft verdächtig angesehen zu werden, wenn er bei einem Andern betreten würde. Aus diesem Grunde sollten alle Sections-Versammlungen und selbst

der außerordentliche Gerichtshof während dieser zwei Tage keine Sitzungen halten. Abgeordnete des Gemeinderathes hatten mit Hülfe der gewaffneten Macht die Haussuchungen vorzunehmen, die Waffen wegzunehmen, die Verdachtigen zu verhaften, das heißt die Unterzeichner der eben genannten Eingaben, die unbeeidigten Priester, diejenigen, welche unwahre Erklarungen abgeben würden, die, gegen welche Anzeigen vorliegen u. s. w. Um zehn Uhr Abends sollte kein Wagen mehr fahren dürfen, und die Stadt die ganze Nacht hindurch erleuchtet seyn.

Das waren die Maasregeln „um die schlechten Bürger zu verhaften, die sich seit dem 10ten August verbergen." Am 29sten Abends wurden wirklich diese Haussuchungen angefangen, und die besiegte den Anklagen der andern ausgesetzte Parthei war in Gefahr vollständig in die Gefängnisse geworfen zu werden. Alle, welche mit dem Hofe durch Stand, Stelle oder haufige Besuche im Schlosse zusammen gehangen, alle welche sich für ihn bei verschiedenen Gelegenheiten erklärt, alle welche feige Feinde hatten, die sich durch eine heimliche Anklage rächen wollten, wurden eingekerkert; es waren ihrer zwölf- bis fünfzehntausend. Der Aufsichts-Ausschuß verfügte diese Verhaftungen und ließ sie unter seinen Augen vollziehen. Die Verhafteten wurden zuerst auf den Ausschuß ihrer Section geführt, und von da zu dem Gemeinde-Ausschuß. Hier wurden sie kurz über ihre Gesinnungen und über die Thatsachen befragt, mit denen sie sich gut oder schlecht darüber ausweisen könnten. Oft stellte nur ein einziges Mitglied des Ausschusses das Verhör an, während die andern durch mehrtägiges Wachen erschöpft, auf den Stühlen und Tischen schliefen. Die Verhafteten wurden nun zuerst im Stadthause eingesperrt, und dann in die Gefängnisse vertheilt, in denen noch einiger Raum war. Hier waren

Anhänger aller der bis zum 10ten August auf einander gefolgten Partheien bei einander; alle Rangverhältnisse waren umgestürzt, und einfache Bürger galten als eben so große Aristokraten als Herzoge und Prinzen.

Ein dumpfer Schrecken herrschte in Paris; von den Republikanern wurden die Preußen, von den Königlichgesinnten die Republikaner gefürchtet. Der allgemeine Vertheidigungs-Ausschuß der Versammlung trat am 30sten zusammen und berief den ausübenden Rath zu sich, um ihn über die Maasregeln zur öffentlichen Sicherheit zu befragen. Die Versammlung war zahlreich, weil außer den Mitgliedern des Ausschusses noch eine Menge Abgeordnete anwesend waren, welche der Sitzung beiwohnen wollten. Verschiedene Vorschläge wurden gemacht. Der Minister Servan hatte kein Vertrauen in die Heere und glaubte nicht, daß Dumouriez mit den 23,000 Mann, die ihm von Lafayette hinterlassen waren, den Preußen widerstehen könne. Er sah zwischen ihnen und Paris keine Stellung, die stark genug wäre um sie aufzuhalten. Jedermann war in dieser Hinsicht seiner Meinung, und man schlug vor, erst die ganze Bevölkerung von Paris zu bewaffnen, sie im Lager bei der Stadt aufzustellen und den Preußen verzweifelten Widerstand entgegenzusetzen, dann aber sich im Nothfalle nach Saumur zurückzuziehen, um zwischen den Feind und die höchsten Behörden neue Zwischenräume, neue Hindernisse zu bringen. Vergniaud und Guadet bestritten den Plan, Paris zu verlassen. Nach ihnen nahm endlich Danton das Wort:

„Man schlägt Ihnen vor, Paris zu verlassen, allein Sie wissen, daß die Feinde Paris für ganz Frankreich nehmen, und daß es die neue Ordnung der Dinge aufgeben heißt, wenn man ihnen diese Stadt überläßt. Gehen wir zurück, so sind wir verloren; wir müssen uns also

durch alle möglichen Mittel hier zu halten und uns durch Kühnheit zu retten suchen.

„Unter den vorgeschlagenen Beweggründen hat mich keiner befriedigt. Man muß sich die Stellung nicht verhehlen, in welche uns der 10te August gesetzt hat. Er hat uns in Republikaner und Königlichgesinnte getheilt, von denen jene wenig, diese sehr zahlreich sind. In diesem Zustande der Schwäche sind wir Republikaner zwischen zwei Feuern, zwischen dem der fremden Feinde, und dem der Königlichen im Innern. Es giebt ein königlichgesinntes Directorium, das in Paris seinen Sitz hat, und mit den Preußen in Verbindung steht. Es ist den Ministern unmöglich, zu bestimmen, wo es sich versammelt, aus wem es besteht. Allein um es aus der Fassung zu bringen, um sein unglückbringendes Einverständniß mit dem Feinde zu beendigen, muß man — ja muß man den Königlichgesinnten Schrecken einjagen. — — —"

Er begleitete diese Worte mit einem Zeichen des Todes, und Schrecken mahlte sich auf allen Gesichtern. „Ich sage Ihnen, fuhr Danton fort, man muß ihnen Schrecken einjagen. — Die Hauptsache ist, daß man sich in Paris hält, allein dieses wird man nicht können, wenn man sich in ungewissen Kämpfen erschöpft." Erstarren bemächtigte sich der Versammlung. Kein Wort wurde dieser Rede beigefügt, und man trennte sich ohne die Plane des Ministers bestimmt vorauszusehen, oder auch nur durchschauen zu wollen.

Danton begab sich sogleich in den Aufsichts-Ausschuß des Gemeinderathes, der über die Freiheit jedes Bürgers verfügte, an dessen Spitze Marat stand. Die unwissenden und kurzsichtigen Amtsgenossen Marat's waren Panis und Sergent, die sich beide schon am 20sten Juni und am 10ten August ausgezeichnet hatten, und dann Jourdeuil,

Duplain, Lefort und Lenfant. Hier wurden in der Nacht vom Donnerstag dem 30sten auf Freitag den 31sten August Todes-Plane gegen die Unglücklichen, welche in den Pariser Gefängnissen eingeschlossen waren, geschmiedet. Ein beweinenswerthes, gräßliches Beispiel von politischem Haß! Danton, der immer ohne Haß gegen seine persönlichen Feinde, und nicht selten sogar dem Mitleiden zugänglich war, lieh seine Kühnheit Marat's Blut-Träumen, und sie verschworen sich zu einer Unthat, wie zwar mehrere Jahrhunderte ähnliche aufzuweisen haben, die sich aber am Ende des 18ten nicht mit Unwissenheit und Rohheit entschuldigen läßt.

Wir haben gesehen, daß vor drei Jahren ein gewisser Maillard an der Spitze der aufrührerischen Weiber am 5ten und 6ten Okt. sich auszeichnete. Dieser Maillard, ehemals Gerichtsbote, ein schlauer, blutdürstiger Mann, hatte sich eine Bande roher und zu allen Unternehmungen bereiter Menschen gebildet, wie man sie in den Ständen findet, wo die Erziehung die Leidenschaften nicht durch Aufhellung des Verstandes zügelt. Er war bekannt als das Haupt dieser Bande, und wenn man einer neuerlich gegebenen Nachricht glauben darf, so wurde er aufgefordert, sich auf das erste Zeichen bereit zu halten, eine sichere und nützliche Stellung einzunehmen, Vorkehrungen zu treffen, daß das Angstgeschrei der Schlachtopfer nicht gehört würde, sich mit Essig, Kehrbesen, ungelöschtem Kalke, bedeckten Wagen u. s. w. zu versehen.

Von diesem Augenblick verbreitete sich das Gerüchte von einem schrecklichen Schlage. Die Verwandten der Verhafteten waren in tödtlichem Schrecken, und die Verschwörung war wie die am 20sten Juni, die vom 10ten August, kurz wie alle andern im Voraus schon unter der Hand bekannt. Man wiederholte von allen Seiten, daß

man durch ein abschreckendes Beispiel die Verschwörer, welche noch im Kerker sich mit dem Feinde verstünden, abschrecken müsse. Man beklagte sich über die Langsamkeit des Gerichtshofes für die Verbrechen des 10ten Augusts, und verlangte mit lautem Geschrei eine schnelle Bestrafung. Am 31sten wird der ehemalige Minister Montmorin von diesem Gerichtshofe freigesprochen, und nun heißt es, daß überall Verräther, und die Schuldigen ihrer Straflosigkeit sicher seien. An demselben Tage versichert man, daß ein Verurtheilter eingestanden habe, daß die Verhafteten in der Nacht aus den Gefängnissen ausbrechen, sich bewaffnen, über die Stadt verbreiten, hier alle Arten von Rache begehen, dann den König befreien und die Thore von Paris den Preußen öffnen wollen: und doch zitterten die Verhafteten für ihr Leben, ihre Verwandten waren bestürzt, und die königliche Familie erwartete ihre Ermordung in dem alten Thurme des Tempels.

Es gab bei den Jakobinern, im Gemeinderathe, in den Sectionen und selbst unter der Minderzahl der Versammlung Menschen, welche an diese vorgeblichen Verschwörungen der Königlichgesinnten glaubten und daher die vorgeschlagenen Racheplane zu rechtfertigen wagten. So viel ist gewiß, die Natur erzeugt nicht so viele Ungeheuer für Einen Tag, und nur der Partheigeist allein kann so viele zu solchen Verirrungen bringen. Es ist eine traurige Lehre für die Völker. Man glaubt an Gefahren, man wähnt sie zurücktreiben zu müssen; man wiederholt sich dieß, man steigert sich gegenseitig, und während die einen mit Leichtsinn behaupten, man müsse einen Streich führen, vollziehen ihn die andern mit blutdürstiger Kühnheit.

Sonnabend den 1sten Sept. waren die 48 Stunden der Thorsperre verflossen, die Hausuchungen vorbei und die Verbindungen wieder erlaubt. Allein plötzlich verbrei-

tete sich an diesem Tage die Nachricht von der Einnahme Verdun's. Verdun war nur berennt, allein man hielt es für erobert, und glaubte ein neuer Verrath habe es überliefert wie Longwy. Danton ließ sogleich durch den Gemeinderath beschließen, daß man am folgenden Tag, dem 2ten Sept., Lärm schlagen, die Sturmglocke anziehen, die Lärmkanonen lösen werde, daß alle waffenfähigen Bürger sich auf das Marsfeld begeben, dort die Nacht überlagern und am folgenden Tage gegen Verdun ziehen müssen. Jedermann sah ein, daß es bei diesen fürchterlichen Vorbereitungen nicht blos auf eine allgemeine Bewaffnung abgesehen sei. Die Verwandten der Verhafteten strömten herbei, und bemühten sich die Loslassung der Ihrigen zu bewirken. Der Anwalt Manuel, den eine großmüthige Frau bat, ließ zwei Mitglieder der Familie Latrémouille frei. Eine andere Frau, Fausse-Landry ist ihr Name, wollte durchaus das Gefängniß ihres Oheims, des Abtes von Rastignac, theilen; da sagte ihr Sergent: „Sie begehen eine Unvorsichtigkeit, die Gefängnisse sind nicht sicher."

Der folgende Tag, der 2te Sept., war ein Sonntag, und die Unbeschäftigtheit des Volkes vermehrte noch den Lärmen. Ueberall bildeten sich zahlreiche Haufen, und man verbreitete, daß die Feinde in drei Tagen in Paris seyn können. Der Gemeinderath theilte der Versammlung die von ihm getroffenen Maasregeln zu einem allgemeinen Aufgebote mit. Vergniaud, ergriffen von einer vaterlandsliebenden Begeisterung, nahm sogleich das Wort, wünschte den Parisern Glück zu ihrem Muthe, lobte sie daß sie ihren unruhigen Eifer in einen thätigeren und nützlicheren, nämlich den sich zu schlagen, umgewandelt haben. „Es scheint, sagte er, daß die Absicht des Feindes ist, geradezu auf die Hauptstadt loszuziehen und die Fe-

stungen hinter sich zu lassen. Diese Absicht wird unsere Rettung und sein Verderben seyn. Sind unsere Heere auch zu schwach um ihm zu widerstehen, so sind sie doch stark genuz, um ihn im Rücken zu beunruhigen; und wenn er so von unseren Bataillonen verfolgt ankommt, so findet er das Pariser Heer unter den Mauern der Hauptstadt in Schlachtordnung. Allein bei allen diesen köstlichen Hoffnungen muß man sich eine Gefahr nicht verhehlen, es ist die der panischen Schrecken. Unsere Feinde rechnen darauf und streuen Geld aus, um ihn zu verbreiten; und Ihr wißt, daß es Menschen giebt, die aus solchem weichen Schlamme bestehen, daß der Gedanke an die mindeste Gefahr sie auflößt. Ich wollte man könnte diese nur der Gestalt nach den Menschen beizurechnenden Geschöpfe erkennen, sie in Eine Stadt, zum Beispiel in Longwy vereinigen, diese würde man dann die Stadt der Feigen nennen und zum Gegenstande des Hohnes geworden, würden sie nicht mehr Schrecken unter ihren Mitbürgern verbreiten, sie würden ihnen keine Zwerge mehr als Riesen darstellen, noch den Staub der vor einer Schwadron Uhlanen auffliegt, für bewaffnete Bataillone halten!

„Heute, Pariser, müßt ihr eure ganze Kraft zeigen! Warum sind die Verschanzungen des Lagers noch so weit zurück? Wo sind die Schaufeln, die Hacken welche den Bundesaltar aufgeworfen, das Marsfeld geebnet haben? Ihr habt einen großen Eifer für Feste bewiesen; Ihr werdet keinen geringeren im Kampfe zeigen wollen; Ihr habt die Freiheit besungen und gepriesen, vertheidigt sie itzt! Wir haben itzt keine Könige von Metall mehr umzustürzen, sondern lebendige, mit ihrer ganzen Gewalt bewaffnete Könige. Ich trage daher darauf an, daß die National-Versammlung mit einem guten Beispiele vorgehe und zwölf Mitglieder absende, nicht nur um zu ermahnen,

sondern um selbst in Gegenwart aller Bürger zu arbeiten und zu schaufeln."

Dieser Vorschlag wurde mit Jubel angenommen. Nach Vergniaud nahm Danton das Wort; er machte die getroffenen Maasregeln bekannt und schlug neue vor. „Ein Theil des Volkes, sprach er, wird an die Gränze abgehen, ein anderer wird Verschanzungen aufwerfen, und ein dritter Theil wird mit seinen Picken das Innere unserer Städte vertheidigen. Allein dieß ist nicht genug: man muß überall Abgeordnete und Eilboten hinsenden, um ganz Frankreich aufzufordern, daß es dem Beispiele von Paris folge; man muß ein Gesetz erlassen, das jedem Bürger bei Todesstrafe gebietet entweder selbst zu dienen, oder seine Waffen abzuliefern. — Danton setzte bei: „Die Kanone, welche Sie hören werden, ist nicht die Lärmkanone, sondern das Zeichen zum Sturme auf die Feinde des Vaterlandes. Was bedarf es um sie zu besiegen, um sie niederzuschmettern? — Kühnheit, wieder Kühnheit, und immer Kühnheit!"

Diese Worte und die Geberden des Ministers machten einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden. Sein Antrag wurde angenommen, und er begab sich sogleich in den Aufsichts-Ausschuß. Alle Behörden, alle Vereinigungen, die Versammlung, der Gemeinderath, die Sectionen, die Jakobiner waren versammelt. Die Minister waren im Marine-Ministerium vereinigt und erwarteten Danton zu einer Berathung. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Ein tödtlicher Schrecken herrschte in den Gefängnissen. Die königliche Familie, welche von jeder Bewegung mehr als die übrigen Gefangenen bedroht war, fragte mit Aengstlichkeit nach der Ursache dieser allgemeinen Bewegung. Die Kerkermeister der verschiedenen Gefängnisse schienen bestürzt. Der von der Abtei hatte schon am Morgen seine Frau

und Kinder weggeschickt. Das Mittagessen wurde den Gefangenen zwei Stunden früher als gewöhnlich gebracht; alle Messer waren weggenommen worden. Ueber dieses alles erstaunt hatten sie die Schliesser nach der Ursache gefragt ohne eine Antwort erhalten zu können. Um zwei Uhr endlich wurde Lärm geschlagen, Sturm geläutet, und die Lärm-Kanone ertönte. Abtheilungen von Bürgern begaben sich auf das Marsfeld, andere umgaben das Stadthaus, die Versammlung, oder sammelten sich auf den öffentlichen Plätzen.

Es waren auf dem Stadthause vier und zwanzig Priester, welche deßhalb verhaftet waren, weil sie den Eid nicht hatten leisten wollen; sie sollten in das Gefängniß der Abtei gebracht werden. Man wählte diesen Augenblick zu ihrer Fortschaffung, sei es aus Absicht, sei es aus Zufall. Sie wurden in sechs Lohnwagen gesetzt, und unter der Bedeckung von Marseillern und Bretagnern im Schritt nach der Vorstadt Saint-Germain über die Kayen, den Pont-Neuf und die Rue Dauphine gebracht. Man umgab sie und bedeckte sie mit Schmähungen. Das sind, sagten die Verbündeten von ihrer Bedeckung, die Verschwörer, welche unsere Frauen und Kinder umbringen wollten, während wir an der Gränze seien. Diese Worte vermehrten noch den Lärmen. Da die Fenster der Wagen niedergelassen waren, so wollten die Unglücklichen sie schliessen, um sich gegen die Mißhandlungen zu sichern, allein man verhinderte es und sie mußten sich ruhig die Stöße und Mißhandlungen gefallen lassen. Endlich kamen sie in den Hof der Abtei, wo schon eine unzählige Menge versammelt war. Der Hof führte zu den Gefängnissen, und stand mit dem Sitzungssaale der Section des Quatre-Nations in Verbindung. Der erste Wagen hielt an der Thüre des Saales und wurde sogleich von der wüthenden Menge

umringt. Maillard ist anwesend. Der Schlag öffnet sich; der erste der Gefangenen steigt aus um in den Saal zu gehen, wird aber sogleich mit tausend Stichen durchbohrt: der zweite drängt sich in den Wagen zurück, wird aber herausgerissen und wie der erste niedergemacht. Auch die beiden übrigen fallen und nun wenden die Mörder sich zu den andern Wagen. So wie einer nach dem andern in dem unseligen Hofe anlangt, werden die darin sitzenden Priester unter dem Geheule des wüthenden Pöbels ermordet. Nur ein einziger, der berühmte Abbé Sicart, wird durch ein Wunder gerettet.

In diesem Augenblicke kömmt Billaud-Varennes, Mitglied des Gemeinderathes an, der einzige von den Urhebern dieser Mordthaten, der sie immer billigte, und der ihren Anblick mit einer unerschütterlichen Grausamkeit auszuhalten vermochte. Er kömmt mit seiner Schärpe bekleidet an, schreitet durch Blut und über Leichen und sagt zu den Mördern: „Volk, du opferst deine Feinde, du thust deine Pflicht!" Nach ihm erhebt Maillard seine Stimme und ruft: „Es giebt itzt nichts mehr hier zu thun, gehen wir zu den Karmelitern!" Seine Bande folgt ihm und sie ziehen gegen die Karmeliter-Kirche, wo zweihundert Priester eingeschlossen waren. Sie dringen in die Kirche und ermorden die Unglücklichen, welche beten, und sich umarmen. Sie fragen mit lautem Geschrei nach dem Erzbischoffe von Arles, suchen ihn, finden ihn endlich und spalten ihm mit einem Säbelhiebe den Kopf. Als sie des Gebrauches der Säbel müde sind, bedienen sie sich der Feuergewehre, und geben ganze Salven in den Sälen, im Garten, auf die Mauern und auf die Bäume, auf welche einige der Schlachtopfer sich retten wollen.

Während dieser Mordscene kehrt Maillard mit einem

Theile der Seinigen nach der Abtei zurück. Er ist mit Blut und Schweiß bedeckt und tritt so in den Ausschuß der Section der Quatre-Nations, und verlangt Wein für die braven Arbeiter, welche die Nation von ihren Feinden befreien. Der zitternde Ausschuß läßt ihnen achtzig Maas geben.

Der Wein wird im Hofe auf Tischen aufgetragen, die von den Leichnamen der diesen Mittag Ermordeten umgeben sind. Man trinkt, als plötzlich Maillard auf das Gefängniß deutet, und ruft: „Los auf die Abtei!" Bei diesen Worten folgt man ihm, und greift die Thüre an. Die zitternden Gefangenen hören das Geheul, das sichere Zeichen ihres nahen Todes. Der Kerkermeister und seine Frau werden ohnmächtig. Die Thüre öffnet sich und die ersten Gefangenen, welche man findet, werden an den Füßen und mit Blut bedeckt in den Hof gezogen. Während man sie mit blinder Wuth tödtet, verlangt Maillard und seine Getreuen die Verhaftungs-Protokolle und die Schlüssel. Einer von ihnen geht an die Thüre des Gewölbes, steigt auf einen Stuhl und ruft: „Meine Freunde, Ihr wollt die Aristokraten tödten, die Eure Weiber und Kinder umbringen wollten während Ihr an der Gränze seyn würdet. Ihr habt ganz Recht; allein Ihr seid gute Bürger, Ihr liebt die Gerechtigkeit, und Ihr wäret in Verzweiflung, wenn Ihr Eure Hände in unschuldiges Blut tauchtet. — Ja, ja, rufen die Henker. — Nun, dann frage ich Euch, ob Ihr Euch nicht der Gefahr aussetzt, die Unschuldigen mit den Schuldigen zu vermischen, wenn Ihr Euch wie wüthende Tieger auf Menschen stürzen wollt, die Euch unbekannt sind, und ohne sie vorher gehört zu haben?" Hier wird er von einem mit einem Säbel bewaffneten unterbrochen: „Willst auch du uns einschläfern? Wenn die Preußen und die Oesterreicher in Paris wären,

würden sie wohl einen Unterschied machen zwischen Schuldigen und Unschuldigen? Ich habe Frau und Kinder, und will diese nicht in Gefahr lassen. Gebt meinetwegen diesen Schurken Waffen, und dann wollen wir Mann für Mann mit ihnen fechten und Paris vor unserem Abgange zum Heere von ihnen reinigen." — Er hat Recht, man muß hinauf, rufen die andern, und drängen vorwärts. Doch hält man sie auf, und bewegt sie, sich eine Art von Gericht gefallen zu lassen.

Man kommt dahin überein, daß man die Verhaftungs-Protokolle nehmen, und einen aus ihrer Mitte zum Präsidenten machen will; dieser soll die Namen und die Ursachen der Verhaftung lesen, und dann sogleich über das Schicksal des Gefangenen sein Urtheil fällen. — Maillard, Maillard soll Präsident seyn, rufen einige; er tritt sogleich sein Amt an. Er setzt sich an einen Tisch, greift einige aus seiner Bande auf, die er als Beisitzer um sich versammelt, legt die Protokolle vor sich, vertheilt einige seiner Leute in die Gefängnisse um die Gefangenen herzuholen, die andern bleiben vor der Thüre um den Mord zu vollziehen. Um sich Verzweiflungs-Scenen zu ersparen wird ausgemacht, daß Maillard sagen wird: „Bringt den Herrn nach der Force," daß der Gefangene dann aus dem Vorplatze hinausgeführt und unerwartet den auf ihn laurenden Mördern überliefert werden soll.

Zuerst denkt man an die in der Abtei gefangen gesetzten Schweitzer, deren Offiziere in die Concergerie gebracht waren. — „Ihr habt das Volk am 10ten August ermordet, sagt Maillard. — Aber, antworten die Unglücklichen, wir waren angegriffen, und gehorchten nur dem Befehle unserer Offiziere. — Uebrigens, antwortet Maillard kaltblütig, handelt es sich nur davon, Euch nach der Force zu bringen." — Allein die Unglücklichen, welche die dro-

henden Säbel durch die Thür des Vorplatzes sehen, können sich nicht täuschen. Sie sollen hinaus, allein sie weichen zurück und drängen sich in den Hintergrund. Endlich frägt einer von ihnen mit Festigkeit, wo sie hinaus müssen. Man öffnet ihm die Thüre und er stürzt sich mit gesenktem Haupte unter die Säbel und Picken. Die andern folgen ihm, und theilen alle sein Schicksal.

Die Mörder kehren in das Gefängniß zurück, bringen alle Frauen in einen Saal zusammen, und führen neue Gefangene vor. Verschiedene, welche falsche Assignaten verfertigt haben sollen, werden zuerst niedergemacht. Auf sie folgt Montmorin, dessen Lossprechung so viel Lärmen verursacht, ihm aber seine Entlassung aus dem Gefängnisse nicht bewirkt hatte. Vor den blutigen Präsidenten gestellt erklärt er, daß er, einem regelmäßigen Richter unterworfen, keinen andern anerkenne. — Meinetwegen, antwortet Maillard, Sie werden also nach der Force gehen und dort ein neues Urtheil erwarten. — Der getäuschte Minister verlangt einen Wagen. Man antwortet ihm, er werde einen an der Thüre finden. Er verlangt noch einige seiner Geräthschaften, geht auf die Thüre zu und wird todt niedergestreckt.

Nach ihm bringt man Thiéry, den Kammerdiener des Königes: „Wie der Herr, so der Diener," spricht Maillard, und der Unglückliche wird ermordet. Auf ihn folgen die Friedensrichter Buob und Bocquillon, angeklagt, Antheil an dem geheimen Ausschusse in den Tuilerien genommen zu haben; sie werden deßhalb getödtet. — Auf diese Art kömmt die Nacht herbei, und jeder Gefangene glaubt in dem Geheule der Meuchelmörder das Zeichen seiner letzten Stunde zu hören.

Was machten in diesem Augenblicke alle öffentlichen Behörden, alle versammelten Gesellschaften, alle Bürger

von Paris? In dieser unermeßlichen Hauptstadt kann Ruhe und Unordnung, Sicherheit und Schrecken recht gut zu gleicher Zeit herrschen, weil ihre Theile so weit von einander entfernt sind. Die Versammlung hatte erst sehr spät das in den Gefängnissen vorgefallene Unglück erfahren, und im höchsten Schrecken sogleich Abgeordnete abgeschickt um das Volk zu beruhigen, und die Schlachtopfer zu retten. Der Stadtrath hatte Commissäre geschickt, um die wegen Schulden verhafteten zu befreien, und die „Schuldigen" von den „Unschuldigen" zu unterscheiden. Die Jakobiner schienen sich zu einem gänzlichen Stillschweigen verbindlich gemacht zu haben. Die im Marine-Ministerium versammelten Minister wußten von nichts und erwarteten immer noch Danton, der sich im Aufsichts-Ausschusse befand. Der Oberbefehlshaber Santerre sagte dem Stadtrathe, er habe Befehle gegeben, allein man gehorche ihm nicht, und überdieß seien beinahe alle seine Leute zur Bewachung der Thore verwendet. So viel ist gewiß, daß widersprechende und unbekannte Befehle gegeben wurden, und alle Anzeigen einer geheimen der öffentlichen Gewalt sich widersprechenden Macht vorhanden waren. Im Hofe der Abtei war ein Posten von National-Garde, der den Befehl hatte herein- aber nicht hinauszulassen. An andern Orten warteten die Posten auf Befehle, die sie nicht erhielten. Hatte Santerre den Kopf verloren wie am 10ten August, oder war er mit in der Verschwörung? Während öffentlich von dem Stadtrath abgeschickte Abgeordnete dem Volke Ruhe empfahlen und es aufzuhalten sich bemühten, kamen andere Abgeordnete desselben Stadtrathes in den Ausschuß der Section der Quatre-Nations und fragten: „Nun, geht es hier so gut als bei den Karmelitern? Der Stadtrath schickt uns, um Euch Hülfe anzubieten, wenn Ihr derselben bedürfen solltet."

Die von der Versammlung und dem Stadtrathe abgesendeten Commissäre hatten der Metzelei kein Ende machen können; sie fanden eine unermeßliche Menge, welche das Gefängniß umgab, und dem gräßlichen Schauspiele unter dem Rufe: Es lebe die Nation! anwohnte. Der alte Dusaulx stieg auf einen Stuhl und versuchte das Wort Gnade auszusprechen, allein konnte sich nicht verständlich machen. Bazire stellte sich als gehe er in die Gesinnungen des Pöbels ein, allein sobald er die Gefühle des Erbarmens erregen wollte, hörte man nicht mehr auf ihn. Der Gemeinde-Anwalt Manuel hatte sich durch Mitleiden bewegen lassen, sich den größten Gefahren auszusetzen, ohne ein einziges der Opfer retten zu können. Auf diese Nachricht hin ließ sich der Gemeinderath etwas mehr erweichen als anfänglich und schickte eine zweite Abordnung ab, um das Volk zu beruhigen, und es über seinen wahren Vortheil aufzuklären. Diese Abordnung konnte eben so wenig ausrichten, und konnte mit Mühe nur einige Frauen und Schuldner in Freiheit setzen.

Das Morden dauerte die ganze gräßliche Nacht hindurch. Die Mörder sind bald Richter, bald Henker, bald am Tische, bald im Hofe. Zu gleicher Zeit trinken sie aus Gläsern, die mit Blut bedeckt sind. Doch schenken sie mitten in diesem Gemetzel einigen Gefangenen das Leben, und zeigen dabei eine unbegreifliche Freude. Ein junger Mensch wird von seiner Section verlangt, als der Aristokratie unschuldig unter dem Rufe: Es lebe die Nation! freigesprochen, und auf den bluttriefenden Armen der Mörder im Triumphe weggetragen. Der ehrwürdige Sombreuil, Gouverneur der Invaliden, wird vorgeführt und zur Force verurtheilt. Seine Tochter sieht ihn aus dem Gefängnisse, stürzt sich zwischen den Lanzen und Säbeln durch, umfängt ihren Vater mit ihren Armen, schließt sich so enge an ihn,

beschwört die Henker mit so vielen Thränen und einer so herzzerreissenden Stimme, daß ihre Wuth sich einen Augenblick legt. Dann sagen sie gleichsam um das Gefühl des großmüthigen Mädchens noch weiter zu prüfen: „trink Aristokraten-Blut," und reichen ihr ein mit Blut gefülltes Gefäß: sie trinkt und ihr Vater ist gerettet. Cazotte's Tochter hat auch ihren Vater umfaßt, auch unwiderstehliche Bitten an die Wüthriche gerichtet und hat, glücklicher als jene, ihm sein Leben erhalten ohne daß sie einen solchen fürchterlichen Preiß ihrer Liebe bezahlen muß. Thränen stürzen aus den Augen der Mörder, und in demselben Augenblicke verlangen sie neue Opfer. Einer von ihnen geht ins Gefängniß zurück, um Gefangene zum Tode zu führen. Er hört, daß die von ihm so eben ermordeten Unglücklichen zwei und zwanzig Stunden kein Wasser erhalten hatten, und er will gehen und den Kerkermeister tödten. Ein anderer nimmt Antheil an einem Gefangenen, den er vor das Todes-Gericht führt, weil er ihn die Sprache seiner Provinz reden hört. „Warum bist du hier? fragt er Herrn Journiac von Saint-Méard? Wenn du kein Verräther bist, so wird der Präsident, der kein Dummkopf ist, dir schon Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zittere nicht, und antworte gut. —" Herr Journiac wird vor Maillard gebracht, der in seine Protokolle sieht. — „Ach, sagte Maillard, Sie sind es, Herr Journiac; Sie lieferten Aufsätze in die Zeitung für den Hof und die Stadt? — Nein, antwortete der Gefangene, das ist eine Verläumdung, ich habe nie für dieses Blatt geschrieben. — Nehmen Sie sich in Acht zu lügen, erwiedert Maillard, jede Unwahrheit wird mit dem Tode bestraft. Sind Sie nicht neuerlich abwesend gewesen, um zum Heere der Ausgewanderten zu stossen? — Das ist wieder eine Verläumdung; ich kann beweisen, daß ich Paris seit drei und

zwanzig Monaten nicht verlassen habe. — Von wem ist das Certificat? Ist die Unterschrift ächt?" — Glücklicherweise für Herrn von Journiac ist unter den Blutmenschen einer dem die Unterschrift des Ausstellers persönlich bekannt ist. Die Unterschrift wird untersucht und als richtig anerkannt. — „Sie sehen also, sagt Journiac, daß man mich verläumdet hat." — Wenn der Verläumder hier wäre, antwortet Maillard, so sollte ihm strenges Recht widerfahren. Aber antworten Sie, hatte man keinen Grund, Sie gefangen zu setzen? — Ja erwiedert Journiac, ich war als Aristokrat bekannt. — Aristokrat! — Ja, Aristokrat; aber Sie sind nicht hier um Meinungen, sondern um das Betragen zu richten. Das meinige ist ohne Vorwurf; ich habe mich nie in Verschwörungen eingelassen, die Soldaten des Regiments, welches ich befehligte, beteten mich an, und sie beauftragten mich in Nancy, mich Malseigne's zu bemächtigen. — Betroffen über so viele Festigkeit sehen sich die Richter an, und Maillard giebt das Zeichen der Gnade. Sogleich ertönt von allen Seiten der Ruf: Es lebe die Nation! Man umarmt den Gefangenen. Zwei Männer bedecken ihn mit ihren Armen und führen ihn unversehrt durch die drohende Reihe der Picken und Säbel. Herr von Journiac will ihnen Geld geben, sie schlagen es aber aus und verlangen blos, ihn umarmen zu dürfen. Ein anderer, ebenfalls begnadigter Gefangener wird mit demselben Eifer nach Hause begleitet. Die mit Blut bedeckten Henker verlangen Zeugen der Freude seiner Familie zu seyn, und gehen sogleich wieder zu ihrem Mordgeschäfte zurück. In einem solchen krampfhaften Zustande folgen sich alle Arten von Gefühlen in der Brust des Menschen. Bald ist er ein Wüthrich, bald gutmüthig; itzt weint, itzt mordet er. Mit Blut bedeckt wird er plötzlich von dem schönen Gefühle einer edlen Festigkeit ergrif-

fen; er fühlt das ehrenvolle der Gerechtigkeit, er ist eitel genug unbestechlich oder uneigennützig zu erscheinen; und wenn man während dieser Gräuelthaten des Septembers einen Theil dieser Wilden zugleich Mörder und Diebe werden sah, so übergaben andere dem Ausschusse die noch blutigen Kostbarkeiten, welche sie an ihren Schlachtopfern gefunden hatten. Während dieser gräßlichen Nacht hatte der Mörder-Haufe sich getheilt und dieselben Schreckensscenen in allen Gefängnissen verbreitet. Im Châtelet, in der Force, in der Conciergerie, bei den Bernhardinern, in Saint-Firmin, in der Salpetrière, in Bicêtre waren dieselben Mordthaten begangen worden, und das Blut floß auch hier in Strömen, wie in der Abtei. Der folgende Tag, der 3te September, beleuchtet endlich die Schandthaten der Nacht, und Paris versinkt in starren Schrecken. Billaud Varennes kömmt wieder in die Abtei, wo er den Abend vorher die „Arbeiter" aufgemuntert hatte. Er spricht aufs Neue mit ihnen: „Meine Freunde, Ihr habt das Vaterland durch die Hinrichtung der Schurken gerettet. Frankreich ist Euch einen ewigen Dank schuldig, und der Gemeinderath weiß nicht, wie er Euch belohnen soll. Er bietet jedem von Euch 24 Livres an, die Ihr sogleich erhalten sollt." Seine Worte werden mit Beifallsbezeugungen bedeckt, und seine Zuhörer begleiten ihn sogleich in den Sections-Ausschuß, um sich das versprochene Geld auszahlen zu lassen. „Wo sollen wir, sagt der Präsident zu Billaud-Varennes, Geld dazu hernehmen?" — Billaud antwortet, daß der Minister des Innern Geld zu diesem Gebrauche haben muß. Man eilt zu Roland, der mit dem Tage die Verbrechen der Nacht erfahren hat, und das Verlangen mit Unwillen zurückweist. Die Mörder kommen in den Ausschuß zurück und verlangen bei Todesstrafe ihren gräßlichen Arbeitslohn, und die

Ausschuß-Mitglieder sind genöthigt ihre Taschen zu leeren, um sie zu befriedigen. Der Stadtrath bezahlte den Rest, und man kann in dem Verzeichnisse seiner Ausgaben mehrere Summen bemerkt sehen, die er den Septembriseurs bezahlte; ferner findet man unter dem 4ten wieder 1,463 Livres für diesen Zweck ausgegeben.

Die Nachricht dieser Gräuelthaten hatte sich in Paris verbreitet und einen dumpfen Schrecken verursacht. Die Jakobiner schwiegen noch immer; im Stadtrathe fieng man an Mitleiden zu fühlen, allein man setzte zu, daß das Volk gerecht gewesen sei, nur Verbrecher bestraft, und in Vollziehung seiner Rache nur den Fehler begangen habe, daß es dem Gesetze vorgeeilt sei. Der Stadtrath schickte noch einmal Abgeordnete, um die Gährung zu beruhigen und die Verirrten zu den Grundsätzen zurückzubringen. Das war der Ausdruck der Behörde, allein überall traf man auf Leute, die zwar die Leiden der Ermordeten beklagten, allein zusetzten: wenn man sie am Leben gelassen hätte, so hätten sie uns in einigen Tagen ermordet. Andere sagten: wenn wir von den Preußen besiegt und niedergemacht werden, so sind sie doch vor uns zu Grunde gegangen. Das sind die fürchterlichen Folgen der Angst, welche sich die Partheien einflößen, und des Hasses, den die Furcht erzeugt.

Die Versammlung war durch diese Unthaten schmerzlich ergriffen. Sie erließ Beschlüsse über Beschlüsse, um den Gemeinderath wegen des Zustandes von Paris zur Verantwortung zu ziehen; derselbe antwortete, er thue alles, was in seiner Macht stehe, um die Ordnung und die Gesetze wieder herzustellen. Und doch kam die Versammlung, welche aus jenen Girondisten bestand, welche die Mörder vom September so muthig angriffen, und wegen dieses Angriffes so edel fielen, nicht auf den Gedanken,

sich in Masse in die Gefängnisse zu begeben, und sich zwischen die Mörder und die Schlachtopfer zu stellen. Wenn dieser großmüthige Gedanke sie nicht auf den Schauplatz der Mordthaten führte, so kann man es nur der Ueberraschung, dem Gefühle ihrer Ohnmacht, vielleicht auch der von einigen Abgeordneten getheilten unglückseligen Meinung zuschreiben, daß die zu Ermordenden lauter Verschwörer seien, unter deren Händen man sterben müsse, wenn man nicht sie umbringe.

Ein Mann nur zeigte einen edlen Charakter und erhob sich mit Nachdruck gegen die Mörder. Unter ihrer dreitägigen Herrschaft war er schon am zweiten Tage thätig gegen sie. Er schrieb am Montag Morgen, sobald er die in der Nacht begangenen Verbrechen erfahren hatte, an den Maire Pétion, der noch nichts davon wußte, und an Santerre, der nicht handelte; an beide erließ er die dringendsten Aufforderungen und auch an die Versammlung schrieb er einen Brief, der von ihr mit Beifall bedeckt wurde. Dieser rechtliche Mann, den die verschiedenen Partheien so schändlich verläumdet haben, fand in sich den stoischen Gleichmuth, und in seiner Frau den großherzigen Aufschwung, die uns einer gefährlichen guten Handlung entgegentreiben. In seinem Briefe beschwerte er sich über alle Arten von Unordnungen, über die Anmaßungen des Gemeinderathes, über die Wuth des Pöbels, und sagte, daß er auf dem Posten werde zu sterben wissen, auf welchen das Gesetz ihn gestellt habe. Wenn man aber sich einen Begriff machen will, von der damaligen allgemeinen Stimmung, von der Wuth gegen die sogenannten Verräther, von der Vorsicht, mit welcher man zu den wahnwitzigen Leidenschaften sprechen mußte, so wird die folgende Stelle aus Rolands Brief dieses lehren können. Man kann gewiß an dem Muthe des Man-

nes nicht zweifeln, der allein und öffentlich alle Behörden für die Mordthaten verbindlich machte, und doch war er genöthigt, sich auf folgende Art hierüber auszudrücken:

„Gestern war ein Tag, über dessen Ereignisse man vielleicht einen Schleier werfen muß; ich weiß, daß das in seiner Rache schreckliche Volk doch noch eine Art Gerechtigkeit dabei übt; es opfert nicht Jeden auf, der seiner Wuth sich darbietet: es richtet sie nur auf die, von deren es überzeugt ist, daß sie das gesetzliche Richtschwert nur zu lange schon verschonte, und daß sie, der Gefahr des Augenblickes wegen, ohne Verzug getödtet werden müssen. Allein ich weiß auch, daß es Verbrechern und Verräthern leicht wird, diese Gährung zu mißbrauchen, und daß man sie daher beendigen muß; ich weiß daß wir ganz Frankreich die Erklärung schuldig sind, daß die ausübende Gewalt diese Schandthaten weder vorhersehen noch hindern konnte; ich weiß, daß es die Pflicht der öffentlichen Behörden ist, denselben ein Ziel zu setzen, oder sich als vernichtet zu betrachten. Ich weiß auch, daß diese meine Erklärung mich der Wuth einiger Unruhestifter aussetzt. Wohlan, sie sollen mich des Lebens berauben; ich will es nur für die Freiheit, die Gleichheit erhalten; wenn diese höchsten Güter verletzt oder vertilgt würden, sei es durch die Zwingherrschaft fremder Tyrannen, sei es durch die Verirrungen eines verführten Volkes, so hätte ich lange genug gelebt; allein ich werde bis zu meinem letzten Athemzuge meine Pflicht gethan haben; das ist das einzige Gut, nach welchem ich strebe, und keine Macht der Erde soll es mir rauben."

Die Versammlung nahm diesen Brief mit großem Beifalle auf, und befahl auf Lamourette's Vorschlag, daß der Gemeinderath Rechenschaft über den Zustand von Paris ablegen solle. Er antwortete, die Ruhe sei wieder

hergestellt. Marat und seine Helfershelfer geriethen in Wuth über den Muth des Ministers des Inneren, und wagte es einen Verhaftbefehl gegen ihn zu erlassen. Ihr Grimm war so blind, daß sie einen Minister, und einen Mann, der noch seiner ganzen Volksgunst genoß, anzugreifen sich nicht scheuten. Danton erboßte sich bei dieser Nachricht sehr über die Mitglieder des Ausschusses, die er „Wüthende" (enragés) nannte. Obgleich täglich durch Rolands Unbeugsamkeit geärgert war er doch weit entfernt ihn zu hassen; außerdem scheute seine fürchterliche Politik Alles, was er für unnütz hielt, und er hielt es für wahnwitzig, den ersten Minister des Staates in der Ausübung seines Amtes zu verhaften. Er begiebt sich ins Marine-Hôtel, läuft in den Ausschuß und fährt gegen Marat los. Doch läßt er sich beruhigen und mit Marat wieder aussöhnen, unter der Bedingung, daß man ihm den Verhaftbefehl ausliefere; er zeigt ihn sogleich Pétion, und erzählt ihm, was er gethan hat. „Sehen Sie, sagte er zum Maire, wozu diese Wüthenden fähig sind; aber ich werde ihnen schon Vernunft beizubringen wissen. — Sie haben Unrecht gehabt, antwortete Pétion kalt, dieser Befehl hätte Niemand geschadet als seinen Urhebern."

Auch Pétion hatte nicht weniger Muth bewiesen als Roland. Er schrieb an Santerre, der aber aus Ohnmacht oder aus Mitschuld antwortete, daß er trostlos sei, allein sich keinen Gehorsam verschaffen könne. Sodann begab sich Pétion selbst an die verschiedenen Mordplätze. In der Force riß er mit Gewalt zwei Gemeindebeamten, welche mit ihren Schärpen geziert dasselbe gräßliche Amt versahen, das Maillard in der Abtei begleitet hatte, von ihren blutigen Sitzen weg, allein kaum war Pétion weg, um sich in andere Gefängnisse zu begeben, so erschienen diese beiden Gemeindebeamten wieder, und setzten ihr Mord-

geschäfte fort. Pétion fand nirgends Gehorsam, und kam zu Roland zurück, den der Kummer krank gemacht hatte. Nur den Tempel hatte man schützen können, obgleich die darin Gefangenen die Wuth des Pöbels besonders reitzten. Doch war hier die bewaffnete Macht glücklicher, und ein zwischen den Mauern und der Menge ausgespanntes dreifarbiges Band reichte hin, diese abzuhalten und die königliche Familie zu retten.

Die Ungeheuer, welche seit dem Sonntage Blut vergoßen, hatten eine Freude daran bekommen, und es sich so angewöhnt, daß sie nicht mehr aufhören konnten. Sie hatten sogar eine Art Ordnung bei ihrer Metzelei eingeführt; sie stellten dieselbe ein, um die Leichname wegzuschaffen, und um ihr Maal einzunehmen. Man sah selbst Weiber, die sich in die Gefängnisse begaben, um ihren Männern zu essen zu bringen, die, wie sie sagten, in der Abtei beschäftigt seien.

In der Force, in Bicêtre und in der Abtei dauerte das Morden länger, als sonst wo. In der Force befand sich die unglückliche Prinzessin von Lamballe, die wegen ihrer Schönheit und ihrer engen Verbindung mit der Königin am Hofe sehr bekannt gewesen war. Man führte sie halb todt vor das fürchterliche Gericht. „Wer sind Sie?" fragten die Henker in Schärpen. — Louise von Savoyen, Prinzessin von Lamballe. — Welches war ihre Rolle am Hofe? Hatten Sie von Verschwörungen im Schlosse Kenntniß? — Ich weiß von keiner Verschwörung. — Schwören Sie die Freiheit und Gleichheit zu lieben; Schwören Sie den König, die Königin und das Königthum zu hassen. — Den ersten Punkt will ich beschwören; den zweiten kann ich nicht, mein Herz widerstrebt ihm."

— Schwören Sie doch, sagte einer der Umstehenden,

welcher sie retten wollte. Allein die Unglückliche sah und hörte nichts mehr. — Man lasse die gnädige Frau frei, sagte der Präsident. (Auch hier war man nämlich wie in der Abtei über ein Wort übereingekommen, das zum Zeichen des Todes dienen sollte.) Man führte die unglückliche Frau weg, die man, nach dem Berichte einiger Zeugen, nicht tödten sondern wirklich frei lassen wollte. Allein an der Thüre erwarteten sie blutdürstige Cannibalen. Ein Säbelhieb in den Hinterkopf versetzte ihr eine blutende Wunde, doch gieng sie noch immer vorwärts, unterstützt von zwei Männern die sie vielleicht retten wollten; allein einige Schritte weiter sank sie unter einem tödtlichen Streiche zusammen. Ihr schöner Körper wurde zerrissen; die Mörder verhöhnten, verstümmelten ihn, theilten die Stücke unter sich. Ihr Kopf, ihr Herz, andere Theile noch, wurden auf Stangen in der Stadt umher getragen. Man müsse sie, sagten die Unmenschen, zu den Füßen des Thrones niederlegen. Sie eilten zum Tempel, und weckten die unglückliche Gefangenen durch ein schreckliches Geschrei auf. Diese fragten voll Angst, was es gebe. Die Gemeinde-Beamten verhinderten sie, das unter ihren Fenstern befindliche gräßliche Gesindel und das auf einer Stange emporgehaltene blutige Haupt zu sehen. Ein National-Gardist sagte endlich der Königin: „Es ist der Kopf der Lamballe, den man Sie nicht sehen lassen will." Bei diesen Worten fiel die Königin in Ohnmacht, der König, die Prinzessin Elisabeth und der Kammerdiener Clery brachten sie weg, und noch lange ertönte das Geschrei des entmenschten Haufens um die Mauern des Tempels.

Der 3te September und die Nacht auf den 4ten wurden immer noch durch fortgesetzte Mordthaten befleckt. In Bicêtre namentlich war das Blutbad länger und gräßli-

cher als sonst wo. Hier waren einige tausend wegen verschiedener Verbrechen eingesperrte Gefangene. Sie wurden angegriffen, wollten sich vertheidigen, und man gebrauchte Kanonen gegen sie. Ein Mitglied des Gemeinderathes wagte sogar von denselben bewaffnete Macht gegen die Gefangenen, welche sich vertheidigen, zu verlangen. Man hörte nicht auf ihn; Pétion begab sich noch einmal nach Bicêtre, allein wieder vergeblich. Blutdurst belebte den Haufen; das Bedürfniß zu kämpfen und zu morden war auf den politischen Fanatismus gefolgt; sie mordeten um zu morden. Das Gemetzel dauerte hier bis zum 5ten September.

Endlich hatten beinahe alle Schlachtopfer ihren Tod gefunden; die Gefängnisse waren leer, die Wüthenden verlangten noch weiter nach Blut; allein selbst die gräßlichen Anstifter dieser Unthaten wurden endlich erweicht; die Ausdrücke des Stadtrathes fiengen an milder zu werden. Tief gerührt, wie er sagte, über das die Gefangenen betroffene Unglück, befahl er von neuem dem Morden zu steuern; und diesesmal wurde ihm besserer Gehorsam geleistet. Allein es waren nur noch wenige übrig, welche sein Mitleiden retten konnte. Die Schätzung der Zahl der Ermordeten wird in allen gleichzeitigen Nachrichten verschieden angegeben; man giebt die in den Gefängnissen von Paris Erwürgten auf sechs- bis zwölftausend an.

Aber wenn diese Mordthaten allgemeines Erstarren erzeugten, so überraschte nicht weniger die Frechheit, sie einzugestehen und sie zur Nachahmung zu empfehlen. Der Aufsichtsausschuß erließ an alle Gemeinden Frankreichs ein Umlaufsschreiben, welches die Geschichte mit seinen sieben Unterschriften aufbewahren muß. Man kann den durch die Gefahr erzeugten Fanatismus aus diesem Schanddenkmahle am besten kennen lernen:

Paris, den 2ten September 1792.

„Brüder und Freunde!

„Eine abscheuliche vom Hofe ausgehende Verschwörung, alle Vaterlands-Freunde im ganzen französischen Reiche zu ermorden, eine Verschwörung, in welche ein großer Theil der Mitglieder der National-Versammlung verwickelt war, brachte am 9ten des vorigen Monats den Gemeinderath von Paris zu der schrecklichen Nothwendigkeit sich der Macht des Volks zu bedienen, um die Nation zu retten; er hat alles gethan um sich Verdienste um das Vaterland zu erwerben. Wer hätte glauben sollen, daß nach den Zeugnissen, welche die National-Versammlung selbst ihm ertheilte, neue Verschwörungen im Geheimen angezettelt, und daß sie in dem Augenblicke ausbrechen würden, in welchem die National-Versammlung, nicht eingedenk ihrer Erklärung, daß der Stadtrath von Paris das Vaterland gerettet habe, denselben zur Belohnung seines glühenden Eifers absetzen wollte. Die bei dieser Gelegenheit sich erhebenden Stimmen haben die Versammlung von der Nothwendigkeit belehrt, sich mit dem Volke zu verbinden, und dem Gemeinderath die Gewalt wieder zu geben, die sie ihm früher ertheilte.

„Stolz auf den Genuß des allgemeinen National-Vertrauens, das er sich immer mehr und mehr zu verdienen bestreben wird, entschlossen für das öffentliche Wohl zu sterben, und zunächst am Sitze aller Verschwörungen befindlich, wird er sich nicht eher rühmen seine Pflicht gethan zu haben, als bis er Eure Billigung, das Ziel alles seines Strebens, erhalten hat; dieser Billigung kann er aber erst dann gewiß seyn, wenn alle Departements die Maasregeln genehmigt haben werden, die er für das öffentliche Beste ergriffen hat. Da die Pariser Gemeinde sich zu den Grundsätzen der unbedingten Gleichheit bekennt,

und kein anderes Vorrecht in Anspruch nimmt, als die erste zu seyn in Abwehrung eines Sturmes, so wird sie sich beeilen sich den am wenigsten zahlreichen Gemeinden des Reiches gleich zu stellen, sobald die Gefahr vorüber ist.

„Benachrichtigt von dem Herannahen barbarischer Horden beeilt sich der Pariser Gemeinderath alle seine Brüder in den Departements zu benachrichtigen, daß ein Theil der abscheulichen Verschwörer, welche in den Gefängnissen lagen, von dem Volke getödtet worden ist; diese Handlung der Gerechtigkeit ist ihm unerläßlich erschienen, um die in seinen Mauern enthaltenen Schaaren von Verräthern durch Schrecken im Zaume zu halten, während es gegen den Feind zieht. Ohne Zweifel wird die Nation, welche durch eine lange Reihe von Verrath an den Rand des Verderbens geführt wurde, sich beeilen dieses so nützliche als nothwendige Mittel gleichfalls anzuwenden, und alle Franzosen werden sich wie die Pariser sagen: Wir ziehen gegen den Feind und lassen keine Schurken hinter uns, die unsere Weiber und Kinder ermorden könnten."

„Unterzeichnet: Duplain, Panis, Sergent, Lenfant, Marat, Lefort, Jourdeuil; Mitglieder des Aufsichts-Ausschusses aus dem Stadtrathe."

Dumouriez hatte schon, wie wir oben erzählt haben, einen Kriegsrath in Sedan zusammengerufen. Dillon hatte darauf angetragen, sich auf Châlons und die Marne zurückzuziehen. Die Unordnung des kleinen Heeres von Dumouriez, die Unmöglichkeit damit achtzigtausend kriegsgewohnten Preußen zu widerstehen, der bei dem Feinde vermuthete Plan, rasch vorzurücken und sich nicht um die Festungen zu bekümmern, dieses waren die Gründe, welche Dillon zu der Meinung brachten, man könne den Preußen nicht widerstehen, und müsse sich daher eiligst zurückziehen,

um stärkere Stellungen aufzusuchen, in denen die natürliche Beschaffenheit des Terrains die Zahl ersetze. Der Kriegsrath fand diese Gründe so richtig, daß er einstimmig Dillon's Meinung war, und Dumouriez, dem als Oberbefehlshaber die Entscheidung zustand, antwortete, er werde es sich überlegen.

Dieses war am Abend des 28sten vorgefallen, und noch an demselben Tage wurde ein Entschluß gefaßt, der Frankreich rettete. Mehrere sprechen die Ehre der Erfindung an, allein es scheint erwiesen, daß sie Dumouriez gebührt. In jedem Falle war er es allein, der den Gedanken ausführte, und dem also allein der Ruhm desselben gehört. Frankreich ist bekanntlich gegen Osten durch den Rhein und die Vogesen gedeckt; gegen Norden durch eine Reihe Festungen, die es Vauban verdankt, und welche zusammen so viele Schwierigkeiten darbieten, daß sie zur Deckung dieser Gränze hinreichen. Der Feind war von der Nord-Seite her eingedrungen und zwar zwischen Sedan und Metz; er überließ die Belagerung der Festungen dem Herzoge von Sachsen-Teschen und maskirte Metz und Lothringen durch ein abgesondertes Corps. Um diesem Plane getreu zu seyn, hätte er schnell vorrücken, die Unordnung im französischen Heere benützen, es durch entscheidende Schläge entmuthigen, und Lafayette's dreiundzwanzigtausend Mann vertilgen sollen, ehe ein neuer General ihnen Einheit und Vertrauen geben konnte. Allein der Streit zwischen dem allzuraschen Eifer des Königes von Preußen und der Klugheit des Herzogs von Braunschweig verhinderte jeden festen Entschluß und war Schuld daran, daß die Verbündeten weder kühn noch klug waren. Die Einnahme von Verdun erhöhte noch die Eitelkeit Friedrich Wilhelms und den Eifer der Ausgewanderten, allein sie vermehrte keineswegs die Thätigkeit des Herzog's

von Braunschweig, der einen Einfall mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, und bei den feindlichen Gesinnungen der Einwohner keineswegs billigte. Nach der Einnahme von Verdun lagerte sich das feindliche Heer mehrere Tage in den Ebenen an den Ufern der Maas, begnügte sich damit Stenay zu besetzen, und rückte keinen Schritt weiter vor. Dumouriez war in Sedan, und sein Heer lagerte in der Umgegend. Von Sedan dehnt sich gegen Passavant ein Wald aus, dessen Name für immer in den Annalen Frankreichs glänzen wird, nämlich der der Argonne; er bedeckt einen Flächenraum von dreizehn bis fünfzehn Meilen, und ist wegen der Ungleichheit des Bodens und der Vermischung von Wasser und Wald für jedes Heer undurchdringlich, außer an einigen wenigen Stellen. Durch diesen Wald mußte der Feind um nach Châlons und Paris vorzudringen. Man muß sich wundern daß er unter diesen Umständen nicht die vornehmsten Zugänge besetzte und Dumouriez zuvorkam, der durch die ganze Länge des Waldes davon entfernt war. Den Abend nach der Sitzung des Kriegsrathes betrachtete Dumouriez die Karte in Gemeinschaft mit Thouvenot, einem Offizier, in dessen Talente er das größte Vertrauen hatte. Er zeigte ihm mit dem Finger den Argonne-Wald und die durch denseben führende Straße, und sagte ihm: „das sind Frankreichs Thermopylen; wenn ich vor den Preußen dort seyn kann, so ist alles gewonnen.“

Diese Worte regten Thouvenot auf, nnd beide überlegten nun diesen schönen Plan weiter. Die Vortheile desselben waren sehr groß: außerdem daß man nicht zurückwich, daß man sich nicht sogleich hinter die letzte Vertheidigungs-Linie, die Marne, zurückzog, zwang man den Feind seine Zeit unnöthig zu verlieren, man hielt ihn in der Champagne pouilleuse auf, deren verheerter, morastiger,

unfruchtbarer Boden seinem Heere keinen Unterhalt gewähren konnte; man überließ ihm nicht, wie bei dem Rückzuge auf Châlons, die drei Bisthümer, ein reiches und fruchtbares Land, wo er sehr gut hätte seine Winterquartiere nehmen können, selbst wenn er den Uebergang über die Marne nicht erzwungen hätte. Wenn der Feind einige Zeit vor dem Walde verloren hatte, und nun um ihn zu umgehen gegen Sedan marschirte, so stieß er auf die Festungen an der niederländischen Gränze, die er wahrscheinlich nicht nehmen konnte. Umgieng er den Wald von der andern Seite, so fand er Metz und das Mittel-Heer, man konnte ihn verfolgen und bildete dann vereint mit Kellermann's Heer eine Masse von fünfzigtausend Mann, die sich auf Metz und verschiedene andere feste Plätze stützte. In jedem Falle wurde er aufgehalten und verlor diesen Feldzug unnütz, denn man war itzt schon im September, und zu jener Zeit bezog man noch Winterquartiere. Der Plan war herrlich, allein er mußte ausgeführt werden; und da die Preußen längs des Waldes standen so konnten sie die Engpässe desselben eingenommen haben, ehe Dumouriez, der an dem einen Ende desselben stand, anlangen konnte. So daß also der Erfolg des Unternehmens und Frankreichs Loos von einem Zufalle, und von einem Fehler des Feindes abhieng.

Fünf Engpässe führten durch den Argonne-Wald; der von Chêne-Populeux, der von Croix-aux-Bois, der von Grand-Prey, von Chalade, und von Islettes. Die wichtigsten waren die von Grand-Prey und von Islettes, und unglücklicherweise waren gerade sie am weitesten von Sedan entfernt und am nächsten beim Feinde. Dumouriez entschloß sich sie mit seinem ganzen Heere zu besetzen, während er dem General Dubouquet befahl aus dem Nord-Departement herbeizueilen und den Paß von Chêne-Popu-

leux zu besetzen, der sehr wichtig, aber sehr nahe bei Sedan war, so daß seine Besetzung weniger dringend nothwendig war. Zwei Wege konnte Dumouriez nach Grand-Prey und Islettes einschlagen: der eine führte hinter dem Walde hin, der andere vor demselben und vor der Fronte des Feindes. Der erstere, im Rücken des Waldes, war sicherer aber länger; er verrieth dem Feinde die Plane der Franzosen und gab ihm Zeit denselben zuvorzukommen. Der zweite Weg war kürzer, allein auch er verrieth den beabsichtigten Plan und setzte das Heer den Angriffen eines zahlreichen Feindes aus. Man mußte längs des Waldes hin- und vor Stenay vorbeiziehen, wo Clairfayt mit seinen Oesterreichern lag. Dumouriez zog aber doch diesen letzteren Weg vor und machte einen äußerst kühnen Entwurf. Er überlegte daß der feindliche General mit der den Oesterreichern gewöhnlichen Klugheit sich beim Anblicke des Feindes in seinem gutgelegenen Lager von Brouenne verschanzen, und er demselben während dieser Zeit entwischen und nach Grand-Prey und Islettes gelangen könne.

Am 30sten setzt sich wirklich Dillon mit achttausend Mann in Bewegung in der Richtung von Stenay, und marschirt zwischen der Maas und dem Walde. Er trifft auf Clairfayt, welcher die beiden Ufern des Flusses mit fünfundzwanzigtausend Mann besetzt hält. General Miaczinsky greift mit 1500 Mann die Vorposten der Oesterreicher an, während Dillon ihn mit seiner ganzen Division unterstützt. Das Feuer ist lebhaft, und Clairfayt geht sogleich über die Maas zurück, um sich nach Brouenne zu begeben, wie Dumouriez vorausgesehen hatte. Während dieser Zeit rückt Dillon kühn fort zwischen der Maas und dem Argonne-Walde; Dumouriez folgt ihm mit seinen übrigen 15,000 Mann und sie rücken schnell auf ihre

Posten zu. Am zweiten war Dumouriez in Beffu, und nur noch einen Tagmarsch von Grand-Prey entfernt. Dillon war denselben Tag in Pierremont und rückte immer mit großer Kühnheit auf Islettes los. Glücklicherweise für ihn hatte sich General Galbaud, der zur Verstärkung der Besatzung von Verdun abgeschickt worden war, auf Islettes zurückgezogen und sie also schon zum Voraus besetzt. Dillon kömmt am 4ten daselbst an und besetzt Islettes und Chalade, einen anderen Engpaß von untergeordneter Wichtigkeit, dessen Bewachung ihm ebenfalls übertragen ist. Zur selben Zeit kömmt Dumouriez nach Grand-Prey, findet den Posten unbesetzt, und setzt sich am 3ten daselbst fest. So daß am 3ten und 4ten die Zugänge von dem französischen Heere besetzt und Frankreichs Rettung weit gesicherter ist.

Durch diesen kühnen und verdienstlichen Marsch hatte sich Dumouriez in den Stand gesetzt, dem weitern Vorrücken des Feindes ein Ziel zu setzen. Aber damit war noch nicht alles gethan; die Engpässe mußten auch uneinnehmbar gemacht werden, und dazu waren noch eine Menge Anstalten nothwendig, deren Erfolg zum großen Theile vom Glücke abhieng.

Dillon verschanzte sich in Islettes; er machte Verhaue, warf sehr gute Verschanzungen auf, und da er ein zahlreiches und gut bedientes Geschütz hatte, so errichtete er zahlreiche Batterien und machte seine Stellung unzugänglich. Zur nämlichen Zeit besetzte er auch Chalade und beherrschte dadurch die beiden Straßen, welche nach St. Menehould und von da nach Châlons führen. Dumouriez bezog in Grand-Prey ein Lager, welches Kunst und Natur sehr fest machten. Das Heer stand auf Höhen, welche in Amphitheater lagen. Am Fuße derselben floß die Aire durch ein ausgedehntes Wiesenthal. Zwei Brücken

waren über den Fluß geschlagen, und durch zwei sehr starke Vorwachen gedeckt, die sich im Nothfalle auf das Hauptheer zurückziehen aber vorher die Brücken verbrennen sollten. Der Feind sollte über den Fluß ohne Brücke und unter dem Feuer eines zahlreichen Geschützes setzen; dann mußte er durch den Wiesengrund der durch viele Kreutzfeuer bestrichen wurde, und endlich noch sehr steile und beinahe unzugängliche Verschanzungen erstürmen. Selbst wenn alle diese Hindernisse besiegt wären, so konnte Dumouriez sich auf der Höhe fortziehen, von derselben hinabsteigen, auf zwei Brücken über den Aisne, einen andern Fluß welcher hinter den Bergen fließt, setzen, diese Brücken abbrechen und so wieder einen Fluß zwischen sich und die Preußen bringen. Das Lager konnte für unüberwindlich gelten, auch war Dumouriez so ruhig darüber, daß er sich mit dem ganzen Kriegsschauplatze beschäftigen konnte.

Am 7ten besetzte General Dubouquet mit 6,000 Mann den Paß von Chêne-Populeux; so daß nur noch der weit unbedeutendere Weg von Croix-aux-Bois übrig blieb, der sich zwischen Chêne-Populeux und Grand-Prey befindet. Dumouriez ließ die Straße abgraben, Verhaue machen, und stellte einen Obersten mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen daselbst auf. Er selbst stand somit in der Mitte des Waldes und in einer uneinnehmbaren Stellung; er vertheidigte den Hauptpaß mit 15,000 Mann; rechts von ihm stand in einer Entfernung von vier Lieues Dillon, der mit 8,000 Mann Chalade und Islettes besetzt hielt; links hatte er Dubouquet, der mit 6,000 Mann Chêne-Populeux vertheidigt, und zwischen ihnen beiden stand ein Obrist mit einigen Kompagnieen an dem Wege von Croix-aux-Bois, den man für sehr unbedeutend hielt.

Da sein Vertheidigungssystem auf diese Art gebildet war, so hatte er Zeit, die Verstärkungen zu erwarten, und

er trieb dieselben mächtig an. Er befahl Beurnonville die Gränze der Niederlande zu verlassen, wo der Herzog von Sachsen-Teschen nichts ernstliches unternahm, und sich am 13ten Sept. mit 10,000 Mann nach Réthel zu begeben; er bestimmte Châlons zur Niederlage der Lebensmitteln und des Schießbedarfes, und zum Sammelort der Rekruten und Verstärkungsmannschaften. So vereinigte er hinter sich alle Mittel zu einem mächtigen Widerstande. Er meldete dem ausübenden Rathe daß er den Argonne-Wald besetzt habe: „Grand-Prey und Islettes, schrieb er, sind unsere Thermopylen; allein ich werde glücklicher seyn als Leonidas.“ Außerdem verlangte er man solle einige Regimenter von dem Rhein-Heere, das nicht bedroht sei, an das von Kellermann befehligte Mittelheer abgehen lassen; er wollte ferner, daß man Kellermann befehle, den Preußen auf ihrem Marsche gegen Paris, den sie offenbar vorhaben weil sie Montmédy und Thionville maskiren, zur linken Seite zu bleiben, über Ligny und Bar-le-Duc zu marschiren, und sie so von der Seite und im Rücken zu fassen. Wenn auf alle diese Anstalten hin die Preußen den Plan aufgeben sollten, durch den Argonne-Wald vorzudringen, und höher hinaufrücken würden, so wollte er ihnen in Révigny zuvorkommen, wo er sich mit dem von Metz kommenden Kellermann vereinigen könne. Wenn sie nach Sedan herab marschirten, so folgte Dumouriez ihnen wieder, fand die 10,000 Mann von Beurnonville und erwartete Kellermann an dem Aisne; in beiden Fällen kamen dadurch 60,000 Mann zusammen, und diese konnten sich auch im offenen Felde halten.

Der ausübende Rath that alles, um Dumouriez in diesen herrlichen Planen zu unterstützen. Der Kriegsminister Servan sorgte, obgleich kränklich, ohne Unterlaß für die Versehung der Heere mit Lebensmitteln, für die Fort-

schaffung der Geräthschaften und des Schießbedarfes, und für die Errichtung neuer Corps. Alle Tage giengen von Paris 1500 bis 2000 Freiwillige ab. Jedermann eilte zu dem Heere. Die Volksgesellschaften, der Gemeinderath, die Versammlung sahen ununterbrochen freiwillig errichtete Kompagnien an sich vorbeiziehen, die nach Châlons, dem allgemeinen Vereinigungsort der Neuankommenden abgiengen. Es fehlte diesen jungen Soldaten nur Manns-zucht und Kriegserfahrung, allein diesen Mangel konnte ein geschickter Feldherr, der sie recht kannte, bald ersetzen.

Die Girondisten waren persönliche Feinde von Dumouriez und trauten ihm nur wenig seitdem er sie aus dem Ministerium vertrieben hatte; sie hatten ihm sogar einen gewissen Grimoard zum Nachfolger geben wollen, allein seitdem das Wohl des Vaterlandes auf ihm zu beruhen schien, hatten sie sich wieder mit ihm vereinigt; und, Roland, der ehrlichste und uneigennützigste Mann unter ihnen, hatte ihm einen rührenden Brief geschrieben, in dem er ihn versicherte, alles sei vergessen, und sie alle verlangen sehnlichst seine Siege preisen zu können.

Dumouriez hatte sich also der Gränze kräftig bemächtigt, und sich zum Mittelpunkte der großen Bewegungen gemacht, die bis dahin zu langsam, und zu unzusammenhängend gewesen waren; er hatte die Engpässe des Argonne-Waldes glücklich besetzt, eine Stellung genommen, welche den Heeren Zeit gab, sich zu sammeln und in seinem Rücken zu bilden; er ließ alle Generale heranrücken, um ein starkes Heer zu haben; er setzte Kellermann in die Lage Befehle von ihm annehmen zu müssen; er befahl kräftig, handelte schnell, richtete seine Soldaten durch seine Gegenwart auf, bezeugte ihnen viel Vertrauen, und bemühte sich ihnen Lust zu einer baldigen Schlacht einzuflößen.

Auf diese Art war der 10te Sept. herangekommen.

Die Preußen zogen an der engen Stellung hin und her, plänkelten mit allen Posten und wurden überall zurückgeschlagen. Dumouriez hatte im Innern des Waldes geheime Verbindungswege anlegen lassen, und konnte so auf alle bedrohte Stellen unerwartet Truppen hinsenden, was dem Feinde glauben machte, daß er ein doppelt so starkes Heer gegen sich habe, als wirklich der Fall war. Am 11ten wurde ein allgemeiner Versuch gegen Grand-Prey gemacht; allein die Generale Miranda in Mortaume und Stengel in Saint-Jouvin wiesen alle Versuche vollständig zurück. An mehreren Stellen waren die Soldaten so sehr ermuthigt durch die Gegenwart ihres Generals, daß sie über die Verschanzungen sprangen und dem Feinde mit dem Bajonette entgegengiengen. Diese Gefechte beschäftigten das Heer, dem es wegen der, bei einem so schnell eingerichteten Commissariate unvermeidlichen Unordnung an Lebensmitteln fehlte; allein die Heiterkeit des Feldherrn, der für sich nicht besser sorgte als für seine Leute, machte jedem die Entbehrungen leichter erträglich; und ungeachtet eines Anfanges von Ruhr befand man sich im Lager von Grand-Prey so ziemlich gut. Nur die höheren Offiziere, die an keinen langen Widerstand glaubten, und das Ministerium, welches auch daran zweifelte, sprachen von einem Rückzuge hinter die Marne und bestürmten Dumouriez mit ihren Rathschlägen. Er schrieb den Ministern starke Briefe, gebot seinen Offizieren Stillschweigen indem er sagte, er werde einen Kriegsrath einberufen, wenn er um guten Rath verlegen sei.

Jeder muß die nachtheilige Seite seiner Anlagen ertragen. Dumouriez wurde oft durch seine schnelle Fassungskraft zu Unbesonnenheiten hingerissen, und oft übersah er in der Hitze des Entschlusses die materiellen Schwierigkeiten, welche sich seinen Planen entgegensetzten, so z. B. als

er Lafayette befahl von Metz nach Givet zu ziehen; eben so machte er hier einen sehr großen Fehler, der ihm und dem Heere den Untergang gebracht hätte, wäre er weniger kaltblütig und großartig gewesen. Zwischen Chêne-Populeux und Grand-Prey befand sich, wie wir schon bemerkt haben, ein Paß, auf den man sehr wenig Werth legte, und ihn nur mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen vertheidigte. Dumouriez, allzu beschäftigt von allem dem was ihm oblag, hatte sich nicht mit seinen eigenen Augen von der Natur dieses Passes überzeugt; und da er überdieß nur wenig Leute dahin abgeben konnte, so ließ er sich leicht bereden, daß einige hundert Mann zu seiner Bewachung hinreichen. Und was noch das Schlimmste war, der dahin abgeschickte Obrist hatte Dumouriez beredet, man könne von dieser kleinen Zahl noch einen Theil wieder zurückziehen, indem einige Freiwillige zur Vertheidigung des Postens hinreichend seyn werden, wenn die Wege abgegraben würden. Dumouriez ließ sich von dem Obristen, einem alten Soldaten, in den man Vertrauen setzen zu dürfen glaubte, täuschen.

Während dieser Zeit hatte der Herzog die verschiedenen Stellungen der Franzosen untersuchen lassen, und einen Augenblick den Entschluß gehabt, längs dem Walde hin gegen Sedan zu ziehen, um den Wald auf dieser Seite zu umgehen. Es scheint, daß Spionen die Nachlässigkeit Dumouriez's verriethen. Croix-aux-bois wurde von Oesterreichern und Ausgewanderten unter dem Befehle des Prinzen von Ligne angegriffen. Die Verhaue waren kaum angefangen; die Straßen nicht abgegraben, und der Engpaß wurde am 13ten ohne große Mühe eingenommen. Kaum hatte Dumouriez diese unglückliche Nachricht erhalten, als er den General Chasot, einen Offizier von dem erprobtesten Muthe mit zwei Brigaden, sechs Schwadro-

nen und vier Achtpfündern hinschickte, um den Paß den Oesterreichern wieder abzunehmeu. Er befahl sie mit dem Bajonette anzugreifen, ehe sie Zeit gefunden hätten sich zu verschanzen. Der 13te und der 14te verfloßen, ohne daß Chasot den erhaltenen Befehl ausführen konnte. Am 15ten endlich grief er mit Macht an, und nahm den Posten zugleich mit dem feindlichen Anführer, dem Prinzen von Ligne. Allein zwei Stunden später und ehe er sich verschanzen konnte, von einer sehr überlegenen Macht angegriffen wurde er wieder zurückgeschlagen und verlor Croix-aux-Bois. Außerdem wurde er von Grand-Prey abgeschnitten und konnte sich nicht auf das Hauptheer zurückziehen, das also um seine ganze Abtheilung geschwächt war. Er zog sich auf Vouziers zurück. General Dubouquet, welcher den Paß von Chêne-Populeux bisher mit Glück vertheidigt hatte, hielt, als er sich von Grand-Prey abgeschnitten sah, es nicht für klug sich der Gefahr auszusetzen, vom Feinde umringt zu werden, und beschloß deßhalb sich über Attigny und Somme-Puis nach Châlons zurückzuziehen. So war also die Frucht so vieler kühnen Plane und so manchen glücklichen Zufalles verloren; das einzige Hemmniß, das man dem Feinde entgegensetzen konnte, der Argonnewald, war überwältigt, und der Weg nach Paris stand offen.

Dumouriez, von Chasot und Dubouquet getrennt, hatte nur noch fünfzehentausend Mann bei sich, und wenn der Feind schnell durch den Engpaß von Croix-aux-Bois vorgedrungen, sich der Brücken über den Aisne, welche, wie oben bemerkt wurde, die Rückzugsstraße Dumouriez's waren, besetzt hätte, so wäre dieser verloren gewesen. Er hätte vierzigtausend Preußen vor sich, fünfundzwanzigtausend Oesterreicher hinter sich gehabt, und wäre so von fünfundsechszigtausend Mann, zwei Strömen und dem

Walde eingeschlossen gewesen, und hätte nur die Wahl zwischen Ergeben, oder einem nutzlosen Aufopfern seines Heeres gehabt, das einzige auf welches Frankreich zählte, so daß der Feind dann ruhig seinen Weg zur Hauptstadt hätte fortsetzen können.

In dieser verzweifelten Lage verlor er aber den Muth nicht, sondern behielt einen Gleichmuth, der viel höher steht als der feurigste Siegeseifer. Seine erste Sorge war noch an demselben Tage seinen Rückzug anzutreten, denn das dringendste war, sich aus diesen Caudinischen Pässen herauszuwinden. Er überlegte, daß sein rechter Flügel sich an Dillon lehne, der noch Islettes und den Weg von St. Menehould besetzt hielt, daß wenn er also sich hinter denselben zurückziehe, so daß er seinen Rücken gegen Dillon's kehre, sie beide dem Feinde die Stirne bieten würden, Dillon in Islettes, er in St. Menehould. In dieser Stellung konnte er die Ankunft Chasot's und Dubouquets erwarten; ferner die von Beurnonville, der am 13ten in Réthel seyn mußte; und selbst Kellermann, der schon seit zehen Tagen unter Wegs war, mußte nächstens ankommen. Dieser Plan war der beste und Dumouriez's Absicht entsprechendste, weil diese darin bestand, sich nicht ins Innere von Frankreich zurückzuziehen, welches ein offenes Land ist, sondern sich in schwierigen Stellungen zu halten, Zeit zu gewinnen und seine Verbindung mit dem Mittel-Heere zu bewerkstelligen. Wenn er sich auf Châlons zurückzog, so wurde er als Flüchtling verfolgt, er mußte einen Rückzug unter den ungünstigsten Umständen vornehmen, den er gleich Anfangs viel besser hätte machen können, und machte es Kellermann unmöglich zu ihm zu stoßen. Es war allerdings sehr kühn nach einer Schlappe, wie die von Croix-aux-Bois war, in seinem Systeme zu beharren, und er bedurfte eben so viel Talent

als Kraft, um sich nicht von dem so oft wiederholten Rathe fortreissen zu lassen, sich hinter die Marne zurückzuziehen. Und wie viel glücklicher Umstände bedurfte es nicht, um einen Rückzug in Gegenwart eines so sehr überlegenen und aufmerksamen Feindes glücklich zu vollenden.

Er befahl sogleich Beurnonville, der schon auf Réthel zu marschirte, Chasot, von dem er beruhigende Nachrichten erhielt, und Dubouquet, der sich nach Attigny zurückgezogen hatte, sich nach St. Menehould zu begeben. Zur selbigen Zeit befahl er Kellermann, seinen Marsch fortzusetzen, denn er fürchtete, derselbe möchte auf die Nachricht von dem Verluste der Engpässe wieder nach Metz zurückgehen wollen. Nachdem er alles dieses besorgt, noch einen preußischen Offizier, der als Parlementär gekommen war, empfangen und ihm das Lager in der besten Ordnung gezeigt hatte, ließ er um Mitternacht die Zelten abschlagen, und marschirte in aller Stille auf die zwei Brücken los, über welche er sich von Grand-Prey zurückziehen mußte. Glücklicherweise für ihn war der Feind noch nicht über Croix-aux-Bois vorgedrungen, um seine Stellung zu umgehen. Der Himmel war voll Wolken und verschleierte den Rückzug der Franzosen. Man marschirte die ganze Nacht auf den abscheulichsten Wegen, und das Heer, welches noch keine Zeit gehabt hatte sich zu beunruhigen, vollzog die Bewegung ohne ihren Grund zu kennen. Am folgenden Tage um 8 Uhr Morgens hatten alle Truppen über den Aisne gesetzt; Dumouriez war außer Gefahr und stellte sich auf der Höhe von Autry, vier Lieues von Grand-Prey, in Schlachtordnung auf. Niemand verfolgte ihn, er glaubte sich schon gerettet und gieng gegen Dammartin-sur-Hans vor, als plötzlich Flüchtlinge herbeistürzen, rufen es sei alles verloren, der Feind habe das Heer umgangen und es in Unordnung ge-

bracht. Dumouriez eilt auf dieses Geschrei herzu, begiebt sich zu seiner Nachhut, und sieht wie der Peruaner Miranda und der alte General Duval die Flüchtlinge aufhalten, und die Reihen wieder herstellen, welche die preußischen Husaren einen Augenblick zersprengt hatten. Die Unerfahrenheit dieser neuen Truppen und die allgemeine Furcht vor Verrath machte einen panischen Schrecken sehr leicht möglich. Doch wurde alles wieder hergestellt durch die eifrigen Bemühungen der drei Generale Duval, Miranda und Stengel; man biwachetete in Dammartin in der Hoffnung, sich bald an Islettes anlehnen zu können und so den gefährlichen Rückzug glücklich zu beendigen.

Dumouriez war seit zwanzig Stunden zu Pferde; kaum saß er Abends sechs Uhr ab, als er noch einmal das Geschrei hörte: Rette sich wer kann; — ferner Verwünschungen gegen die Generale, und namentlich gegen ihn, der zum Feinde übergehen wolle. Die Artillerie hatte angespannt und wollte sich auf eine Anhöhe flüchten, das ganze Heer war in Unordnung. Dumouriez ließ große Feuer anzünden und befahl die ganze Nacht über an Ort und Stelle zu bleiben. Man brachte so zehn Stunden im Kothe und in der Dunkelheit zu. Mehr als fünfzehnhundert Flüchtlinge entwischten und verbreiteten in Paris und durch ganz Frankreich das Schreckens-Gerüchte, das Nord-Heer sei verloren und dem Feinde verrathen.

Am folgenden Morgen war Alles wieder in Ordnung. Dumouriez schrieb mit seiner gewohnten Zuversicht an die Versammlung: „Ich bin genöthigt worden, das Lager von Grand-Prey zu verlassen, mein Rückzug war gemacht, als ein panischer Schrecken sich des Heeres bemächtigte; zehntausend Mann flohen vor fünfzehnhundert preußischen Husaren. Doch haben wir nur fünfzig Mann und einiges Gepäcke verloren. Alles ist wieder gut ge-

macht, und ich stehe für Alles." Es bedurfte solcher bündiger Versicherungen, um Paris und den ausübenden Rath zu beruhigen, der den General von neuem zum Rückzuge über die Marne aufforderte.

St. Menehould, wohin Dumouriez zog, liegt an dem Aisne, einem der Flüsse, welche das Lager von Grand-Prey umgaben. Dumouriez mußte denselben hinaufziehen und über drei tiefe Waldbäche setzen, die in denselben fliessen, nämlich über die Tourbe, die Bionne und die Auve. Erst hinter diesen drei Bächen war das Lager, welches er beziehen wollte. Vor St. Menehould erheben sich im Kreise Höhen von dreiviertel Lieue. An ihrem Fuße liegt eine Ebene, in welcher die Auve Moraste bildet, ehe sie sich in den Aisne ergießt. Diese Ebene wird rechts durch die Höhen von Hyron, in der Mitte durch die von Lune, und links durch die von Gisaucourt begranzt. In der Mitte der Ebene liegen verschiedene jedoch niedrigere Höhen; die Mühle von Valmi ist eine derselben, und diese liegt gerade den Bergen von Lune gegenüber. Die große Straße von St. Menehould geht mitten durch die Ebene ungefähr gleichlaufend mit der Auve. Dumouriez stellte sich in St. Menehould und oberhalb der Ebene auf. Er ließ ringsum alle wichtige Posten besetzen, lehnte seinen Rücken gegen Dillon und befahl diesem, dem Feinde fest zu widerstehen. Er hielt somit die große Straße nach Paris an drei Punkten besetzt; in Islettes, in St. Menehould und in Châlons.

Allein die Preußen konnten, wenn sie über Grand-Prey vorrückten, ihn in St. Menehould zur Seite stehen lassen und geradezu auf Châlons losgehen. Dumouriez befahl daher Dubouquet, von dessen glücklicher Ankunft in Châlons er gehört hatte, sich mit seiner Division bei Epine aufzustellen, alle neu angekommenen Freiwilligen an

sich zu ziehen und so Châlons gegen einen Handstreich zu decken. Dumouriez vereinigte sich endlich mit Chasot und mit Beurnonville. Dieser letztere war schon am 15ten bei St. Menehould angekommen, allein als er ein wohlgeordnetes Heer vor sich sah, so hielt er es für das feindliche, und zog sich wieder nach Châlons zurück; denn daß es Dumouriez sei, der sich sobald aus der Verlegenheit gezogen habe, konnte er sich nicht denken. In Châlons hörte er die Wahrheit und rückte nun am 19ten bei Maffrecourt rechts von Dumouriez in eine feste Stellung. Er hatte die zehntausend Tapferen bei sich, welche Dumouriez einen Monat lang im Lager an der Maulde im Vorpostenkriege geübt hatte. Mit den Truppen Chasot's und Beurnonville's zählte Dumouriez itzt fünfunddreißigtausend Mann unter seinen Befehlen. Er verdankte es somit seiner Festigkeit und seiner Geistesgegenwart, sich in einer sehr festen Stellung zu befinden, in der er den Feind noch lange aufhalten konnte. Allein wenn der Feind ihm nach Châlons vorauseilte, was wurde dann aus seinem Lager bei St. Menehould? Diese Furcht kam ihm immer wieder, und sein Lager bei Epine konnte ihn hier nicht beruhigen.

Zwei Bewegungen wurden sehr langsam um ihn herum vorgenommen, die eine war die des Herzogs von Braunschweig, der zauderte vorzurücken, die andere die von Kellermann, der am 4ten von Metz abgegangen und trotz eines vierzehntägigen Marsches noch immer nicht angekommen war. Des Herzogs Langsamkeit war ein Glück für Dumouriez, allein Kellermann's setzte ihn in die größte Gefahr; Kellermann war bedächtig und unentschlossen, obgleich sehr tapfer, und rückte vor und zog sich zurück je nach den Bewegungen der Preußen. Noch am 17ten machte er, als

er den Verlust der Engpässe erfuhr, einen Marsch rückwärts. Doch ließ er Dumouriez am Abend des 19ten sagen, daß er nur noch drei Stunden von St. Menehould entfernt stehe. Dumouriez hatte ihm die Höhe von Gisaucourt bestimmt, die zu seiner linken lag, und den Weg nach Châlons und die Auve beherrschte. Er hatte ihm sagen lassen, er könne sich im Falle einer Schlacht auf den niedern Höhen aufstellen, und auf Valmi, jenseits der Auve, vorrücken. Dumouriez hatte nicht Zeit seine Waffengefährten selbst aufzustellen, und Kellermann gieng in der Nacht vom 19ten über die Auve, stellte sich bei Valmi in der Mitte der Ebene auf, und vernachläßigte die Höhen von Gisaucourt, welche den linken Flügel des Lagers von St. Menehould bildeten und die Berge von Lune beherrschten, auf denen die Preußen vorrücken mußten.

Diese waren auch wirklich über Grand-Prey vorgedrungen, und im Angesicht des französischen Lagers angekommen; sie erglimmten die Berge von Lune und entdeckten die Höhe, auf welcher Dumouriez's Lager stand. Sie gaben sogleich den Plan auf nach Châlons zu eilen, sondern freuten sich die beiden französischen Feldherren hier vereinigt zu finden, und hofften sie mit Einem Schlage zu vernichten. Sie wollten die Straße nach Châlons besetzen, nach Vitry vorgreifen, Dillon bei Islettes durchbrechen, so St. Menehould von allen Seiten umgeben und die beiden Heere zwingen die Waffen zu strecken.

Am 20sten sah Kellermann, der anstatt die Berge von Gisaucourt zu besetzen bei der Mühle von Valmi mitten in der Ebene stand, daß er von dem Feinde, welcher auf der Höhe von Lune stand, beherrscht werde. Auf der einen Seite hatte er Hyron, welches die Franzosen zwar hatten, allein verlieren konnten; auf der andern Gisaucourt, das er nicht besetzt hatte, und wo sich nun die

Preußen festsetzen wollten. Wenn er geschlagen wurde, so wurde er in die Moräste der Auve geworfen, hinter die Mühle von Valmi gedrängt und konnte vernichtet werden ehe er sich mit Dumouriez vereinigen konnte. Er rief sogleich diesen letztern zu Hülfe, allein als der König von Preußen eine starke Bewegung im französischen Lager sah, so befahl er sogleich den Angriff, weil er glaubte, die feindlichen Generale wollen den Weg nach Châlons besetzen, und er dieses verhindern wollte. Die preußische Vorhut traf auf dem Wege von Châlons auf Kellermann's Vorhut, der mit seinem Hauptcorps auf der Anhöhe von Valmi stand. Der Angriff war lebhaft, die Franzosen wichen zuerst, wurden aber von den Karabiniers des Generals Valence unterstützt und drangen wieder vor. Zu gleicher Zeit entspann sich ein lebhaftes Feuer aus dem groben Geschütze zwischen Lune und Valmi.

Kellermann's Stellung war sehr bedenklich: seine Truppen standen alle aufeinandergeschoben auf der Anhöhe von Valmi und hatten keinen Raum zum Fechten. Von den Bergen von Lune aus wurde er beschossen; eben so wurde seinem linken Flügel von Gisaucourt aus hart zugesetzt; Hyron war allerdings noch von den Franzosen besetzt, allein wenn Clairfayt es mit seinen fünf und zwanzig tausend Oesterreichern angrief, so konnte er die Stellung leicht nehmen; und dann wurde Kellermann von allen Seiten beschossen von Valmi an die Auve zurückgeworfen, ohne daß Dumouriez ihm beistehen konnte. Dieser entsendete sogleich den General Stengel mit einer starken Abtheilung um die Stellung von Hyron zu verstärken, und somit Kellermann's rechten Flügel zu decken; er verstärkte Stengel noch außerdem durch Beurnonville mit sechzehn Bataillonen; er schickte Chasot mit neun Bataillonen und acht Schwadronen ab, um Gisaucourt zu

nehmen und Kellermann's linken Flügel zu decken. Allein als Chasot bei Valmi ankam, so verlangte er Kellermann's Befehle anstatt gegen Gisancourt vorzurücken, und ließ somit den Preußen Zeit es zu besetzen und ein mörderisches Feuer dort zu eröffnen. Allein da Kellermann auf diese Art links und rechts unterstützt war, so konnte er sich doch an der Mühle von Valmi halten. Unglücklicherweise sprengte eine Haubitze einen Pulverwagen in die Luft, und brachte dadurch das Fußvolk in eine Unordnung, welche noch durch das Geschütz auf den Höhen von Lune vermehrt wurde. Kellermann bemerkte dieses, durcheilte die Reihen und stellte sie wieder her. In diesem Augenblicke wollte der Herzog von Braunschweig die Anhöhe mit dem Bajonette erstürmen lassen.

Es war Mittag. Ein dicker Nebel, welcher die beiden Heere verhüllt hatte, war gefallen; man konnte sich gegenseitig sehr gut sehen, und die jungen französischen Truppen sahen die Preußen in drei Sturmhaufen mit der Sicherheit alter und kriegsgewohnter Schaaren vorrücken. Sie erblicken zum erstenmale hunderttausend Mann auf einem Schlachtfelde, und sollten ebenfalls zum erstenmale das Bajonett fällen; sie kannten weder sich noch den Feind, und betrachteten sich mit Unruhe. Kellermann begiebt sich in die Verschanzungen, stellt seine Truppen in Sturmhaufen von einem Bataillon Front, und befiehlt ihnen, die Preußen nicht zu erwarten, sondern sich auf dieselben mit dem Bajonette loszustürzen, wenn sie an einer bestimmten Stelle angekommen seyn werden. Dann erhebt er die Stimme und ruft: es lebe die Nation! Man konnte noch tapfer und feig seyn, der Ruf aber: es lebe die Nation macht alle zu Tapfern, und die jungen Soldaten rücken rasch vor unter dem Rufe: es lebe die Nation. Bei diesem Anblicke hält der Herzog von Braunschweig,

der nur sehr ungerne und mit großer Unruhe über den Erfolg den Angriff befohlen hatte, seine Sturmsäulen an, zaudert einen Augenblick und befiehlt endlich den Rückzug ins Lager.

Diese Probe war entscheidend. Von diesem Augenblicke an glaubte man an den Muth der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, aus denen nach dem Vorgeben der Ausgewanderten das französische Heer bestehen sollte. Man sah ausgerüstete, bekleidete, muthige Truppen, mit Orden gezierte und erfahrene Offiziere, einen General Duval, dessen schöne Haltung und weisse Haare Achtung einflößten, Kellermann endlich und Dumouriez, welche so viel Beständigkeit und Geschicklichkeit einem überlegenen Feinde gegenüber entwickelten. Von diesem Augenblicke an hatte man eine andere Meinung von der Umwälzung in Frankreich, und das bisherige lächerliche Chaos verwandelte sich in einen furchtbarkräftigen Aufschwung des Volkes.

Um vier Uhr versuchte der Herzog einen neuen Angriff. Die sichere Haltung der Franzosen brachte ihn wieder aus der Fassung, und er zog sich nochmals zurück. Er konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen, er sah die Falschheit aller der ihm gemachten Versicherungen, und rückte nur mit der höchsten Vorsicht vor; man hat ihm zwar einen Vorwurf daraus gemacht, daß er den Angriff auf Kellermann nicht ernstlicher betrieb, und diesen aus seiner Stellung warf, allein fähige Richter urtheilen daß er Recht hatte. Kellermann war links und rechts von dem ganzen französischen Heere unterstützt, konnte sich wohl halten, und wenn der Herzog in dieser Gebürgsschlucht und dieser schlechten Gegend geschlagen wurde, so war er ganz verloren. Außerdem hatte er ja doch die Straße nach Châlons besetzt und die Franzosen von ihrem

Stützpunkte abgeschnitten, und konnte hoffen, sie in einigen Tagen zu nöthigen, ihre Stellung zu verlassen. Er bedachte nicht, daß ihnen, im Besitz von Vitry, die Besetzung der Straße nach Châlons nichts schade, als daß ihre Verstärkungen und Zufuhren einen kleinen Umweg machen mußten.

Dieses war der berühmte Tag von Valmi, an dem zwanzigtausend Kanonenschüsse fielen, und den man später die Kanonade von Valmi nannte. Der Verlust war ungefähr gleich auf beiden Seiten, und belief sich auf ungefähr acht- bis neunhundert Mann. Allein im französischen Lager war Freude und Zuversicht, im feindlichen Verdruß und Streit. Man versichert, daß noch an demselben Abende die Ausgewanderten die lebhaftesten Vorwürfe vom Könige von Preußen erhielten, und daß Calonne's Einfluß sich sichtbar verminderte, er dessen Anmaßung größer als die aller andern ausgewanderten Minister, und dessen Gehirn am erfinderischsten an übertriebenen und lügenhaften Nachrichten gewesen war.

In der Nacht zog sich Kellermann stille über die Auve zurück und lagerte sich auf den Höhen von Gisaucourt, die er von Anfang an hätte besetzen sollen, und welche den Preußen den Tag über zum großen Vortheil gereicht hatten. Die Preußen blieben auf den Bergen von Lune. Ihnen gegenüber in der Tiefe stand Dumouriez, und ihm links Kellermann auf den so eben von ihm wiedergenommenen Höhen. In dieser sonderbaren Stellung kehrten die Franzosen Frankreich das Gesicht zu und schienen das angreifende Heer zu seyn; die Preußen dagegen kehrten ihm den Rücken, als wenn sie es zu vertheidigen hätten. Jtzt begann ein neuer von Dumouriez mit vieler Kraft und Festigkeit ausgeführter Kriegsplan, den er sowohl gegen den Feind, als gegen seine Untergeordneten und seine Vor-

gesetzten zu vertheidigen hatte. Er konnte warten; er hatte siebzigtausend Mann in einem guten Lager und war immer oder beinahe immer hinlänglich mit Lebensmitteln versehen. Den Preußen dagegen gebrach es daran; und ihr Heer war von Krankheiten heimgesucht. Das Wetter war abscheulich, der Boden lehmigt und naß, und sie konnten nicht lange in dieser Stellung bleiben. Wenn sie, itzt zu spät, schnell gegen Paris vorrücken wollten, so war Dumouriez stark genug ihnen zu folgen und sie, wenn sie weiter vorgerückt seyn würden, zu umringen.

Dieser Plan war richtig und klug, allein er fand keinen Beifall, weder im Lager, wo die Offiziere über die Entbehrungen ärgerlich waren, und Kellermann nicht gerne unter einem Höheren stand, noch in Paris, wo man sich vom Heere abgeschnitten, und nichts zwischen dem Könige von Preußen und der Stadt sah, welcher sich seit dem Vordringen durch den Argonne-Wald Uhlanen bis auf fünfzehn Lieues näherten. Die Versammlung und der Ministerrath waren erbittert über Dumouriez's Halsstarrigkeit und erließen die dringendsten Befehle an ihn sich hinter die Marne zurückzuziehen. Die erschreckten Kriegskundigen konnte nichts beruhigen, als ein Lager auf dem Montmartre und ein Heer das zwischen ihnen und den Preußen stand. „Die Uhlanen plagen Euch? schrieb Dumouriez, nun so schlagt sie todt; das geht mich nichts an. Ich werde meinen Plan nicht wegen einem Husarengeplänkel ändern." Die Befehle und Ermahnungen wurden aber immer fortgesetzt. Auch im Lager machten die Offiziere immerwährende Bemerkungen. Nur die Soldaten hielt der Frohsinn des Feldherrn aufrecht, der ihre Reihen durchgieng, ihnen die bedenkliche Lage der Preußen erklärte, und sie so dahin brachte, daß sie Unwetter und Hunger ruhig ertrugen. Einmal wollte sogar Kellermann abzie-

hen, und Dumouriez mußte wie Columbus, als er noch einige weitere Tage von seiner Schiffsmannschaft erflehte, sich dazu verstehen, das Lager abzubrechen, wenn die Preußen nicht in einer gegebenen Anzahl von Tagen abziehen würden.

Das schöne Heer der Verbündeten war wirklich in einem traurigen Zustande; es gieng durch Hunger und eine schreckliche Ruhr zu Grunde. Dumouriez's Anstalten hatten mächtig dazu beigetragen. Das Geplänkel vor dem Lager erkannte man als unnütz und zu nichts führend, und man schloß eine Uebereinkunft zwischen beiden Heeren ab, daß es, aber nur vor der Fronte derselben, aufhören sollte. Sogleich entsendete nun Dumouriez seine ganze und namentlich die neuerrichtete Reuterei in die Umgegend, um dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden, die durch den Paß von Grand-Prey und den Aisne herauf ankamen. Die französische Reuterei fand Geschmack an diesem für sie so gewinnreichen Kriege, und führte ihn mit vieler Thätigkeit. So kam das Ende Septembers heran; der Zustand im preußischen Lager wnrde unerträglich, und man schickte Offiziere ins französische Lager um zu parlamentiren. Zuerst war nur von Auswechslung der Gefangenen die Rede, und zwar verlangten die Preußen diesen Vortheil auch für die Ausgewanderten, was ihnen aber verweigert wurde. Man war von beiden Seiten sehr artig gegen einander; von den Gefangenen kam das Gespräch auf die Gründe des Krieges, und man gestand beinahe von Seiten der Preußen, daß der Krieg unpolitisch sei. Dumouriez's Charakter zeigte sich hierbei ganz. Da er den König von Preußen im Augenblicke nicht zu bekämpfen hatte, so machte er Denkschriften für ihn, und bewies ihm, wie unklug es von ihm sei, sich mit Oesterreich gegen Frankreich zu verbinden. Er schickte ihm fer-

ner zwölf Pfund Kaffee, die einzigen in den beiden Lagern. Seine Denkschriften wurden zwar gewürdigt, allein sehr schlecht aufgenommen, was freilich nicht fehlen konnte; der Herzog von Braunschweig antwortete in des Königs Namen durch eine Erklärung, welche so anmaßlich war als das erste Manifest, und jede Unterhandlung wurde abgebrochen. Die von Dumouriez befragte Versammlung antwortete wie der Römische Senat, man werde mit dem Feinde erst unterhandeln, wenn er den Boden des Vaterlandes verlassen haben werde.

Diese Unterhandlungen hatten keinen andern Erfolg, als den, Dumouriez verdächtig zu machen, (von dieser Zeit an stand er im Verdachte, geheime Verbindungen mit dem Feinde zu unterhalten,) und ihm einige absichtliche Unhöflichkeiten von einem stolzen durch die Ungunst des Kriegs erbitterten Fürsten zuzuziehen. Allein so war Dumouriez einmal: bei jeder, selbst der entgegengesetztesten Art von Muth, bei jeder Art von Geistesgröße fehlte es ihm an der Haltung, an der Würde, welche die Menschen unterwirft, während Talent sie nur anzieht. Allein, wie es der französische Feldherr vorausgesehen hatte, am 1sten Okt. traten die Preußen den Rückzug an, da sie dem Hunger und den Krankheiten nicht länger widerstehen konnten. Europa erstaunte sehr darüber, dieses so gepriesene, so mächtige Heer auf dem Rückzuge vor den aufrührerischen Handwerkern und Spiesbürgern zu sehen, welche es mit Hohn hatte in ihre Städte zurückjagen und dafür züchtigen wollen, sie verlassen zu haben. Der wenige Nachdruck, mit dem die Preußen verfolgt wurden, die Ungestraftheit, mit der man sie durch die Engpässe des Argonne-Waldes ziehen ließ, gaben Anlaß zu Vermuthungen über geheime Verträge und man sprach selbst von einer dem Könige von Preußen gegebenen Geldsumme. Die militärischen That-

sachen werden besser als alle diese Vermuthungen den Rückzug der Preußen erklären.

Es war ihnen unmöglich geworden, in einer so unglücklich gewählten Stellung länger zu bleiben; vorrücken konnten sie so spät im Jahre und bei solchem Unwetter auch nicht; was blieb ihnen also übrig als der Rückzug gegen Luxemburg und Lothringen, um hier eine starke Operations-Basis einzunehmen und den Feldzug im nächsten Jahre wieder zu eröffnen. Außerdem hat man Ursache zu glauben, daß Friedrich Wilhelm in diesem Augenblicke daran dachte, seinen Antheil von Polen zu nehmen; denn gerade damals machte er Anstalt einen Theil von der Beute sich zuzueignen, nachdem er es erst gewesen war, der die Polen gegen Rußland und Oesterreich aufgereitzt hatte. Oertlichkeit und Wetter, Ueberdruß an einem verfehlten Unternehmen, Reue über eine Verbindung mit Oesterreich gegen Frankreich, und endlich Entstehung neuer Interessen im Norden reichen vollkommen hin, um den Entschluß des Königes sich zurückzuziehen zu erklären. Der Rückzug geschah in größter Ordnung, und der Feind war, obgleich er vom Kampfplatze abtrat, doch noch immer sehr mächtig. Dumouriez war der Unvorsichtigkeit nicht fähig, ihm den Weg zu versperren und ihn dadurch zu nöthigen, sich den Durchgang durch einen Sieg zu öffnen. Er mußte sich damit begnügen ihn zu necken, und dieses geschah freilich nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit theils durch seine, theils durch Kellermann's Schuld.

Die Gefahr war vorüber, der Feldzug beendigt, und Jeder kehrte zu sich und seinen Planen zurück. Dumouriez dachte an seinen Einfall in die Niederlande; Kellermann an seinen Oberbefehl in Metz; und die beiden Generale widmeten der Verfolgung der Preußen nicht die gehörige Aufmerksamkeit. Dumouriez beeilte sich den Gene-

ral d'Harville nach Chêne-Populeux zu schicken um die Ausgewanderten zu züchtigen; den General Miaczinski nach Stenay zu schicken, um sie dort beim Ausgange des Engpasses vollends zu vernichten; Chasot in der nämlichen Richtung hin zu entsenden, damit er die Straße nach Longwy besetze; Beurnonville, Stengel und Valence mit mehr als fünfundzwanzigtausend Mann dem großen Heere mit dem Befehle nachzusenden, es kräftig zu verfolgen, und endlich Dillon, der sich in Islettes immer glücklich gehalten hatte, zu befehlen über Clermont und Varennes vorzurücken, um die Straße nach Verdun abzuschneiden. Dieser Plan war gewiß gut, allein der Feldherr hätte ihn selbst ausführen sollen; er hätte nach Jomini's sehr richtigem Urtheile sogleich auf den Rhein losgehen und dem Laufe desselben mit seinem ganzen Heere folgen sollen; dadurch hätte er Alles vor sich niedergeworfen und Belgien mit Einem Zuge erobert. Allein er dachte nur daran nach Paris zurückzugehen, um einen Einfall über Lille vorzubereiten. Beurnonville aber, Stengel und Valence konnten sich nicht recht mit einander verständigen und verfolgten den Feind nur schwach. Valence, der unter Kellermann stand, erhielt plötzlich Befehl umzukehren und in Châlons zu seinem General zu stoßen, um mit ihm nach Metz zu marschiren. Man muß gestehen, daß diese Bewegung sonderbar war; Kellermann zog sich in's Innere zurück, um wieder an die lothringische Gränze vorzurücken. Das natürlichste wäre gewesen, über Vitry oder Clermont vorzurücken, und diese Bewegung wäre mit der von Dumouriez angeordneten Verfolgung der Preußen in Einklang gestanden. Kaum hörte dieser von dem an Valence gelangten Befehle, so wieß er ihn an, seinen Marsch fortzusetzen, indem er erklärte, daß, so lange das Mittel- und das Nord-Heer vereinigt seien, der Oberbefehl über die-

selben nur ihm gehöre. Er hatte eine sehr lebhafte Erklärung mit Kellermann, der seinen früheren Entschluß zurücknahm und sich dazu verstand, über St. Menehould und Clermont vorzurücken. Aber die Verfolgung wurde doch immer noch ohne Nachdruck vollzogen; Dillon allein neckte die Preußen mit Eifer und wäre beinahe geschlagen worden, als er zu weit gegen ihren Nachtrab vorrückte.

Offenbar verschaffte nur die Uneinigkeit unter den Generalen und ihre verschiedene Absichten nach dem Siege den Preußen einen so leichten Rückzug. Man hat behauptet, ihr Abzug sei erkauft und mit dem Erlöse aus einem großen Diebstahle bezahlt worden, von dem wir sogleich sprechen werden; der Vertrag sei mit Dumouriez abgeschlossen worden, und eine der Bedingungen sei der freie Abzug der Preußen gewesen; selbst Ludwig XVI. habe dieses aus seinem Gefängnisse verlangt. Wir haben gesehen, welche mächtige Gründe für den Rückzug vorhanden waren; allein auch davon abgesehen, ist es doch sehr unglaublich, daß ein Fürst, zu dessen Fehlern schmutzige Habsucht durchaus nicht gehörte, sich habe erkaufen lassen. Man sieht nicht ein, warum sich Dumouriez nicht vor den Augen der Kriegsverständigen und Frankreichs gegen den Vorwurf, den Feind nicht verfolgt zu haben, durch das Geständniß einer Uebereinkunft gerechtfertigt hätte, die für ihn nichts schimpfliches hatte. Und endlich versichert Clery, der Kammerdiener des Königes, daß dieser keinen Brief an Friedrich Wilhelm geschrieben und ihn dem Gemeinde-Anwalt Manuel gegeben habe, wie man behauptet habe. Alles dieses ist also eitle Lüge, und der Rückzug der Verbündeten war nur Folge der Kriegsereigniſſe.

Dumouriez ist trotz seines Leichtsinnes bei Grand-Prey, trotz seiner Nachlässigkeit bei dem Anfange des Rück-

zuges, trotz seiner anderen Fehler, dennoch Frankreichs Retter und der Erhalter einer Staatsumwälzung, welche Europa vielleicht um einige Jahrhunderte vorwärts gebracht hat. Er bemächtigte sich eines aufgelößten, mißtrauischen, aufgebrachten Heeres, und gab ihm Kraft und Einheit; brachte Kraft und Zusammenwirken in diese ganze Gränze; verzweifelte selbst in den bedenklichsten Lagen niemals, gab nach dem Verluste der Engpässe ein Beispiel von unerhörter Kaltblütigkeit; verharrte mit einer, die Stärke seines Urtheils und seines Charakters beweisenden Festigkeit bei seinem ersten Plane, den Feind nur aufzuhalten trotz der Gefahr, und trotz seines Heeres und der Regierung; er schützte, wir wiederholen es, sein Vaterland vor dem Feinde, bewahrte es vor der Rache der Gegner der Umwälzung, und gab das erhabene Beispiel eines Mannes, der seine Mitbürger rettet gegen ihren eigenen Willen. Sei eine Eroberung auch noch so unermeßlich, schöner ist sie nicht, sittlicher gewiß nicht.

National-Convent.

Zusammentritt und Beginn des National-Conventes. — Einfall in Belgien.

Während das Heer die Fortschritte der Feinde an der Gränze aufhielt, war Paris immer noch in der Verwirrung und Unordnung. Wir waren schon Zeugen von der Anmaßung des Gemeinderathes, von der so lange andauernden Mordwuth im September, von der Unmacht der Behörden, und von der Unthätigkeit der bewaffneten Macht während der Begehung dieser Gräuel; wir haben gesehen mit welcher Frechheit der Aufsichtsausschuß sich zu den Mordthaten bekannte, und sie ganz Frankreich zur Nachahmung aufstellte. Allein die von der Gemeinde überall hin entsendeten Abgeordneten waren überall abgewiesen worden, denn Frankreich theilte nicht die Wuth, welche durch die Gefahr in der Hauptstadt entstanden war. Nur in der Umgegend von Paris fielen außer den schon erzählten Mordthaten noch andere vor. Es hatte sich nämlich in der Stadt ein Haufe von Mördern gebildet, welche an das Blutvergießen gewöhnt waren. Einige hunderte giengen ab, um in Orléans die wegen Hochverrathes vor dem hohen National-Gerichtshofe Angeklagten aus den Gefängnissen abzuholen. Diese Unglücklichen sollten einem neuen Beschlusse der Versammlung gemäß nach Saumur gebracht werden. Allein ihr Bestimmungsort wurde unter Wegs abgeändert und man führte sie auf Paris. Am 9ten erfuhr man, daß sie am 10ten in Versailles ankom-

men würden, sogleich strömten die Ungeheuer dahin, sei es daß sie einen neuen Befehl erhielten, sei es daß nur die Nachricht schon ihren Blutdurst entflammte; und augenblicklich verbreitete sich das Gerüchte, daß wieder Mordthaten begangen werden würden. Der Maire von Versailles traf alle mögliche Vorkehrungen, um neuen Schandthaten zuvorzukommen. Der Präsident des Straf-Gerichtes eilte nach Paris, um den Minister Danton von den Gefahren zu benachrichtigen, in welchen die Gefangenen schweben; allein er erhielt statt aller Antwort auf seine Bitten nur: „Diese Menschen sind sehr schuldig." — Zugegeben, antwortete der Präsident Alquier, allein nur das Gesetz darf sie bestrafen. — „Nun, antwortete Danton mit schrecklicher Stimme, sehen Sie denn nicht, daß ich Ihnen schon anders geantworret haben würde, wenn ich könnte. Was gehen Sie diese Gefangenen an? Kehren Sie an Ihren Posten zurück und bekümmern Sie sich nicht mehr darum." —

Am folgenden Tage kamen die Gefangenen nach Versailles; eine Menge Unbekannter stürzte sich auf die Wagen, umringte sie, trennte sie von ihrer Bedeckung, warf den Anführer derselben, Fournier, vom Pferde, riß den Maire weg, der sich voll edelmüthiger Aufopferung in seinem Amte tödten lassen wollte, und ermordete die unglücklichen Gefangenen, zweiundfünfzig an der Zahl. Hier fanden Déleſſart und d'Abancourt ihren Tod, angeklagt als Minister, und Brissac, als Anführer der verfassungsmäßigen von der gesetzgebenden Versammlung aufgelößten Leibwache. Sogleich nach dieser Gräuelthat stürzten sich die Mörder auf die Gefängnisse der Stadt und erneuten hier die Unthaten der ersten Septembertage, und zwar äfften sie auch hier, wie in Paris, die gerichtlichen Formen nach. Dieses zweite gräßliche Ereigniß,

welches fünf Tage nach dem ersten vorfiel, verbreitete einen allgemeinen Schrecken. In Paris fuhr der Aufsichts-Ausschuß in seiner gräßlichen Thätigkeit fort; da die Gefängnisse durch den Tod geleert waren, füllte er sie wieder durch neue Verhaftsbefehle, und zwar in so großer Anzahl, daß der Minister Roland, welcher diesen Mißbrauch der Versammlung anzeigte, nicht weniger als fünf- bis sechshundert auf dem Tische niederlegen konnte, welche entweder nur von einem, oder höchstens von zwei oder drei Mitgliedern unterzeichnet, und größtentheils ganz ohne Angabe von Gründen waren; viele waren nur auf den Verdacht „des Mangels an Bürgersinn" erlassen.

Während so der Gemeinderath unumschränkt in Paris herrschte, schickte er Abgeordnete in die Departements, um daselbst sein Betragen zu rechtfertigen, sein Beispiel zu empfehlen, und den Wählern Abgeordnete seiner Wahl vorzuschlagen, und dagegen die zu verläumden, welche ihn in der National-Versammlung angriffen. Ferner verschaffte er sich sehr große Summen, indem er sich des bei dem Verwalter der Civilliste, Septeuil, gefundenen Geldes bemächtigte, das Silber der Kirchen und das reiche Geräthe der Ausgewanderten raubte, und sich vom Staatsschatze, unter dem Vorwande für die Hülfskasse sorgen und die Arbeiten am Lager vollenden zu müssen, beträchtliche Summen auszahlen ließ. Alle Kostbarkeiten, welche man bei den Schlachtopfern der Pariser Gefängnisse und von Versailles gefunden hatte, waren eingezogen und in den großen Sälen des Aufsichts-Ausschusses niedergelegt worden. Nie wollte der Gemeinderath weder über die Gegenstände selbst, noch über ihren Werth Rechenschaft ablegen, und verweigerte jede Antwort sowohl dem Minister des Innern, als der Departements-Verwaltung, welche in eine bloße Steuer-Commission verwandelt worden war.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Er gieng noch weiter, er verkaufte auf eigene Hand die Geräthschaften in den großen Hotels, welche seit der Abreise der Eigenthümer versiegelt geblieben waren. Vergebens verbot es die obere Behörde: alle Untergeordneten, welche die Befehle zu vollziehen hatten, waren entweder dem Gemeinderath ergeben oder sie waren zu schwach, um ihren Auftrag durchzusetzen, und nie wurde ein Befehl befolgt.

Die National-Garde, itzt unter dem Namen der bewaffneten Sectionen aus Menschen aller Art zusammengesetzt, war in einer vollständigen Auflösung. Bald unterstützte sie selbst das Schlechte, bald ließ sie es wenigstens aus Nachläßigkeit zu. Ganze Wachposten waren verlassen, weil oft nicht einmal nach achtundvierzig Stunden abgelößt wurde, und Unmuth und Erschöpfung die frühere Wache nach Hause getrieben hatte. Alle friedlichen Bürger hatten dieses noch vor kurzer Zeit so nützliche und so gut eingerichtete Corps verlassen; der Befehlshaber Santerre war viel zu schwach und einfältig, um es wieder in Ordnung zu bringen.

Die Sicherheit von Paris hieng also von Zufällen ab; und der Gemeinderath auf der einen, der Pöbel auf der andern Seite konnten alles unternehmen. Die reichste und also die am meisten gesuchte Beute, welche man beim Umsturz des Thrones gemacht hatte, waren die im Garde-Meubel aufbewahrten Kostbarkeiten des so glanzvollen und verschwendrischen Hofes. Seit dem 10ten August hatten sie die Habsucht der Menge auf sich gezogen, und der über dieselben gesetzte Aufseher war durch mancherlei Vorfälle zu einer verdoppelten Wachsamkeit aufgefordert worden. Er hatte Bitten über Bitten um eine hinreichende Wache eingegeben, sie aber nie erhalten können, entweder

aus Unordnung, oder wegen der Unmöglichkeit, die sämmtlichen Wachposten besetzen zukönnen, oder endlich aus absichtlicher Nachläßigkeit. Während einer Nacht wurde das Garde-Meubel bestohlen, und der größte Theil des daselbst Aufbewahrten kam in unbekannte Hände, welche zu entdecken sich die Regierung später umsonst bemühte. Man maas dieses neue Verbrechen den heimlichen Anordnern des Blutbades zu. Allein hier konnten sie weder durch politischen Fanatismus, noch durch Blutdurst gereitzt seyn, und wenn sie hätten stehlen wollen, so war in den Gewölben des Aufsichts-Ausschusses genug vorhanden, um ihre Haabgier zu stillen. Man hat behauptet, man habe den Diebstahl begangen, um den Rückzug des Königes von Preußen zu erkaufen, das ist aber abgeschmackt; oder um die Partheikosten zu bestreiten, was freilich weit wahrscheinlicher, allein keineswegs bewiesen ist. In jedem Falle trägt diese Thatsache wenig zur Bestimmung des Urtheiles bei, das man über den Gemeinderath und seine Häupter zu fällen hat. So viel ist immer gewiß, daß er über die großen Summen, die er in Händen hatte, nie Rechenschaft ablegte; daß die an die Schränke angelegte Siegel gebrochen, nicht aber die Schlösser verletzt wurden, was beweißt, daß eine heimliche Entwendung nicht aber Plünderung des Pöbels statt gefunden hatte, und daß diese Kostbarkeiten eben so verschwanden, wie die übrigen Summen. Ein Theil derselben wurde auf das unverschämteste von den untern Beamten gestohlen, z. B. von Sergent, dem man den Beinamen Agath gab wegen eines theuern Kleinodes, das er stahl; ein anderer Theil wurde zu den Kosten der außerordentlichen Regierung verwendet, welche der Gemeinderath eingesetzt hatte; oder der Bezahlung der in die Departements entsendeten Banden Abordnungen u. s. w. Es war ein der alten Gesellschaft gelieferter Krieg;

in jedem Kriege fallen Stürme vor; und jeder Sturm wird mit Mord und Raub befleckt.

So war die Lage von Paris während der Wahl der Abgeordneten zu dem National-Convente. Von dieser neuen Versammlung erwarteten die rechtlichen Bürger die zur Wiederherstellung der Ordnung der Dinge nöthige Kraft; und man hoffte, daß die seit dem 10ten August vorgefallenen 40tägigen Verbrechen und Unordnungen nur ein zufälliges zwar schauderhaftes, aber immer nur ein vorübergehendes Ereigniß der Umwälzung seien. Selbst die Versammlung, welche sich so schwach zeigte, verschob die Ergreifung kräftiger Maasregeln auf die Vereinigung des Conventes, die Hoffnung aller Partheien.

Ganz Frankreich trieb sich der Wahlen wegen um. Die Clubs übten hierbei einen großen Einfluß aus; die Pariser Jakobiner hatten eine Liste aller während der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung abgelegten Abstimmungen drucken und verbreiten lassen, welche den Wählern die Candidaten kennen lehren sollte. Die Abgeordneten, welche gegen die von der Volksparthei gewünschten Gesetze, namentlich diejenigen, welche gegen Lafayette's Freisprechung gestimmt hatten, waren alle besonders verzeichnet. Allein in den Provinzen, wohin die Spaltungen der Hauptstadt noch nicht gedrungen waren, wurden alle, selbst die den Jakobinern am verhaßtesten Girondisten wegen der großen Talente, welche sie gezeigt hatten, wieder gewählt; überhaupt wurden beinahe alle Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung wieder ernannt. Eben so kamen viele Mitglieder der verfassunggebenden Versammlung, welche in die gesetzgebende nicht hatten gewählt werden können, in den Convent, zum Beispiele Buzot und Pétion. Unter den ganz neu Erwählten sah man natürlich diejenigen Männer, welche sich in ihren Departements

durch Thätigkeit und Ueberspannung bemerklich, oder Schriftsteller, wie Louvet, die sich der Hauptstadt und den Provinzen durch ihre Talente bekannt gemacht hatten.

In Paris bemächtigte sich die wüthende Faction, welche seit dem 10ten August herrschte, der Wahlen und ließ lauter Männer ihres Sinnes ernennen. Robespierre und Danton wurden zuerst ernannt, und sowohl die Jakobiner als der Gemeinderath nahmen diese Nachricht mit Beifallklatschen auf. Nach ihnen wurden ernannt: Camille Desmoulins, bekannt durch seine Schriften; David, ein berühmter Mahler; Fabre d'Eglantine, ausgezeichnet durch komische Werke und einen sehr lebhaften Antheil an allen Vorfällen der Umwälzung; Legendre, Panis, Sergent, Billaud-Varennes, die sich durch ihr Betragen im Gemeinderath empfohlen hatten. Zu ihnen kamen noch der Gemeinde-Anwalt Manuel; Robespierre der jüngere, ein Bruder des berüchtigten; Collot d'Herbois, ehemaliger Schauspieler; der Herzog von Orléans, der seinen Titeln entsagt hatte und sich nun Philipp Egalité nannte. Nach allen diesen Namen sah man mit Erstaunen auch den des alten Dessaulx erscheinen, eines der Wähler von 1789, ihn, der sich der Menge so sehr widersetzt, so viele Thränen über ihre Ausschweifungen vergossen hatte, und der als eine letzte Erinnerung von 89 und als ein gutmüthiger Niemand schädlicher Mensch erwählt wurde. Dieser sonderbaren Zusammensetzung fehlte noch der blutdürstige und gemeine Marat, der aber durch seine Frechheit sogar für die Zeugen der September-Tage etwas abstossendes hatte. Der Kapuziner Chabot, welcher bei den Jakobinern durch seinen Eifer großen Einfluß hatte, und sich bei ihnen für den ihm von der Versammlung verweigerten Einfluß entschädigte, machte im Jakobiner-Club den ersten Versuch Marat zu entschuldigen, und da hier alles zuerst berathen

wurde, so ward der Vorschlag, ihn zu wählen, bald von der Wahlversammlung befolgt. Marat, ein anderer Zeitungsschreiber Fréron, und noch einige unbekannte Menschen machten die bekannte Pariser Abordnung vollzählig, welche einen Fleischer, einen Schauspieler, einen Kupferstecher, einen Mahler, einen Advokaten, drei bis vier Schriftsteller, einen ehemaligen Prinzen in sich begreifend, die Verwirrung und Verschiedenheit der Stände, welche sich in der großen Hauptstadt umtrieben, recht gut darstellte.

Die Abgeordneten kamen nach und nach in Paris an, und je größer ihre Zahl wurde, und je weiter man sich von den gräßlichen Schreckenstagen entfernte, desto mehr faßte und erklärte man sich gegen die in der Hauptstadt vorgefallenen Unruhen. Die Furcht vor dem Feinde war vermindert durch Dumouriez's feste Haltung im Argonne-Wald; der Haß gegen die Aristokraten wandelte sich in ein Mitleiden gegen sie um, seit ihrer schrecklichen Hinschlachtung in Paris und Versailles; und diese Unthaten, welche anfänglich so viele Verirrte billigten oder die wenigstens nur sehr schüchternen Tadel erfahren hatten, itzt aber durch den dazu gekommenen Diebstahl noch abscheulicher geworden waren, wurden nun allgemein gemißbilligt. Die Girondisten, entrüstet über so viele Verbrechen und über die persönliche Unterdrückung, in der sie einen ganzen Monat hindurch gehalten worden waren, wurden fester und kräftiger. Von ganz Frankreich wegen ihres Talentes und ihres Muthes bewundert, sich für die Gerechtigkeit und Menschlichkeit erklärend, mußten sie die öffentliche Meinung für sich haben, und schon bedrohten sie offen ihre Gegner mit derselben.

Allein wenn sie auch alle die in Paris begangenen Unthaten mißbilligten, so hatten und erweckten sie nicht alle den persönlichen Haß, welcher die Parthei-Abneigungen so

sehr giftig macht. So hatte zum Beispiel Brissot dadurch daß er im Jakobiner-Club mit Robespierre beständig um den Preis der Beredtsamkeit kämpfte, diesem einen tiefen Haß gegen sich eingeflößt. Brissot's Kenntnisse und Talente waren glänzend, allein er hatte weder genug persönliches Ansehen noch genug Schlauigkeit um ein Partheihaupt seyn zu können, und Robespierre stellte ihn in seinem Hasse zu hoch, wenn er ihm diese Rolle beimaß. Als die Girondisten kurz vor der Empörung einen Brief an Boze schrieben, so verbreitete sich das Gerücht von einem Vertrage und von der Abreise Brissot's nach London, wohin er sein Gold in Sicherheit bringen wolle. Es war nichts daran, allein Marat, dem das unzuverläßigste selbst das offenbar falscheste Gerüchte zu einer Anklage hinreichte, hatte doch einen Verhaft-Befehl gegen Brissot erlassen, als die allgemeine Festsetzung der Verschworenen vom 10ten August vorgenommen wurde. Diese Frechheit hatte großen Lärmen gemacht und die Verhaftung war nicht vollzogen worden: allein deßwegen sagten die Jakobiner doch, Brissot habe sich an den Herzog von Braunschweig verkauft, und Robespierre wiederholte und glaubte es, denn sein schiefer Verstand war immer geneigt diejenigen für schuldig zu halten, welche er haßte. Louvet war ihm eben so zuwider geworden, seitdem er Brissot in dem Jakobiner-Club und in dem Journal de la Sentinelle unterstützte. Louvet gieng voll Kühnheit und Talent seinen Gegnern geradezu zu Leibe. Seine bissigen täglich in einem öffentlichen Blatte wiederholten Persönlichkeiten hatten ihn zum gefährlichsten und verhaßtesten Feinde von Robespierre's Parthei gemacht.

Der Minister Roland hatte der ganzen Parthei der Jakobiner und der Gemeinde mißfallen durch seinen muthigen Brief vom 3ten September, so wie durch seinen Wider-

stand gegen die Eingriffe des Stadtrathes; allein er stand keinem einzelnen gegenüber und erweckte also nur einen Meinungshaß. Nur Danton hatte er durch seine Widersprüche im Ministerrathe persönlich beleidigt, und dieß gerade war nicht gefährlich, denn Danton's Unwillen war am wenigsten zu fürchten. Allein man haßte bei Roland eigentlich seine stolze, strenge, muthige, geistreiche Frau, welche alle die so gebildeten, so glänzenden Girondisten um sich versammelte, sie durch ihre Blicke aufmunterte, durch ihre Achtung belohnte, und in ihrem Zirkel, bei aller republikanischen Einfachheit eine Feinheit der Sitte bewahrte, welche den gemeinen und schlechterzogenen Menschen zuwider war. Man suchte deßhalb Roland auf eine niedrige Art lächerlich zu machen. Seine Frau, sagte man, regiere für ihn, leite seine Freunde, belohne sie sogar mit ihrer Gunst, und Marat nannte sie in seiner unedlen Sprache die Circe der Girondisten.

Guadet, Vergniaud, Gensonné hatten, obgleich sie sich in der gesetzgebenden Versammlung sehr ausgezeichnet und sich den Jakobinern widersetzt hatten, doch noch nicht den Haß gegen sich erweckt, der ihnen später zu Theil wurde. Guadet hatte sogar den eifrigen Republikanern durch seine heftigen Angriffe auf Lafayette und den Hof gefallen.

Guadet war lebhaft, eilte immer den andern voraus, und konnte dann von der größten Bewegung zur unerschütterlichsten Kaltblütigkeit übergehen; er war auf der Rednerbühne Herr seiner selbst, und glänzte auf derselben durch passende und belebte Reden. Auch liebte er, wie jeder Mensch, eine Uebung in welcher er Meister war, er trieb sie sogar zu häufig, und fand ein großes Vergnügen darin, Menschen mit Worten zu schlagen, die ihm nur zu bald mit dem Tode antworteten.

Vergniaud hatte sich nicht dieselbe Gunst bei den

feurigen Freiheitsmännern erworben wie Guadet, weil er weniger Eifer gezeigt hatte, allein eben dadurch war er auch weniger in den Fall gekommen, sie zu beleidigen, indem er in seiner Sorglosigkeit und Unbekümmertheit weniger die Einzelnen angrief als sein Freund. Leidenschaften bewegten diesen Volksredner nur wenig, er schlummerte unter den Bewegungen seiner Parthei, und da er somit selten einem Gegner persönlich entgegentrat, so setzte er sich ihrem Hasse nur wenig aus. Doch war er nicht gleichgültig. Er hatte ein edles Herz, einen hellen und aufgeklärten Verstand, und wenn das gewöhnlich müßige Feuer seines Talents ihn von Zeit zu Zeit erwärmte, so konnte es ihn bis zu den erhabensten Kraftäußerungen steigern. Ihm standen Guadet's lebhafte Einfälle nicht zu Gebote, allein er belebte sich auf der Rednerbühne durch lange Entwicklungen; er verbreitete sich darüber mit einer fliessenden Beredtsamkeit, und, mit einer außerordentlich biegsamen Stimme versehen, sprach er seine Gedanken mit Leichtigkeit und einem von Niemand erreichten Reichthum der Ausdrücke aus. Mirabeau's Beredtsamkeit war wie sein Charakter, ungleich und kräftig; Vergniaud's dagegen war immer zierlich und edel, und wurde unter Umständen groß und schrecklich. Allein alle Ermunterungen von Frau Roland reichten kaum hin diesen oft müßigen Kämpfer aufzuregen, der den unbesonnenen Ausfällen seiner Freunde entgegen, und namentlich fest von der Unwirksamkeit von Worten gegenüber von Handlungen überzeugt war.

Genfonné, voll Verstand und Rechtlichkeit, allein nur mit mäßiger Rednergabe ausgerüstet und eigentlich nur zur Abfassung guter Berichte brauchbar, war noch wenig auf der Rednerbühne erschienen. Allein seine heftigen Leidenschaften, sein bestimmter Charakter gaben ihm vielen Einfluß auf seine Freunde, und machten ihn sehr verhaßt

bei seinen Feinden, weil der Charakter immer mehr gehaßt wird, als das Talent.

Condorcet, früher Marquis und immer Philosoph, hatte einen erhabenen, unpartheiischen Geist, sah die Fehler seiner Parthei ein, konnte sie aber doch nicht verlassen; er war bei den fürchterlichen Unruhen der Volksherrschaft nicht an seinem Platze, er sprach sich nicht leicht laut aus, hatte bis itzt noch keinen persönlichen Feind, und wurde zu allen Arten von Arbeiten benützt, welche ein tiefes Nachdenken erforderten.

Buzot war ein Mann von vielem Verstande, vieler Seelengröße, und vielem Muthe, und verband mit einer schönen Gestalt eine feste und einfache Beredtsamkeit, gebot den Leidenschaften durch den edlen Ausdruck seiner Persönlichkeit Achtung, und hatte auf alle seine Umgebungen den bedeutendsten Einfluß.

Barbaroux, von seinen Mitbürgern in den Convent gewählt, kam aus dem Süden an, mit einem gleichfalls erwählten Freunde Namens Rebecqui. Es war ein ungebildeter, aber kühner, unternehmender und Barbaroux sehr ergebener Mensch. Es ist bemerkt worden, daß dieser letztere Pétion und Roland vergötterte, daß er Marat für einen gräßlichen Narren hielt, und Robespierre für einen Ehrgeitzigen, besonders seitdem Panis ihm denselben zum Dictator vorgeschlagen hatte. Empört über die in seiner Abwesenheit vorgefallenen Gräuel schrieb er sie gerne Menschen zu, welche er schon haßte, und er sprach sich gleich bei seiner Ankunft so bestimmt aus, daß jede Versöhnung unmöglich wurde. Er stand tiefer als seine Freunde rücksichtlich des Umfanges seiner Einsichten, allein er war voll Verstand und faßte leicht, dazu schön und heldenmäßig; er brach in Drohungen aus, und erwarb sich auf diese Art in einigen Tagen so viel Haß, als die, welche die ganze

gesetzgebende Versammlung hindurch nicht aufgehört hatten Meinungen und Menschen zu verletzen.

Pétion war der Mittelpunkt der ganzen Parthei, er genoß eines allgemeinen Ansehens. Als Maire während der gesetzgebenden Versammlung hatte er im Kampfe mit dem Hofe die Revolution gegenüber vom Throne vorgestellt, und war also geliebt, wie sie selbst. Er hatte zwar am 9ten August eine Berathung einem offenen Kampfe vorgezogen, hatte sich seitdem gegen die Mordscenen erklärt, und hatte sich vom Gemeinderathe getrennt, wie Bailly im Jahre 1790, allein diese stillschweigende und ruhige Widersetzlichkeit hatte ihn mit der Gegenpartheï nicht entzweit, sondern ihn vielmehr ihr fürchterlich gemacht. Voll Einsichten und Ruhe, selten sprechend, und mit Niemand wetteifernd hatte er auf Jeden, selbst auf Robespierre, den großen Einfluß, welchen ein kalter, billiger und allgemein anerkannter Verstand giebt. Obgleich er zu den Girondisten gezählt wurde, so strebten doch alle Partheien nach seinem Beifalle, alle fürchteten ihn, und er hatte in der neuen Versammlung nicht nur die rechte Seite für sich, sondern auch die ganze Mitte, und selbst viele Mitglieder der linken Seite.

Dieses war also die Stellung der Girondisten gegenüber von der Pariser Faction: sie hatten die allgemeine Meinung, welche die begangenen Gräuelthaten mißbilligte, für sich; sie nahmen einen großen Theil der täglich in Paris ankommenden Abgeordneten für sich ein; sie hatten alle Minister auf ihrer Seite mit einziger Ausnahme Danton's, der sich aber seiner Macht nicht gegen sie bediente; endlich hatten sie an ihrer Spitze den Maire von Paris, den damals geachtetsten Mann. Allein sie waren in Paris nicht zu Hause, sie befanden sich mitten unter ihren Feinden, und hatten die Gewaltthaten der niederen

Classen zu befürchten, die sich unter ihnen umtrieben; vor allem aber die künftigen Ausschweifungen, welche mit den revolutionären Leidenschaften immer steigen mußten.

Der erste Vorwurf, welchen man ihnen machte, war der, Paris verlassen zu wollen. Man hatte ihnen früher schon vorgeworfen, sie wollen sich in die Departements und hinter die Loire flüchten; die von den Parisern gegen sie begangenen Fehler waren seit dem 2ten und 3ten September noch bedeutender geworden, und man setzte daher bei ihnen itzt noch mehr Lust voraus, die Stadt zu verlassen, und man versicherte, daß sie den National-Convent an einem andern Orte versammeln wollen. Nach und nach nahm dieser Verdacht eine bestimmtere Form an. Man gab ihnen Schuld, sie wollen die Einheit Frankreichs zerstören; aus den dreiundachtzig Departements eben so viele Staaten bilden, die alle unter sich gleich, und nur durch eine Bundesverfassung vereinigt wären. Man versicherte, daß sie durch diese Einrichtung das Uebergewicht von Paris zerstören, und sich in ihren verschiedenen Departements eine persönliche Herrschaft gründen wollten. Damals kam die Verläumdung des Föderalismus auf. Es ist wahr, sie hatten sich, als die Preußen in Frankreich einfielen, gefaßt gemacht, sich im Nothfalle in die südlichen Departements zurückzuziehen; es ist wahr, sie setzten manchmal, wenn sie die Gräuel und die Unterdrückung von Paris sahen, ihre Hoffnung in die Departements; allein von dieser Hoffnung ist noch ein großer Schritt zu einer Bundesverfassung. Und da überdieß der einzige Unterschied zwischen einer Bundesverfassung und einer Staatseinheit nur in der größeren oder kleineren Berechtigung der Local-Beamten besteht, so war das Verbrechen eines solchen Planes, wenn ihn die Girondisten wirklich hatten, sehr unbestimmt. Die Girondisten sahen auch nichts ver-

brecherisches darin, wiesen daher die Anschuldigung nicht zurück, und viele unter ihnen fragten, ob denn, alles wohl überlegt, die Vereinigten Staaten, ob Holland und die Schweitz unter einer Bundesverfassung nicht frei und glücklich seien, und ob es ein so gar großer Irrthum, ein so entsetzliches Verbrechen wäre, wenn man Frankreich ein ähnliches Loos bereiten wollte? Besonders vertheidigte Buzot oft diese Ansicht, und auch Brissot, ein großer Bewunderer der Amerikaner, stellte sie oft auf, mehr aus theoretischer Anhänglichkeit, als weil er eine solche Regierungsart in Frankreich hätte einführen wollen. Diese Gespräche wurden bekannt und gaben der Verläumdung noch mehr Wahrscheinlichkeit; bei den Jakobinern wurde die Frage über eine Bundesverfassung sehr ernstlich abgehandelt, und man brachte die Volkswuth aufs höchste gegen die Girondisten. Man behauptete, sie wollten die Macht der Republik brechen, die in ihrer Einheit bestehe, um sich zu Königen ihrer Provinzen aufzuwerfen.

Die Girondisten antworteten ihrer Seits durch wahrere aber unglücklicherweise auch übertriebene Vorwürfe, die an Kraft verloren, je weniger sie ganz wahr waren. Sie warfen dem Gemeinderathe vor, sich zum unbeschränkten Herrscher gemacht, diese Herrschaft aber auf die Unterdrückung der Volksrechte gegründet, und sich eine Gewalt angemaßt zu haben, die nur dem ganzen französischen Volke gehöre. Sie beschuldigten ihn, den National-Convent beherrschen zu wollen, wie er die gesetzgebende Versammlung unterdrückt habe; sie behaupteten, die Abgeordneten des Volkes seien in ihrer Nähe nicht in Sicherheit, da sie mitten unter den Meuchelmördern vom September sich befinden. Sie warfen ihm vor, die neue Ordnung der Dinge während der vierzig auf den 10ten August folgenden Täge entehrt, und nur solche Menschen zu Abge-

ordneten von Paris gewählt zu haben, die sich während dieser Gräuelthaten berüchtigt gemacht hätten. So weit war alles wahr. Allein dazu fügten sie noch Vorwürfe, welche eben so unbestimmt waren, als der ihnen vorgeworfene Föderalismus. Marat, Danton und Robespierre wurden laut beschuldigt, sich der höchsten Gewalt bemächtigen zu wollen. Marat, weil er alle Tage schrieb, man bedürfe eines Dictators, um die Gesellschaft von den unreinen sie vergiftenden Mitgliedern zu retten; Robespierre, weil er in dem Gemeinderathe dogmatisirt und zu der Versammlung in einem unverschämten Tone gesprochen, und ihn Panis vor dem 10ten August Barbaroux zum Dictator vorgeschlagen hatte; Danton endlich weil er auf das Ministerium, auf das Volk, kurz auf Alle den Einfluß eines überlegenen Geistes ausübte. Man nannte sie die Triumvire, allein sie waren keineswegs einig unter sich: Marat war nur ein systematischer Verrückter; Robespierre itzt noch nur neidig, und es fehlte ihm an Seelengröße, um ehrgeitzig zu seyn; Danton endlich war thätig, leidenschaftlich für den Zweck der Revolution eingenommen, nnd grief alles an, allein mehr aus Eifer für die Sache, denn aus persönlichem Ehrgeitze. Allein in allen diesen Männern konnte man keinen Gewaltherrscher, noch auch nur unter sich einige Verschworene sehen, und es war unklug Gegnern, welche ohnedieß schon übermächtig waren, noch den Vortheil zu geben, daß man sie ungerechterweise anklagte. Die Girondisten schonten Danton noch am meisten, weil kein persönlicher Haß zwischen ihm und ihnen obwaltete, und sie verachteten Marat zu sehr, um ihn geradezu anzugreifen, allein sie giengen unbarmherzig auf Robespierre los, weil der Erfolg seiner sogenannten Tugend und Beredtsamkeit sie am meisten reitzte, und sie hatten gegen ihn den Haß, welchen die wirkliche Ueberlegen-

heit gegen die eiferſüchtige und zu ſehr geprieſene Mittelmäßigkeit fühlt.

Doch machte man einen Verſöhnungsverſuch vor Eröffnung des National-Conventes, und es kamen mehrere Vereinigungen zu Stande, in denen man ſich offen ausſprechen und die in den itzigen ſchwierigen Umſtänden ſo verderblichen Zwiſtigkeiten ausgleichen wollte. Danton war dabei ganz aufrichtig, da ſein Stolz nicht beleidigt war und er vor allem den glücklichen Erfolg der Revolution wollte. Pétion zeigte viele Kälte und vielen Verſtand; allein Robespierre war bitter, wie ein Beleidigter; die Girondiſten waren ſtolz, weil ſie ihrer Unſchuld ſich bewußt, voll Unwillen über das Geſchehene und der Meinung waren, daß ſie die Rache in ihrer Hand haben. Barbaroux ſagte, es ſei kein Bund möglich zwiſchen dem Verbrechen und der Tugend, und man trennte ſich erbitterter durch dieſen Verſöhnungsverſuch, als man es vorher geweſen war. Alle Jakobiner ſammelten ſich um Robespierre, alle Girondiſten und die ganze gemäßigte Parthei um Pétion. Sein und aller ruhigen Männer Rath war, jede Anklage aufzugeben, weil man doch die Urheber der Mordthaten und des Diebſtahles im Garde-Meubel nicht faſſen könne; nicht mehr von Triumvirn zu ſprechen, weil ihr Ehrgeitz nicht hinlänglich bewieſen ſei um eine Beſtrafung zu verdienen; und die zwanzig durch die Pariſer Wahlen in die Verſammlung gekommenen ſchlechten Menſchen zu verachten; dagegen ſich zu beeilen, den Zweck des National-Conventes zu erreichen, das heißt, eine Verfaſſung zu entwerfen, und über das Schickſal des Königes und ſeiner Familie zu entſcheiden. Das war die Meinung der Ruhigeren, allein andere weniger Beſonnene machten, wie dieß zu gehen pflegt, Plane, die ſie noch nicht ausführen konnten, und welche dazu dienten, ihre

Gegner aufmerksam zu machen und sie zu erbittern. Sie schlugen vor, den Gemeinderath zu entsetzen; den National-Convent im Nothfalle außerhalb Paris zu verlegen; ihn in einen Gerichtshof zu verwandeln, der in letzter Instanz die Verschwörer zu richten hätte; und endlich ihm eine eigene Wache aus Abtheilungen aller Departements zusammenzusetzen, welche für seine und die Sicherheit der öffentlichen Anstalten zu wachen hätte. Diese Plane waren für den Augenblick nur Erbitterungsmittel und mußten den Haß vermehren. Die Girondisten verließen sich auf das öffentliche Gewissen, das, wie sie meinten, auf ihren beredten Zuruf und die Erzählung der begangenen Schandthaten erwachen würde; sie wollten von der Rednerbühne herab ihre Gegner vernichten.

Am 20sten September versammelten sich die neuen Abgeordneten in den Tuilerien, um sich zum National-Convente zu bilden. Sie waren in hinreichender Anzahl, constituirten sich daher vorläufig, untersuchten ihre Vollmachten und schritten dann zu der Wahl des Vorstandes. Pétion wurde beinahe einstimmig zum Präsidenten gewählt, Brissot, Condorcet, Rabaud-St.-Etienne, Lasource, Vergniaud und Camus zu Secretären. Diese Wahlen beweisen, welchen Einfluß damals die Girondisten in der Versammlung hatten.

Die National-Versammlung, welche seit dem 10ten August ununterbrochen Sitzung hatte, wurde am 21sten durch eine Abordnung benachrichtigt, daß der National-Convent zusammengetreten und die Versammlung aufgelößt sei. Die beiden Versammlungen brauchten sich blos zu verschmelzen, und der Convent nahm den Sitzungssaal der gesetzgebenden Versammlung ein.

Schon am 21sten machte Manuel, Gemeinde-Anwalt, nach dem 20sten Juni entsetzt und daher beim Volke sehr

beliebt geworden, zuerst mit den wüthendsten in dem Gemeinderathe verbunden, allein seit dem Anblicke der Mordthaten in der Abtei von ihnen getrennt und an die Girondisten angeschlossen, einen Antrag, welcher großen Larmen bei den Gegnern der Girondisten verursachte: „Bürger-Abgeordnete, sprach er, es muß hier alles eine Würde und Größe athmen, welche auf den Erdkreis Eindruck machen kann. Ich trage darauf an, daß der Präsident von Frankreich in dem National-Palaste der Tuilerien wohne, daß ihm die bewaffnete Macht und die Zeichen der Gesetze vortreten und die Bürger sich bei seinem Erscheinen erheben." Bei diesen Worten sprachen sich der Jakobiner Chabot, und Tallien, der Geheimschreiber des Gemeinderathes, mit Wuth gegen dieses dem Königthume entnommene Cärimoniel aus. Chabot sagte, die Abgeordneten müssen sich den Bürgern gleichstellen, aus deren Mitte sie kommen, den Ohnehosen, welche die Mehrheit des Volkes ausmachen. Tallien fügte bei, man werde den Präsidenten des Conventes im fünften Stockwerke suchen müssen, denn dort sei es, wo Talent und Rechtlichkeit wohnen. Manuel's Vorschlag ward verworfen, und die Feinde der Gironde behaupteten, sie habe ihrem Haupte Pétion die oberste Gewalt einräumen wollen.

Auf diesen Vorschlag folgt ununterbrochen eine Menge anderer; von allen Seiten her will man durch öffentliche Erklärungen die Gesinnungen kund thun, welche die Versammlung und Frankreich beleben. Man verlangt, die neue Verfassung soll die unbedingste Gleichheit zur Grundlage haben, die Oberherrschaft des Volkes soll ausgesprochen, dem Königthume, der Dictatur, dem Triumvirate, jeder Herrschaft Einzelner ewiger Haß geschworen werden; Todesstrafe soll gegen Jeden erkannt seyn, der auf eine solche antrage. Danton macht allen diesen Vorschlägen

ein Ende, indem er den Beschluß fassen läßt, daß die neue Verfassung erst nach ihrer Annahme vom Volke gültig seyn soll. Es wird beigesetzt, daß die aufgehobenen Gesetze in Wirksamkeit, und die noch nicht ersetzten Beamten vorläufig im Amte bleiben sollen; daß die Abgaben wie bisher müssen entrichtet werden, so lange kein neues Abgaben-System eingeführt seyn werde. Nach diesen Vorschlägen und Beschlüssen beginnen Manuel, Collot d'Herbois, Grégoire die Berathung der Frage über die königliche Würde, und verlangen, daß ihre Aufhebung sogleich ausgesprochen werden soll. Das Volk, sagen sie, ist so eben als Oberherr erklärt worden; allein es wird es nur dann in der That werden, wenn Ihr es von seiner Nebenbuhlerin, der königlichen Gewalt, befreit haben werdet. Die Versammlung und die Galericen erheben sich, um ihre einstimmige Mißbilligung der königlichen Gewalt auszudrücken. Doch will Bazire eine förmliche Berathung über einen so wichtigen Gegenstand. „Wozu berathen, antwortet Grégoire, wenn Jedermann einig ist? Die Höfe sind die Werkstätte des Verbrechens, der Wohnsitz der Verdorbenheit; die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker. Wenn wir alle von diesen Wahrheiten durchdrungen sind, wozu bedarf es sodann einer Berathung?"

Die Berathung wird wirklich geschlossen. Es erfolgt eine tiefe Stille, und der Präsident erklärt, daß durch einstimmigen Beschluß der Versammlung die königliche Würde in Frankreich abgeschafft sei. Dieser Beschluß wird mit allgemeinen Befallsbezeugungen aufgenommen; und die Bekanntmachung und Absendung desselben an alle Heere und Gemeinden sogleich beschlossen.

Als der Freistaat auf diese Art eingesetzt wurde, bedrohten die Preußen noch das französische Gebiet; Dumouriez hatte sich nach Sainte-Menehould gezogen und die

für die französischen Waffen so glückliche Kanonade vom 21sten war in Paris noch nicht bekannt. Am folgenden Tage, den 22sten, schlug Billaud-Varennes vor, nicht vom 4ten Jahre der Freiheit, sondern vom 1sten Jahre der Republik zu datiren. Der Vorschlag wurde angenommen; das Jahr 1789 wurde nicht mehr als der Anfang der Freiheit betrachtet, und die neue republikanische Zeitrechnung begann von demselben Tage, dem 22sten Sept. 1792.

Abends erfuhr man die Kanonade von Valmi, und die Freude fieng an sich zu verbreiten. Auf das Verlangen der Bürger von Orléans, welche sich über ihre Obrigkeit beschwerten, wurde beschlossen, daß alle Mitglieder der Verwaltungs- und Gerichts-Behörden aufs Neue gewählt werden müßten, und daß dabei die von der Verfassung von 91 festgesetzten Bedingungen der Wahlfähigkeit als aufgehoben zu betrachten seien. Man brauchte die Richter nicht mehr aus den Rechtsgelehrten, die Verwaltungsbeamten nicht mehr aus einer bestimmten Classe von Eigenthümern zu nehmen. Schon die gesetzgebende Versammlung hatte die Bedingung des Besitzes eines Markes Silber aufgehoben, und jedem großjährigen Bürger Wahlfähigkeit verliehen. Der Convent vollendete diese Weigerung jedes Unterschiedes, indem er jeden Bürger zu der Bekleidung jedes Amtes für fähig erkannte. So wurde das System der unbedingten Gleichheit zur Ausführung gebracht.

Am 23sten hörte man den Vortrag aller Minister. Der Abgeordnete Cambon hielt einen Vortrag über den Zustand der Finanzen. Die beiden vorhergehenden Versammlungen hatten die Verfertigung von zweitausend siebenhundert Millionen Franken Assignaten verordnet. Zweitausend fünfhundert Millionen waren davon ausgegeben worden; es blieben also noch zweihundert Millionen übrig, von denen 176 zu verfertigen, 24 aber schon vorräthig

waren. Die Abgaben waren von den Departements zu dem von der letzten Versammlung verfügten Aufkauf von Getraide zurückbehalten worden; man bedurfte also neuer außerordentlicher Hülfsmittel, neuer Assignaten. Da sich die Masse der National-Güter täglich durch die Auswanderung vermehrte, so scheute man sich nicht, das Papier auszugeben, welches sie vorstellte; es wurde also eine neue Verfertigung von Assignaten beschlossen.

Roland legte einen Bericht über den Zustand Frankreichs und der Hauptstadt ab. Eben so strenge und noch kühner als am 3ten September legte er ein getreues Gemälde der Umtriebe in Paris dar, entwickelte ihre Ursache und die Hülfsmittel gegen dieselben. Er empfahl die schleunige Anordnung einer starken und kräftigen Regierung, als die einzige Sicherheit für die Ordnung in einem freien Staate. Sein Bericht wurde günstig aufgenommen und mit Beifall gehört, ohne einen Ausbruch bei denen zu veranlassen, die sich als Angeklagte ansehen mußten sobald von den Unruhen in Paris die Rede war.

Allein kaum ist dieser erste Blick auf die Lage von Frankreich geworfen, als man die Verbreitung der Unruhen in verschiedenen Departements vernimmt. Roland schreibt einen Brief an den Convent um ihm neue Unthaten anzuzeigen und ihre Abstellung zu verlangen. Kaum ist dieser Brief verlesen, als die Abgeordneten Buzot und Kersaint auf die Rednerbühne eilen, um die Unordnungen aller Art anzuzeigen, die überall vorfallen. „Die Mordthaten, sagen sie, werden in den Departements nachgeahmt. Nicht die Gesetzlosigkeit muß man derselben beschuldigen, sondern Zwingherren einer neuen Art, die sich über das kaum freigewordene Frankreich erheben. Von Paris geben täglich diese gräßlichen Anleitungen zum Verbrechen aus. An allen Mauern der Hauptstadt liest man Anschläge, welche zu

Mord, Brand und Plünderung auffordern, findet man Aechtungsverzeichnisse, welche die Zahl der Schlachtopfer täglich vermehren. Wie soll man das Volk vor einem gränzenlosen Elende schützen, wenn so viel Bürger genöthigt werden, sich zu verbergen? Wie soll man Frankreich eine Verfassung hoffen lassen, wenn die Versammlung, welche sie beschliessen soll, unter Dolchen berathet? Man muß zu Ehren der Umwälzung diesen Unthaten ein Ziel zu setzen, und zwischen der Tapferkeit der Bürger, welche am 10ten August die Unterdrücker angriefen, und der Grausamkeit unterscheiden, welche am 2ten und 3ten Sept. eine stumme und verborgene Gewaltherrschaft führten."

Die Redner tragen auf Errichtung eines Ausschusses an, beauftragt:

1.) mit einem Berichte über den Zustand der Republik im Allgemeinen und von Paris im Besondern;
2.) mit einem Gesetzes-Vorschlag zur Bestrafung der Aufstifter zu Mordthaten und Metzeleien;
3.) mit einem Berichte über die Mittel dem National-Convent eine bewaffnete aus den dreiundachtzig Departements gezogene Macht zur Verfügung zu stellen.

Bei diesem Antrage erheben alle Mitglieder der linken Seite, wo sich die unruhigsten Freiheitsschwindler vereinigt hatten, ein lärmendes Geschrei. Man übertreibe Frankreichs Unglück, rufen sie. Die so eben vernommenen heuchlerischen Klagen rühren aus den Gefängnissen her, wo die Verdächtigen mit Recht eingeschlossen seien, die seit drei Jahren einen Bürgerkrieg in ihrem Vaterlande zu erregen suchen. Die genannten Uebel seien unvermeidlich gewesen; das Volk sei in einer Umwälzung der Dinge begriffen, und habe die nöthigen Sicherungsmaasregeln treffen müssen. Itzt seien diese entscheidenden Augenblicke vorbei, und die so eben vom Convent gemachte Erklärung werde hin-

reichen, alle Bewegungen zu beruhigen. Wozu es einer außerordentlichen Gerichtsbarkeit bedürfe? die alten Gesetze bestehen noch nnd setzen hinreichende Strafe auf Anleitung zum Meuchelmorde. Ob man ein neues Martial-Gesetz erlassen wolle? —

Durch einen bei Partheien sehr gewöhnlichen Widerspruch mit sich selbst erklärte sich die, welche das außerordentliche Gericht vom 17ten August verlangt hatte, welche kurze Zeit nachher das Revolutions-Gericht verlangen sollte, itzt gegen ein Gesetz, das sie ein Blutgesetz nannte! — Ein Blutgesetz? antwortete Kersaint, da ich dadurch gerade Blutvergießen hindern will? — Die Vertagung wird lebhaft gefordert. — „Die Unterdrückung von Mordthaten vertagen, heißt sie befehlen, ruft Vergniaud. Die Feinde Frankreichs stehen bewaffnet auf unserem Gebiete, und man will daß die Franzosen statt zu kämpfen, sich unter einander tödten, wie Cadmus Drachen-Saat?" —

Endlich wird Buzot's und Kersaint's Vorschlag ganz angenommen. Man beschließt, daß Gesetze wegen der Bestrafung des Aufrufes zum Mord, und wegen der Zusammensetzung einer Departemental-Wache gegeben werden sollen.

Diese Sitzung vom 24sten Sept. hatte einen großen Lärmen verursacht, obgleich kein Name genannt und die Anklage im Allgemeinen geblieben war. Zu den Verhandlungen des folgenden Tages brachte man die Erbitterung des vorigen mit; die eine Parthei murrte gegen die erlassenen Beschlüsse; die andere warf sich vor, nicht genug gegen die verderbliche Faction gesagt zu haben, welche sie mit dem Namen der ordnungstörenden bezeichnete. Man grief die Beschlüsse an und vertheidigte sie, endlich verlangte Merlin, früher Gerichtsbote und Gemeinderath in Thionville, dann Abgeordneter in der gesetzgebenden

Versammlung, wo er sich mit den Jakobinern Chabot und Bazire enge verband, allgemein bekannt wegen seines Feuer-Eifers und seines Muthes, Merlin, sagen wir, verlangte das Wort: „Die Tagesordnung ist, sprach er, zu untersuchen, ob, wie mich Lasource gestern versicherte, in dem National-Convente eine Parthei vorhanden ist, welche eine Dictatur oder ein Triumvirat einführen will? Dieses Mißtrauen muß aufhören oder Lasource die Schuldigen anzeigen, und ich schwöre, sie vor den Augen der Versammlung zu erdolchen." Lasource erzählt auf diese lebhafte Aufforderung sein Gespräch mit Merlin, und spricht aufs Neue, aber ohne sie namentlich zu bezeichnen, von den Ehrgeitzigen, welche sich auf den Trümmern des zerstörten Königthumes erheben wollen. „Es sind die, welche Mord und Plünderung veranlaßt, Verhaftbefehle gegen Mitglieder der Versammlung erlassen haben, welche die muthigen Convents-Mitglieder dem Dolche der Meuchelmörder bezeichnen, und welche dem Volk die Unthaten Schuld geben, welche sie selbst veranlassen. Wenn es Zeit seyn wird, werde ich den Schleier zerreissen, den ich itzt nur lüfte, und sollte ich auch unter ihren Streichen fallen."

Damit waren aber die Triumvire nicht genannt. Osselin besteigt die Rednerbühne, und nennt die Pariser Abgeordneten, von denen er selbst einer ist; er sagt, gegen sie wolle man Verdacht verbreiten, allein sie seien weder so unwissend, noch so schlecht, um einen Plan zur Dictatur fassen zu können; er beschwöre das Gegentheil, und verlange Verwünschung und Tod gegen den ersten, den man über solchen Anschlägen ertappe. Jeder folge mir auf der Rednerbühne, setzt er zu, und leiste den nämlichen Eid. — „Ja, antwortet Rebecqui, Barbaroux's muthiger Freund, ja diese tyrannischer Anschläge angeklagte Parthei

ist vorhanden, es ist Robespierre's Parthei; Marseille kennt sie und schickt uns her um sie zu bekämpfen."

Diese kühne Anrede erregt einen großen Lärmen in der Versammlung. Aller Augen richten sich auf Robespierre, und Danton beeilt sich das Wort zu nehmen um die entstehende Trennung beizulegen, und Anschuldigungen zu entfernen, die zum Theile gegen ihn selbst gerichtet waren. „Es ist ein schöner Tag für die Republik, sagt er, wo eine freimüthige und brüderliche Erklärung alles Mißtrauen entfernen wird. Man spricht von Dictatoren, von Triumvirn, allein diese Anklage ist unbestimmt, sie muß unterzeichnet seyn." — Ich werde sie unterzeichnen, ruft aufs neue Rebecqui und schwingt sich auf die Rednerbühne. — „Gut, antwortet Danton, wenn Schuldige da sind, so mögen sie fallen, und wären es meine besten Freunde. Was mich betrifft, so ist mein Leben bekannt. In den Volks-Gesellschaften, am 10ten August, in dem vollziehenden Rathe habe ich der Sache der Freiheit gedient ohne alle persönliche Nebenrücksichten, und mit der Kraft meines Charakters. Ich fürchte also Anklagen für meine Person nicht; allein ich möchte sie auch allen Andern ersparen. Es befindet sich, ich gebe es zu, unter den Abgeordneten von Paris ein Mann, den man den Royou der Republikaner nennen könnte: es ist Marat. Oft klagt man mich an, ich veranlasse ihn zu seinen Anschlägen, allein ich rufe das Zeugniß des Präsidenten an, und bitte ihn zu erklären, ob er mich nicht oft im Gemeinderath und in den Ausschüssen mit Marat im Streite gesehen hat. Ueberdieß hat dieser so stark angeklagte Schriftsteller einen Theil seines Lebens in unterirdischen Gewölben und in Kerkern zugebracht. Leiden haben seine Stimmung bitter gemacht, und man muß ihn entschuldigen, wenn er sich zu weit hinreissen läßt. Allein lassen wir solche ganz

persönliche Berathungen und geben wir uns Mühe, das allgemeine Beste zu befördern. Setzt den Tod darauf, wenn Jemand einen Dictator oder ein Triumvirat vorschlagen sollte." — Dieser Antrag wird mit Beifall aufgenommen. „Dieß ist aber noch nicht alles. Noch eine andere Furcht ist verbreitet, und auch diese muß zerstreut werden. Man behauptet, ein Theil der Abgeordneten gehe um mit dem Plane einer Bundes-Regierung und einer Zersplitterung Frankreichs in viele kleine Bruchstücke. Es ist wichtig, daß wir ein Ganzes bilden. Erklärt daher durch einen Beschluß die Einheit Frankreichs und seiner Regierung. Haben wir diesen Grund gelegt, dann wollen wir unser Mißtrauen ablegen, Freunde seyn und gemeinschaftlich unserem Ziele zustreben."

Buzot antwortet Danton, die Dictatur werde angenommen aber nicht vorgeschlagen, und es sei daher ohne Wirkung, gegen einen solchen Vorschlag ein Gesetz zu erlassen; was die Bundes-Verfassung betreffe, so habe Niemand daran gedacht; der Vorschlag zu einer Departemental-Wache sei ein Beförderungsmittel der Einheit, weil alle Departements dadurch gleich berufen werden würden die National-Vertreter zu schützen; daß übrigens ein Gesetz über diesen Gegenstand vielleicht nützlich sei, allein reiflich überlegt werden müsse, und man also den Vorschlag Dantons an den gestern beschlossenen Ausschuß zu verweisen habe.

Robespierre, persönlich angeklagt, verlangt nun das Wort. Zuerst erklärt er, daß er nicht sich, sondern die öffentlich in seiner Person angegriffene Sache vertheidigen wolle. Dann wendet er sich zu Rebecqui und sagt: „Bürger, der Sie sich nicht gescheut haben mich anzuklagen, ich danke Ihnen. Ich erkenne an Ihrem Muthe die berühmte Stadt, welche Sie absendete. Das Vater-

land, Sie und ich, wir werden alle bei dieser Anklage gewinnen."

„Man nennt eine Parthei, fährt er fort, die auf eine neue Zwingherrschaft denken soll, und mich bezeichnet man als ihr Haupt. Die Anklage ist unbestimmt, allein, Dank dem, was ich alles für die Freiheit gethan habe, wird es mir leicht seyn darauf zu antworten. Ich habe in der verfassunggebenden Versammlung drei Jahre lang alle Factionen bekämpft, unter welchem Namen sie sich auch ankündigen mochten; ich habe gegen den Hof gestritten, seine Geschenke verworfen; ich" — Davon ist itzt nicht die Rede, rufen mehrere Abgeordnete. — Er muß sich verantworten dürfen, antwortet Tallien. — „Soll ich nicht das Recht haben, der Anklage eines Verrathes am Vaterlande mein ganzes Leben entgegenzusetzen?" Nun fährt er fort in der Aufzählung seiner doppelten, einmal gegen die Aristokraten, und dann gegen die falschen Freiheitsfreunde geleisteten Dienste. Bei diesen letzten Worten zeigt er auf die rechte Seite der Versammlung. Osselin selbst wird ungeduldig über diese langweilige Aufzählung, unterbricht ihn, und fordert eine freimüthige Erklärung von ihm. „Es ist nicht davon die Rede, sagt Lecointe-Puiraveaux, was Du gethan hast, sondern davon, wessen man Dich heute beschuldigt." Nun spricht Robespierre von der Freiheit der Meinung, von dem heiligen Recht sich zu vertheidigen, von dem öffentlichen Besten, das eben so sehr als er selbst durch diese Anklage in Gefahr gebracht sei. Man fordert ihn nochmals auf, sich kürzer zu fassen, allein er fährt mit derselben Weitschweifigkeit fort. Er erinnert an die berüchtigten von ihm veranlaßten Beschlüsse, über die Nichtwiederwählbarkeit der Mitglieder der verfassunggebenden Versammlung und über die Unfähigkeit derselben zu Staatsämtern ernannt zu werden, und frägt, ob dieses Beweise

von Ehrgeitz seien. Dann macht er seinen Gegnern Vorwürfe, bringt die Anklage wegen Föderalismus wieder vor, und schließt endlich mit dem Antrage auf die Annahme von Danton's Vorschlagen, und auf eine strenge Untersuchung der gegen ihn selbst vorgebrachten Anklage. Barbaroux stürzt voll Ungeduld an die Schranken und ruft: „Barbaroux von Marseille ist hier, um die von Rebecqui gegen Robespierre gemachte Anzeige zu unterzeichnen." Dann erzählt er eine unbedeutende, oft wiederholte Geschichte, daß ihn Panis vor dem 10ten August zu Robespierre geführt, und beim Weggehen denselben als den einzigen Mann genannt habe, der als Dictator die Freiheit retten könne, worauf er, Barbaroux, geantwortet habe, daß nie die Marseiller weder vor einem Könige noch vor einem Dictator ihr Haupt beugen würden.

Wir haben dieses schon früher erwähnt, und man beurtheile, ob auf solche unbestimmte und nichtssagende Aeusserungen von Robespierre's Freunden eine Anklage gegründet werden mochte. Barbaroux geht die den Girondisten gemachten Vorwürfe einzeln durch; er trägt darauf an, daß man eine Bundesverfassung durch einen Beschluß verwerfe; daß alle Mitglieder des Conventes schwören, sich in der Hauptstadt belagern, und lieber sterben, als dieselbe verlassen zu wollen. Nach lange andaurendem Beifalle fährt Barbaroux fort, und sagt daß es unmöglich sei, die Plane auf eine Dictatur zu läugnen; daß die Eingriffe des Gemeinderathes, die gegen Mitglieder der National-Versammlung erlassenen Verhaftbefehle, die in die Departements entsendete Abordnungen einen Plan zu einer Oberherrschaft beweisen; daß aber Marseille für die Sicherheit seiner Abgeordneten wache; daß es immer den guten Gesetzen zuvorkomme, ungeachtet des königlichen Veto's ein Bataillon Verbündeter geschickt habe, und auch

itzt wieder achthundert seiner Bürger schicke, denen ihre Väter zwei Pistolen, einen Säbel, eine Flinte und ein Assignat von fünfhundert Franken geben, daß es denselben zweihundert wohlbewaffneter Reuter beigebe, und daß diese Mannschaft bestimmt sei, den Anfang zu Bildung der Departemental-Wache zu machen, welche zur Sicherheit des Conventes bestimmt sei. „Was Robespierre betrifft, so ist es mir leid ihn anklagen zu müssen, denn ich liebte, ich achtete ihn sonst. Ja wir liebten, wir achteten ihn alle, und doch haben wir ihn angeklagt! Allein er erkenne seine Fehler, und wir treten zurück. Er höre auf sich zu beklagen, denn wenn er die Freiheit durch seine Schriften gerettet hat, so haben wir sie durch unsere Person vertheidigt. Bürger, wenn der Tag der Gefahr angekommen seyn wird, dann wird man uns alle beurtheilen können, und dann wollen wir sehen, ob die Verfasser von Mauer-Schriften vor uns sterben können!"

Lebhafter Beifall begleitet Barbaroux bis an seinen Platz. Bei dem Worte Mauer-Schriften verlangt Marat das Wort, Cambon bittet nach ihm darum, und erhält es. Er giebt Nachricht von Mauer-Schriften, in welchen die Dictatur als nothwendig genannt ist, und welche von Marat unterzeichnet sind. Bei diesen Worten entfernt sich Jeder von ihm, er aber beantwortet die ihm bezeugte Verachtung durch ein Grinzen. Auf Cambon folgen Andere, welche ebenfalls Marat und den Gemeinderath anklagen. Marat giebt sich viele Mühe das Wort zu erhalten, allein Panis erhält es vor ihm, um auf Barbaroux's Anklage zu antworten. Er läugnet unklugerweise wahre aber nichts beweisende Thatsachen, die er besser zugestanden, und ihre geringe Beweiskraft nachgewiesen hätte. Er wird von Brissot unterbrochen, und nach dem Grunde des gegen ihn erlassenen Verhaftbefehles

gefragt. Panis entschuldigt sich mit den Umständen, die man zu schnell vergessen habe, mit dem Schrecken, mit der Unordnung, in der alles gewesen, mit der Menge von Anzeigen gegen die Verschwörer vom 10ten August, mit der Gewichtigkeit der gegen Brissot umlaufenden Gerüchte und der Nothwendigkeit, sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

Nach diesen langen Auseinandersetzungen, welche bald unterbrochen, bald wieder aufgenommen werden, erhält endlich Marat das Wort, da er immer darauf besteht und man es ihm nicht mehr verweigern kann. Er erscheint zum erstenmale auf der Rednerbühne: sein Anblick erregt allgemeinen Unwillen, und es erhebt sich ein fürchterlicher Lärm gegen ihn: Herunter, herunter, ruft man allgemein. Er ist nachläßig gekleidet, mit einer Mütze bedeckt, die er auf die Rednerbühne niederlegt, und sieht sich mit einem krampfhaften und verächtlichen Lächeln in der Versammlung um: „Ich habe, spricht er, eine große Menge persönlicher Feinde in dieser Versammlung" — — Uns Alle, uns Alle, rufen beinahe sämmtliche Abgeordnete. — „Ich habe, fährt Marat mit derselben Sicherheit fort, eine große Menge persönlicher Feinde in dieser Versammlung; ich fordere sie zum Anstande auf. Sie mögen sich das wüthende Geschrei gegen einen Mann ersparen, welcher der Freiheit, und ihnen selbst mehr gedient hat, als sie denken.

„Man spricht von Triumvirat, von Dictatur, man schreibt den Plan dazu den Abgeordneten von Paris zu; ich bin es der Wahrheit schuldig zu erklären, daß meine Amtsgenossen, daß namentlich Robespierre und Danton sich diesem Plane beständig widersetzt haben, und daß ich sie immer in diesem Punkte zu bekämpfen hatte. Ich allein und zuerst unter allen Schriftstellern habe an dieß

Maasregel gedacht, als das einzige Mittel zur Vertilgung der Verräther und Verschwörer. Mich allein muß man bestrafen, aber vorher mich hören." — Hier lassen sich einige Beifallszeichen hören. Marat fahrt fort: „Bei den ewigen Verrathereien eines treulosen Königes, eines ruchlosen Hofes, und der falschen Freiheitsfreunde welche in den beiden Versammlungen die öffentliche Freiheit verkauften, werdet Ihr es mir doch nicht vorwerfen wollen, daß ich das einzige Rettungsmittel vorschlug, zur Strafe gegen die Strafwürdigen aufrief? Nein, denn das Volk würde euch Lügen strafen. Es hat gefühlt, daß ihm nur noch dieses Mittel bliebe, und es hat sich selbst zum Dictator gemacht und Gerechtigkeit verschafft.

„Ich habe mehr als ein anderer vor diesen gräßlichen Bewegungen zurückgebebt, und blos damit sie nicht immer vergeblich seien, habe ich eine feste leitende Hand gewünscht. Wenn man bei der Einnahme der Bastille meine Gedanken gefaßt hätte, so waren die Köpfe von fünfhundert Verbrechern gefallen, aber die Ruhe wäre seit jener Zeit gesichert gewesen. Allein weil dieses eben so kluge als nothwendige Kraftmittel nicht angewendet wurde, sind hunderttausend Freiheitsfreunde ermordet worden, und hunderttausend andere schweben in Gefahr, es zu werden. Der Beweis übrigens, daß ich aus diesem Dictator, Tribun, Triumvir (der Name ist gleichgültig) keinen Zwingherrn machen wollte, wie die Dummheit es mir andichtet, sondern ein dem Vaterland geweihtes Schlachtopfer, dessen Loos kein Ehrgeitziger beneidet hätte, ist der, daß ich wollte, sein Amt solle nur wenige Tage dauern, es soll sich blos darauf beschranken Verräther verurtheilen zu können, und er solle selbst während dieser Zeit eine Kugel am Fuße nachschleifen, damit er immer in der Hand des Volkes bleibe. So abschreckend Euch mein Gedanke

vorkommen mag, so war er doch nur auf das allgemeine Beste berechnet. Desto schlimmer für Euch, wenn Ihr selbst nicht hoch genug standet, mich zu verstehen."

Das tiefe Stillschweigen, welches bisher geherrscht hatte, wird hier durch Lachen unterbrochen, das aber den weit mehr fürchterlichen als lächerlichen Redner nicht aus der Fassung bringt. Er fährt fort: „das war meine öffentlich gedruckte, unterzeichnete und vertheidigte Meinung. Wenn sie falsch war, so mußte man mich bekämpfen, mich belehren, nicht aber mich der Zwingherrschaft anklagen.

„Man klagt mich des Ehrgeitzes an; allein seht mich an und urtheilt. Wenn ich auch nur mein Stillschweigen mir hätte wollen bezahlen lassen, so stünde ich im Golde, ich bin aber arm! Ohne Unterlaß verfolgt, habe ich mich aus einem Gewölbe in das andere geflüchtet und die Wahrheit gepredigt auf dem Blocke.

„Was Euch betrifft, so öffnet die Augen; verderbt Eure Zeit nicht mit ärgerlichen Streitigkeiten, sondern verbessert die Erklärung der Rechte, verfertiget eine Verfassung, und leget die Grundlagen zu einer gerechten und freien Regierungsart, denn das ist Euer Auftrag."

Eine allgemeine Aufmerksamkeit war diesem sonderbaren Wesen geschenkt worden, und die Versammlung schwieg erstaunt über ein so gräßliches und so überlegtes System. Einige Anhänger Marat's hatten ihm, durch dieses Stillschweigen aufgemuntert, Beifall zugeklatscht, allein ohne Nachahmer zu finden, und Marat kehrte an seine Stelle zurück ohne Zeichen des Beifalls, allein auch ohne Ausdruck des Mißfallens.

Vergniaud, der reinste und verständigste der Girondisten, nahm das Wort um die allgemeine Entrüstug wieder aufzuregen. Er bedauert es einem mit Urtheilssprüchen

verfolgten Menschen antworten zu müssen! — Chabot und Tallien beschweren sich hierüber und fragen ihn, ob er allenfalls die Verurtheilung meine, die das Châtelet gegen Marat ausgesprochen habe, weil er Lafayette entschleiert habe. Vergniaud bleibt bei seinen Worten, und und bedauert einem Menschen antworten zu müssen, der sich nicht von den wider ihn erlassenen Urtheilssprüchen gereinigt habe, einem Menschen, der mit Verläumdungen, Blut und Galle überfüllt sei. — Bei diesen Worten erhebt sich ein neuer Lärmen, allein Vergniaud fährt mit Festigkeit fort, und nachdem er von der Pariser Abordnung David, Dussaulx und einige andere Mitglieder ausgenommen hat, nimmt er das berüchtigte Rundschreiben des Gemeinderathes in die Hand, und liest es vor. Allein da es schon bekannt ist, so bringt es nicht die Wirkung hervor, wie eine andere Schrift, welche der Abgeordnete Boileau vorliest. Es ist ein Blatt von Marat an demselben Tage gedruckt und in welchem er sagt: „Ein einziger Gedanke betrübt mich, nämlich der daß alle meine Bemühungen das Volk zu retten zu nichts führen werden ohne einen neuen Aufstand. Wenn ich mir die mehrsten Conventsglieder betrachte, so verzweifle ich an dem öffentlichen Wohle; wenn in den acht ersten Sitzungen die Grundlagen der neuen Verfassung nicht festgesetzt sind, so erwartet nichts von dieser Versammlung. Fünfzig Jahre Verwirrung werden folgen, aus der euch nur ein wahrhaft vaterlandsliebender und staatskluger Dictator reissen kann. — O Volk von Schwätzern, wenn du zu handeln verstündest."

Oft wird die Verlesung dieses Blattes durch ein Geschrei des Unwillens unterbrochen. Kaum ist sie beendigt, so erheben sich eine Menge Mitglieder gegen Marat. Die einen drohen ihm, und rufen: Nach der Abtei, unter die

Guillotine!, andere bedecken ihn mit Verachtung. Er antwortet auf alle diese Angriffe nur durch ein neues Grinzen. Boileau verlangt ein neues Anklage-Dekret und die Mehrzahl der Versammlung will abstimmen. Marat besteht mit Kaltblütigkeit darauf gehört zu werden. Man will ihn nicht anders hören als an den Schranken, endlich aber wird ihm doch die Rednerbühne bewilligt. Er fordert nach seiner Gewohnheit seine Feinde zum Anstande auf. Was die Urtheilssprüche betrifft, die man sich nicht entblödet hat, ihm vorzuwerfen, so macht er sich eine Ehre daraus, weil sie der Preis seines Muthes sind. Ueberdieß hat das Volk ihn durch seine Abordnung in die Versammlung freigesprochen und zwischen ihm und seinen Anklagern entschieden. Was die eben verlesene Schrift betrifft, so ist er weit entfernt, sich nicht zu ihr bekennen zu wollen, denn die Lüge nahte nie seinem Munde und sein Herz kennt die Furcht nicht. „Einen Widerruf von mir verlangen, setzt er bei, heißt verlangen, daß ich etwas nicht sehen soll, was ich sehe, daß ich nicht fühlen soll, was ich fühle, und es giebt unter der Sonne keine Macht, welche mich zu dieser Umkehrung aller Ideen bringen könnte; ich kann für die Reinheit meiner Gesinnung stehen, allein meine Ansicht kann ich nicht ändern; sie kömmt aus der Natur der Sache selbst."

Marat erklärt sodann, daß dieser öffentliche Anschlag schon vor zehn Tagen von ihm sei gedruckt worden, und daß sein Buchhändler ihn wider seinen Willen noch einmal gedruckt habe; daß er aber in dem ersten Stücke des Journal de la république eine neue Auseinandersetzung seiner Grundsätze gegeben habe, welche gewiß der Versammlung genügen werde, wenn sie ihn hören wolle.

Man läßt ihn wirklich diesen Artikel vorlesen, und die Versammlung, besänftigt durch die gemäßigten Ausdrücke

Marat's in diesem Mein neuer Weg überschriebenen Aufsatze, behandelt ihn mit weniger Strenge; er erhält selbst ein Zeichen der Billigung. Allein nun besteigt er die Rednerbühne aufs neue mit seiner gewohnten Frechheit um seinen Amtsgenossen eine Vorlesung über die Gefahren des Jähzornes und des Vorurtheiles zu halten. Wenn seine Zeitung nicht gerade an diesem Tage erschienen wäre, so hätten sie ihn, wirft er ihnen vor, ohne weitere Untersuchung in den Kerker geworfen. „Allein, sagt er, indem er eine Pistole zeigt, die er immer bei sich trug, und sie an die Stirne setzt, ich hatte etwas bei mir, das mir meine Freiheit erhalten konnte, und wenn Ihr einen Anklage-Beschluß gegen mich erlassen hättet, so hätte ich mir hier auf der Rednerbühne selbst eine Kugel durch den Kopf geschossen. Das ist die Frucht meiner Arbeiten, meiner Gefahren, meiner Leiden! Aber ich bleibe unter Euch, um Eurer Wuth zu trotzen!" Bei diesen Worten Marat's geräth die Versammlung wieder in den heftigsten Unwillen, ruft: er sei ein Narr, ein Schurke; und lange herrscht eine gränzenlose Verwirrung.

Die Berathung hatte mehrere Stunden gedauert, und doch hatte man über den Plan, eine Dictatur von Triumvirn einzuführen, nichts bestimmtes erfahren, wohl aber rücksichtlich des Charakters der verschiedenen Partheien und ihrer Stärke viel gelernt. Man hatte gesehen, daß Danton gefällig und voll guten Willens für seine Amtsgenossen war, unter der Bedingung jedoch, daß sich diese nicht um sein Betragen bekümmerten; Robespierre hatte sich voll Stolz und Galle gezeigt; Marat hatte durch seine Gemeinheit und seine Frechheit Erstaunen erregt, war von seiner eigenen Parthei zurückgewiesen worden, hatte sich aber Mühe gegeben, die Gemüther an sein gräßliches System zu gewöhnen; alle drei machten in der Umwäl-

zung der Dinge durch verschiedene Eigenschaften, und durch verschiedene Laster ihr Glück, waren unter sich nicht einig, verläugneten sich gegenseitig, und hatten offenbar nur die jedem Menschen angeborene Liebe zum Einfluß, von welcher aus zur Zwingherrschaft noch ein weiter Schritt ist. Man war mit den Girondisten einverstanden, die Gräuelthaten des Septembers zu verdammen; man ließ ihren Talenten und ihrer Rechtlichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren, allein man fand ihre Anklagen übertrieben und unklug; man erkannte in ihrem Unwillen ein etwas gereiztes persönliches Gefühl, was immer den Vorwürfen, selbst der Rechtlichkeit, von ihrer Würde und ihrer Kraft nimmt. Von diesem Augenblick an theilte sich die Versammlung in eine linke und eine rechte Seite, wie dieses in den ersten Tagen der verfassunggebenden Versammlung der Fall gewesen war. Auf der rechten Seite waren alle Girondisten, und alle, welche sich zwar nicht persönlich mit ihnen verbunden hatten, allein doch ihren edlen Unwillen theilten. In der Mitte häufte sich eine beträchtliche Anzahl rechtlicher aber friedliebender Abgeordneter zusammen, welche die Meinungen der Girondisten theilten, allein weder nach Geist noch nach Seele im Stande waren an dem Streite anders als durch Abstimmen Antheil zu nehmen, und, sich unter der Menge verbergend, Sicherheit in der Unberühmtheit suchten. Ihre große Anzahl in der Versammlung, die große Achtung, welche man dieser noch zollte, der Eifer, mit welchem sich die Parthei der Jakobiner und des Gemeinderathes gegen sie zu rechtfertigen suchten, alles dieses beruhigte sie. Sie gefielen sich in den Gedanken, daß das Ansehen des Conventes mit der Zeit hinreichen werde, die Unruhestifter zu zähmen; sie wollten gerne die Anwendung der Kraft noch verschieben, und warfen den Girondisten selbstgefällig vor, daß ihre Angriffe voreilig

seien. Bis itzt war diese mittlere Menge nur noch verständig und unpartheiisch, manchmal etwas eifersüchtig auf die zu häufige und zu glänzende Beredtsamkeit der rechten Seite; allein bald wurde sie vor der Gewalt schwach und feig. Man nannte sie die Ebene, und im Gegensatze davon, die linke Seite, den Berg; hier sassen alle Jakobiner einer über dem andern. Hier sah man alle Abgeordneten von Paris; diejenigen aus den Departements, welche ihre Ernennung dem Briefwechsel der Clubs verdankten; diejenigen endlich, welche man seit ihrer Ankunft schon gewonnen hatte, indem man sie von der Nothwendigkeit überzeugte, den Feinden der Umwälzung keine Gnade widerfahren zu lassen. Man zählte unter ihnen einige ausgezeichnete Männer, strenge, bestimmte, folgerechte Denker, denen die Theorien und die Menschenfreundlichkeit der Girondisten als mystische Träumereien mißfielen. Doch waren die Bergbewohner noch wenig zahlreich. Die mit der linken Seite verbundene Ebene bildete eine sehr große Mehrheit, welche Pétion den Vorsitz gegeben hatte, und die Angriffe der Girondisten auf die Septembertha-ten billigte, mit Ausnahme der Persönlichkeiten, welche ihr zu vorschnell und zu wenig gegründet erschienen.

Man gieng von den gegenseitigen Anschuldigungen der beiden Partheien zur Tagesordnung über, allein die Beschlüsse des vorigen Tages wurden beibehalten und drei Punkte blieben fest stehen: 1.) die Forderung eines genauen und getreuen Berichtes des Ministers des Innern über den Zustand von Paris; 2.) die Abfassung eines Gesetzentwurfes gegen die Urheber von Mordthaten und Plünderungen; 3.) die Auffuchung von Mitteln zur Versammlung einer Departemental-Wache für die Sicherheit des Conventes. Was den Bericht über den Zustand von Paris betraf, so konnte man, da Roland ihn zu erstatten hatte,

zum voraus wissen, in welchem Sinne und mit welchem Nachdrucke er abgefaßt seyn würde; nicht weniger hoffte man von dem mit Bearbeitung der beiden ebengenannten Gesetzesentwürfe beauftragten Ausschusse, da er ganz aus Girondisten bestand. Buzot, Lasource und Kersaint waren Mitglieder desselben.

Gegen diese beiden Gesetzesvorschläge waren die Berg-bewohner am meisten erbittert. Sie fragten, ob man das Martial-Gesetz und die Blutscenen auf dem Marsfelde erneuern wolle; und ob der Convent sich Trabanten und Leibwächter beilegen wolle, wie der König. Sie erneuerten bei dieser Gelegenheit, wie ihnen die Girondisten vorwarfen, alle die vom Hofe gegen das Lager von Paris angeführten Gründe.

Viele der eifrigsten Mitglieder der linken Seite waren als Mitglieder des National-Convents sehr eingenommen gegen die Anmaßungen des Pariser Gemeinderathes; und keiner, mit Ausnahme der Pariser Abgeordneten, vertheidigte ihn, wenn er angegriffen wurde, was täglich vorkam. Beschluß folgte auf Beschluß. Da er zögerte, in Folge des Beschlusses daß alle Gemeindebehörden erneuert werden sollen, sich zu erneuern, so wurde dem Ministerrathe aufgetragen, darauf zu sehen daß er gehorsame, und der Versammlung alle drei Tage darüber zu berichten. Ein Ausschuß von sechs Mitgliedern wurde ernannt, um die Erklärungen aller derer anzunehmen, welche Sachen von Werth im Stadthause niedergelegt hatten, und um das Nochvorhandenseyn dieser Gegenstände, oder den vom Gemeinderathe davon gemachten Gebrauch zu untersuchen. Die Departements-Verwaltung, welche der aufrührerische Gemeinderath dem Namen und der Sache nach zu einer bloßen Finanzbehörde erniedrigt hatte, wurde in alle seine Geschäfte wieder eingesetzt, und nahm seinen alten

Titel wieder an. Die Wahlen zum Maire, zum Gemeinderathe und zur großen Gemeinde-Versammlung wollte der Jakobiner-Club öffentlich machen, um die Furchtsamen einzuschüchtern, allein die Versammlung bestätigte das Gesetz der geheimen Abstimmung. Die nach dieser ungesetzlichen Art gemachten Wahlen wurden für ungültig erklärt, und die Sectionen ließen es sich gefallen, sie noch einmal nach der vorgeschriebenen Form vorzunehmen. Es wurde ferner befohlen, daß sogleich alle ohne gesetzlichen Verhaftbefehl Eingezogenen freigelassen werden sollten, und das war ein mächtiger Streich gegen den Aufsichts-Ausschuß, der hauptsächlich gegen Einzelne erbittert war.

Alle diese Beschlüsse wurden in den ersten Tagen Oktobers gefaßt, und der Gemeinderath, lebhaft gedrängt, sah sich genöthigt, dem steigenden Ansehen des Convents nachzugeben. Allein der Aufsichts-Ausschuß wollte sich nicht unvertheidigt aus dem Felde schlagen lassen. Seine Mitglieder erschienen vor der Versammlung, um, wie sie sagten, ihre Feinde zu beschämen. Im Besitze der Papiere, so man bei dem ehemaligen durch das Gericht vom 17ten August zum Tode verurtheilten Intendanten der Civil-Liste Delaporte gefunden, sei ein Brief in ihrer Hand, welcher Nachweisungen über die Summen enthalte, mit denen gewisse Beschlüsse der vorigen Versammlungen erkauft worden seien. Sie kommen, um die dem Hofe verkauften Abgeordneten zu entlarven und die Falschheit ihrer angeblichen Vaterlandsliebe zu beweisen. „Nennt sie," rief die Versammlung mit Unwillen. — Wir können sie noch nicht bezeichnen, antworteten die Ausschuß-Mitglieder. Sogleich wurde, um diese Verläumdung zu untersuchen, ein Ausschuß von vierundzwanzig an keiner der beiden frühern Versammlungen Antheil habenden Mitgliedern ernannt, welcher die Papiere durchsuchen und einen Bericht darüber

erstatten sollte. Marat, der Erfinder dieses Kunstgriffes, erklärte in seiner Zeitung daß er die Rolandisten mit gleicher Münze bezahlt habe, und kündigte die vorgebliche Entdeckung einer Verschwörung der Girondisten an. Allein durch die Untersuchung der Papiere wurde nicht Einer der gegenwärtigen Abgeordneten verdächtig, und der Aufsichts-Ausschuß wurde einer wissentlichen Verläumdung schuldig erklärt. Die Papiere waren von zu großem Umfange, als daß der Ausschuß sie hätte auf dem Stadthause prüfen können, daher er sie in das Versammlungs-Gebäude bringen ließ. Da Marat sich auf diese Art der Materialien zu seinen täglichen Anklagen beraubt sah, so ward er sehr erbittert, und behauptete in seiner Zeitung, man habe alle Beweise der Schuld vernichten wollen.

Nachdem die Versammlung auf diese Art die Anmaßungen des Gemeinderathes unterdrückt hatte, so beschäftigte sie sich mit der ausübenden Gewalt, und beschloß, daß die Minister künftig nicht mehr aus ihrer Mitte genommen werden könnten. Danton, welcher nun zwischen dem Justitzminister und dem Convents-Mitgliede wählen mußte, zog wie einst Mirabeau das Amt vor, welches ihm die Rednerbühne eröffnete, und trat aus dem Ministerium aus, ohne Rechenschaft von den geheimen Ausgaben abzulegen, unter dem Vorwande, daß er dieses schon in dem Ministerrathe gethan habe. Das war nun zwar nicht ganz richtig, allein man untersuchte die Sache weiter nicht genauer. Franz von Neuf-Chateau schlug das Justitz-Ministerium aus, und nun übertrug man es Garat, einem ausgezeichneten Schriftsteller, der mehr geistreich als gründlich war, und sich besonders durch seine vortreffliche Abfassung des Journal de Paris berühmt gemacht hatte. Servan, ermüdet durch die Geschäfte eines arbeitsvollen Ministeriums, welche nicht sowohl seine geistigen als seine

körperlichen Kräfte überstiegen, zog den Befehl über das Beobachtungsheer vor, das man an den Pyrenaen zusammenzuziehen anfieng. Lebrun wurde vorläufig mit dem Kriegsministerium neben dem der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt. Auch Roland wollte seine Entlassung nehmen, verdrüßlich über die herrschende Gesetzlosigkeit, welche seiner Rechtlichkeit und seinem Ordnungssinne so ganz zuwider war. Die Girondisten schlugen der Versammlung vor, ihn zu bitten sein Amt beizubehalten; die Jakobiner, namentlich Danton, dem er oft Widerstand geleistet hatte, verwarfen diesen Schritt, als des Conventes ganz unwürdig. Danton gab vor er sei schwach und werde von seiner Frau gelenkt; man antwortete auf den Vorwurf der Schwäche durch Anführung seines Briefes vom 3ten September, und man hätte auch noch durch Anführung des ihm, Danton, entgegengesetzten Widerspruchs antworten können. Doch gieng man zur Tagesordnung über, und Roland, von den Girondisten und allen rechtlichen Leuten bestürmt, behielt das Ministerium bei: „Ich bleibe, schrieb er der Versammlung, weil ich verläumdet werde, weil ich Gefahr dabei erwarte, weil es mir scheint, daß der Convent es wünscht. Es ist sehr rühmlich für mich, so schloß er seinen Brief, daß man mir nichts vorwerfen konnte, als meine enge Verbindung mit dem Muthe und der Tugend."

Die Versammlung theilte sich sodann in mehrere Ausschüsse; sie erwählte einen Aufsichts-Ausschuß von dreißig Mitgliedern, einen Kriegs-Ausschuß von vierundzwanzig; einen Rechnungs-Ausschuß von fünfzehn; einen vierten für bürgerliche und peinliche Gesetzgebung von achtundvierzig; einen fünften für Münze, Assignaten und Finanzen von zweiundvierzig. Zu diesen kam noch ein sechster, wichtiger als alle anderen; er sollte sich mit dem Hauptgegen-

stande des Conventes beschäftigen, nämlich mit der Entwerfung einer Verfassung. Er bestand aus neun Mitgliedern, alle berühmt, und beinahe alle von der rechten Seite. Die Philosophie wurde vertreten durch Sieyes, Condorcet und den Amerikaner Thomas Payne, der erst neuerlich zum französischen Bürger und zum Convents-Abgeordneten ernannt worden war; die Gironde wurde besonders noch vertreten durch Gensonné, Vergniaud, Pétion und Brissot; die Mitte durch Barrère und der Berg durch Danton. Man erstaunt den unruhigen und sehr wenig spekulativen Volksredner bei diesem rein philosophischen Geschafte zu finden, und es scheint, daß Robespievre, wo nicht nach seinen Talenten, doch nach seinem Charakter diesen Platz eher verdient hätte. So viel ist gewiß, daß er diese Auszeichnung viel eifriger gesucht hatte, und sich durch das Mißglücken seiner Bemühungen tief gekränkt fühlte. Man zog Danton vor, den sein gesunder Menschenverstand zu allem brauchbar machte, und den noch kein tiefer Haß von seinen Genossen trennte. Durch diese Zusammensetzung des Ausschusses wurde übrigens die Verfassungsarbeit weit hinausgeschoben.

Nachdem man auf diese Art die Ordnung in der Hauptstadt wieder hergestellt, die ausübende Gewalt eingerichtet, die Ausschüsse erwählt, und die Vorbereitungen zur Entwerfung einer Verfassung getroffen hatte, blieb noch ein, und zwar ein äußerst wichtiger Gegenstand übrig, nämlich die Bestimmung über das Schicksal Ludwigs XVI. und seiner Familie. Das tiefste Stillschweigen war bisher über diesen Punkt in der Versammlung beobachtet worden; man sprach überall, bei den Jakobinern, auf dem Stadthause, in allen öffentlichen und allen geschlossenen Gesellschaften darüber, nur nicht in dem Convente. Man hatte Ausgewanderte mit den Waffen in der Hand ergriffen,

und sie nach Paris gebracht, um die gesetzliche Strafe gegen sie zu erkennen. Bei dieser Gelegenheit erhob sich eine Stimme, (es war die erste,) und fragte ob man sich nicht anstatt mit diesen untergeordneten Schuldigen mit den höheren im Tempel eingeschlossenen Schuldigen beschaftigen wolle? Eine Todesstille herrschte bei diesen Worten in der Versammlung. Barbaroux nahm zuerst das Wort, und trug an, ehe man über die Frage sich entscheide, ob der Convent Ludwig XVI. richten werde, erst die Frage zu beantworten, ob der Convent ein Gerichtshof sei, denn es seien noch mehrere Schuldigen zu richten, als die im Tempel. Barbaroux hatte hierbei den schon berührten Plan im Sinne, den Convent in ein außerordentliches Gericht zu verwandeln, welches die Unruhestifter, Triumvirn u. s. w. zu richten hätte. Nach einiger Verhandlung wurde der Vorschlag an den Gesetzgebungs-Ausschuß verwiesen, damit dieser eine Vorprüfung der aus ihm entstehenden Fragen vornehme.

Frankreichs militärische Lage war in diesem Augenblicke sehr verändert. Es war Mitte Oktobers, und schon war der Feind aus der Champagne und aus Flandern zurückgeschlagen, und sogar sein Gebiet an drei Stellen überschritten, in der Pfalz, in Savoyen und in der Grafschaft Nizza.

Wir haben gesehen, daß die Preußen, als sie sich aus ihrem Lager von Lune zurückzogen, den Weg durch den Argonne-Wald nahm; ihre Todten und Kranken bedeckten die Hohlwege, und nur die Fahrläßigkeit der französischen Feldherren, von welchen jeder einen andern Zweck verfolgte, konnte sie von gänzlicher Niederlage retten. Dem Herzoge von Sachsen-Teschen war sein Angriff auf die Niederlande nicht besser gelungen. Während die Preußen gegen die Argonne zogen, wollte er nicht zurückbleiben,

sondern ein glänzendes Unternehmen ausführen. Allein da er, obgleich die französische Nordgranze entblößt war, doch kaum über mehr Streitkräfte als sein Gegner verfügen konnte, so brachte er mit Mühe ein mittelmäßiges Material und fünfzehntausend Mann zusammen. Nun machte er auf der ganzen Festungslinie falsche Angriffe, brachte eines der kleinen französischen Lager in Unordnung und rückte dann plötzlich vor Lille, um die Belagerung eines Platzes zu versuchen, vor welchem die größten Feldherren mit mächtigen Heeren und zahlreichem Belagerungsgeschütze nichts hatten ausrichten können. Nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges kann im Kriege grausame Maasregeln entschuldigen. Der Herzog konnte sich der Festung nur an einem Punkte nähern; auf diesem errichtete er nun Batterien von Haubitzen, beschoß die Stadt sechs Tage hintereinander, und zündete mehr als zweihundert Häuser an. Man sagt, die Erzherzogin Christine habe diesem schrecklichen Schauspiel selbst anwohnen wollen. Wenn dem so ist, so konnte sie nur Zeugin von dem Heldenmuthe der Belagerten und von der Erfolglosigkeit der österreichischen Barbarei seyn. Die Einwohner widerstanden mit Festigkeit und schlugen jede Aufforderung zur Uebergabe ab, und am 8ten Oktober mußte Herzog Albert Lille verlassen, während die Preußen die Argonne verließen; General Labourdonnais kam von Soissons, Beurnonville aus der Champagne an, und zwangen ihn sich schleunigst über die Gränze zurückzuziehen. Der Widerstand der Einwohner von Lille vermehrte noch die Begeisterung durch ganz Frankreich.

Um dieselbe Zeit ungefähr wagte Custine in der Pfalz kühne Unternehmungen, deren Ergebniß aber mehr glänzend als daurend war. Er gehörte zu Biron's Heer, das längs des Rheines stand, und befand sich mit siebzehn-

tausend Mann bei Speier. Das große feindliche Heer hatte bei seinem Einfalle seinen Rücken nur schwach gedeckt. Schwache Abtheilungen besetzten Speier, Worms und Mainz. Custine bemerkte es, und bemächtigte sich Speier's am 30sten Sept. ohne Schwertstreich. Dadurch kühn gemacht, drang er am 5ten October bis Worms hinunter; auch hier fand er keinen Widerstand, sondern nahm die Besatzung von 2700 Mann gefangen. Hierauf nahm er Frankenthal (?) und richtete nun sein Augenmerk auf die so wichtige Festung Mainz, welche der wichtigste Rückzugspunkt für die Preußen war, und wo sie unvorsichtigerweise nur eine sehr mittelmäßige Besatzung gelassen hatten. Custine konnte mit seinen siebzehntausend Mann und ohne Belagerungsgeschütz keine Belagerung unternehmen, allein er versuchte einen Ueberfall. Die Ideen, welche Frankreich in Aufruhr gebracht hatten, durchwühlten auch Deutschland, namentlich die Universitätsstädte: Mainz war eine solche, und Custine wußte sich Einverständnisse in der Stadt zu verschaffen. Er näherte sich, entfernte sich wieder auf die falsche Nachricht von der Annäherung eines österreichischen Korps, gieng wieder vor, und täuschte den Feind durch große Bewegungen über die Zahl seines Heers. Man berieth sich in der Festung. Die Uebergabe wurde von den Anhängern der Franzosen mit Eifer vorgeschlagen, und am 21sten öffneten sich Custine die Thore. Die Besatzung streckte die Waffen mit Ausnahme von achthundert Oesterreichern, welche sich mit dem großen Heere vereinigten. Die Nachricht von der Einnahme dieser Plätze verbreitete sich schnelle und machte einen ungeheuren Eindruck; sie hatten allerdings sehr wenig Leute gekostet, sie waren, verglichen mit der Beharrlichkeit der Liller und mit der bei Sainte Menehould gezeigten hochherzigen Kaltblütigkeit sehr wenig verdienstlich, allein man war ent-

zückt, daß man von der Vertheidigung auf einmal zu Eroberungen übergegangen war. Soweit war alles gut, was Custine that, wenn er itzt seine Stellung erkannt, und eine nützliche und entscheidende Bewegung gemacht hätte, welche den ganzen Feldzug beendigt haben würde.

In diesem Augenblicke standen nämlich die drei Heere von Kellermann, Dumouriez und Custine durch den glücklichsten Zufall so, daß sie die Preußen vernichten, und das linke Rheinufer bis an das Meer mit Einem Zuge erobern konnte. Wenn Dumouriez sich weniger mit einem andern Plane beschäftigt, sondern Kellermann unter seinem Befehle behalten und die Preußen mit seinen achtzigtausend Mann verfolgt hätte, wenn zu gleicher Zeit Custine von Mainz nach Koblenz herabgerückt wäre, und sie im Rücken genommen hätte, so hätte das preußische Heer nothwendig erliegen müssen. Wäre man sodann dem Rheine gefolgt bis nach Holland, so hätte man den Herzog Albert im Rücken gefaßt, und ihn genöthigt, sich entweder gefangen zu geben, oder sich durchzuschlagen; und dann waren die ganzen Niederlande erobert; Trier und Luxemburg mußten von selbst fallen, alles gehörte Frankreich bis zum Rheine, und der Feldzug war in Einem Monate geendigt. Dumouriez's Genie war hinreichend einen solchen Plan zu fassen, allein seine Gedanken hatten eine andere Richtung genommen. Er konnte es kaum erwarten nach Belgien zurückzukehren, um Lille zu entsetzen und Herzog Albert anzugreifen. Er überließ also Kellermann allein die Verfolgung der Preußen. Auch dieser hätte noch nach Koblenz, zwischen Trier und Luxemburg durch, vordringen können, während Custine von Mainz herabrückte. Allein Kellermann war nicht unternehmend genug, mißtraute seinen Truppen, die erschöpft schienen, und lagerte bei Metz. Custine endlich wollte sich einen

eigenen unabhängigen Befehl verschaffen und glänzende Einfälle machen, hatte daher keine Lust sich an Kellermann anzuschließen, und sich auf dem linken Rheinufer zu halten. Er dachte also gar nicht daran nach Koblenz herabzuziehen. So wurde dieser schöne Plan vernachläßigt, den Jomini, der größte unter den militärischen Geschichtschreibern, so herrlich aufgefaßt und dargestellt hat.

Custine hatte Geist, war aber hochmüthig, jähzornig und inconsequent. Sein Hauptplan war sich von Biron und jedem andern Feldherrn unabhangig zu machen und deßhalb wollte er rund umher erobern. Durch die Einnahme von Mannheim hätte er die Neutralität des Kurfürsten von der Pfalz verletzt, und das hatte ihm der Ministerrath verboten. Er beschloß also über den Rhein zu setzen und tiefer nach Deutschland hinein zu ziehen. Frankfurt am Main schien ihm eine schöne Beute, und er beschloß also sich der Stadt zu bemächtigen. Doch verdiente diese freie Handelsstadt, welche in allen Kriegen neutral und für die Franzosen wohlgesinnt war, diesen unheilbringenden Vorzug nicht. Unvertheidigt war sie leicht zu erobern, allein schwer war es sich darin zu halten, folglich überflüssig sie zu besetzen. Dieser Einfall konnte nur einen Zweck haben, den nämlich, Kriegssteuern aufzulegen; allein es war auch nicht Ein gerechter Grund vorhanden, dergleichen einem beständig neutralen Volke aufzulegen, das höchstens nur Wünsche hatte; und sogar diese waren für die Franzosen, deren Grundsätze es billigte, und denen es Glück wünschte. Custine begieng den Fehler am 27sten October in Frankfurt einzurücken. Er erhob Brandschatzungen, brachte die Einwohner auf, machte sie zu Feinden der Franzosen, und setzte sich der Gefahr aus, vom Rheine abgeschnitten zu werden, entweder durch die von Bingen heraufkommenden Preußen, oder durch den

Kurfürsten von der Pfalz, wenn dieser die Neutralität brach und von Mannheim herabrückte.

Die Nachricht von diesen Einfällen in das feindliche Gebiet verursachte fortwährend eine große Freude in Frankreich, wo man ganz erstaunt darüber war, itzt schon Eroberungen zu machen, da man kaum noch gefürchtet hatte selbst eine zu werden. Die Preußen geriethen in Besorgniß, errichteten eine fliegende Brücke über den Rhein, um am rechten Ufer herauf zu kommen und die Franzosen zu verjagen. Glücklicherweise für Custine brauchten sie zwölf Tage zu diesem Uebergange. Entmuthigung, Krankheiten, Trennung von den Oesterreichern hatten ihr Heer auf fünfzigtausend Mann vermindert. Clairfayt folgte mit seinen achtzehntausend Mann der allgemeinen Bewegung der französischen Heere gegen die Niederlande um Herzog Albert zu Hülfe zu kommen. Das Corps der Ausgewanderten wurde aufgelößt, und der glänzende Landsturm aus dem es bestand, trat zum Heer von Condé über, oder in fremden Sold.

Während diese Ereignisse auf der Nord- und der Rhein-Seite vorfielen, errangen die Franzosen auch Vortheile an den Alpen. Montesquiou besetzte mit seinem Heere Savoyen, und einer seiner Unterbefehlshaber die Gravschaft Nizza. Dieser Feldherr, welcher in der verfassunggebenden Versammlung alle Einsichten eines Staatsmannes gezeigt hatte, und dem man nicht Zeit ließ die eines Kriegers zu zeigen, mit denen er soll ausgerüstet gewesen seyn, war an die Schranken der gesetzgebenden Versammlung gefordert worden, um Rechenschaft über seine Kriegsführung zu geben, die man für zu langsam hielt. Er hatte seine Ankläger überzeugt, daß nicht Mangel an Eifer, sondern der an Mitteln Ursache seiner Langsamkeit gewesen sei, und er durfte zum Heere zurückkehren.

Allein er gehörte zum ersten Umwälzungs-Geschlechte und konnte sich also mit dem neuen nicht vertragen. Er wurde noch einmal vorgefordert und wäre itzt entsetzt worden, als man seinen Einfall vernahm: nun wurde seine Entsezung aufgeschoben und man ließ ihn seine Eroberung fortsetzen.

Nach dem großen Plane, den Dumouriez entwarf, als er die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges zu gleicher Zeit unter sich hatte, sollten die französischen Heere zu gleicher Zeit an die natürlichen Gränzen des Landes, nämlich an den Rhein und die hohe Alpenkette vorrücken. Dazu gehörte die Eroberung von Belgien, Savoyen und Nizza. Frankreich hatte den Vortheil dabei, nur zwei Feinden mit denen es im Kriege war, Oesterreich nämlich und Sardinien, zu schaden. Diesen Plan, der im April in Belgien scheiterte, und der bisher in Savoyen aufgeschoben war, sollte nun Montesquiou seiner Seits ausführen. Er gab General Anselme eine Abtheilung, um mit derselben auf ein gegebenes Zeichen über den Var und nach Nizza vorzugehen; er selbst zog mit dem größten Theile seines Heeres über Grenoble nach Chambéry; er ließ die sardinischen Truppen über Saint-Geniès bedrohen, und rückte selbst vom Fort Barraux nach Mont-Mélian, so daß er sie trennte und in die Thäler drängte. Während seine Unterbefehlshaber sie verfolgten, wandte er sich nach Chambéry und hielt dort am 28sten seinen festlichen Einzug zur großen Zufriedenheit der Einwohner, welche die Freiheit liebten als ächte Bergbewohner, und die Franzosen als ein sprach- und sittenverwandtes Volk, welches ein mit dem ihrigen zusammenhängendes Land bewohnen. Er bildete sogleich eine Versammlung von Savoyern um sich über eine Frage zu be-

rathen, deren Beantwortung nicht zweifelhaft seyn konnte, nämlich über die Vereinigung mit Frankreich.

Zur nämlichen Zeit näherte sich Anselme, von sechstausend Marseillern verstärkt, dem Var, einem Bergstrome, der gleich allen andern, welche von hohen Gebürgen kommen, bald allverheerend, bald ausgetrocknet ist, und über den man nicht einmal eine stehende Brücke errichten kann. Anselme gieng kühn über den Strom und bemächtigte sich Nizza's, aus dem der Grav Saint-André wich, und wohin ihn die Obrigkeit eiligst berief, damit er den Zügellosigkeiten des Pöbels, der eine allgemeine Plünderung vornahm, ein Ziel setze. Die sardinischen Truppen zogen sich in die hohen Bergthäler zurück, Anselme verfolgte sie, mußte aber vor der starken Stellung von Saorgio stehen bleiben, aus der die Piemonteser hinauszuwerfen ihm nicht gelang. Während dieser Unternehmungen nöthigte das Geschwader des Admirals Truguet, welches seine Bewegungen nach denen des Landheeres bemaß, Villefranche zur Uebergabe, und seegelte nun vor das kleine Fürstenthum Oneille. In diesem Hafen fanden gewöhnlich viele Raubschiffe eine Zuflucht, und es war also wichtig sich desselben zu bemächtigen. Allein als ein französisches Parlamentär-Boot sich näherte, wurde das Völkerrecht verletzt und durch eine allgemeine Salve demselben mehrere Leute getödtet oder verwundet. Nun stellte der Admiral seine Schiffe vor der Stadt auf und legte sie in Trümmer, schiffte dann einige Truppen aus, welche plünderten und ein großes Blutbad unter den zahlreichen Mönchen anrichteten, weil diese die Anstifter des Treubruches gewesen seyn sollten. Die unglückliche Stadt erfuhr die ganze Strenge des Kriegsrechts. Nach diesem Unternehmen kehrte das Geschwader nach Nizza zurück, wo Anselme, durch ein Anschwellen des Var's von seinem

Heere getrennt in der größten Gefahr schwebte. Allein wenn er sich gegen den Posten von Savorgio vertheidigte, und die Einwohner mehr schonte als bisher, so war die Stellung haltbar und er konnte seine Eroberung behaupten.

Montesquiou zog indessen von Chambéry nach Genf, und stand so der Schweitz gegenüber, welche von sehr verschiedenen Gesinnungen gegen die Franzosen beseelt war, und in dem Einfall in Savoyen eine Gefahr für ihre Neutralität zu finden behauptete.

Die Gesinnungen der Cantone gegen die Franzosen waren äußerst verschieden: alle aristokratische Cantone waren gegen die Umwälzung; vorzüglich war dieselbe Bern und seinem Schultheißen Steiger im höchsten Grade zuwider namentlich weil das so sehr unterdrückte Waadtland derselben geneigt war. Die schweitzerische Aristokratie, aufgereitzt von dem Schultheißen Steiger und dem englischen Gesandten verlangte Krieg gegen Frankreich, und legte deshalb großes Gewicht auf die Niedermetzlung der Schweitzer-Garde am 10ten August, auf die Entwaffnung eines Regiments in Aix, und endlich auf die Besetzung der Engpässe von Brundrut, welche zum Bisthum Basel gehörten, und die Biron besetzt hatte um den Jura zu sperren. Die gemäßigte Parthei trug aber doch den Sieg davon und man beschloß nur eine bewaffnete Neutralität. Der mehr gereitzte und argwöhnische Canton Bern ließ aber einen Heertheil nach Nion rücken, und legte, unter dem Vorwande eines Verlangens von Seite des Magistrates, Besatzung nach Genf. Vermöge alter Verträge durfte aber diese Stadt im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Savoyen weder von der einen noch von der andern Macht Besatzung einnehmen. Der französische Gesandte reißte daher sogleich ab, und der Ministerrath, bewogen von dem früher aus Genf verbannten Clavière,

der nun die Revolution dahin verpflanzen wollte, gab Montesquiou Befehl den Vollzug der Befehle zu erzwingen. Außerdem wurde ihm noch aufgetragen selbst eine Besatzung hineinzulegen, das heißt, man ahmte den dem Gegner vorgeworfenen Fehler nach. Montesquiou fühlte vorerst, daß es ihm an den nöthigen Mitteln fehle, um sich Genf's zu bemächtigen, und zweitens, daß ein Bruch der Schweitzer Neutralität den Osten von Frankreich dem Feinde blosgeben, und den rechten Flügel der Vertheidigungslinie blosstellen würde. Er entschloß sich also auf der einen Seite Genf zu schrecken, auf der andern Seite aber dem vollziehenden Rathe vernünftigere Plane beizubringen. Er verlangte daher den Abzug der Berner Truppen in einem sehr bestimmten Tone, und zugleich suchte er dem Ministerium begreiflich zu machen, daß man nichts weiteres verlangen könne. Sein Plan war, im Nothfall Genf zu beschiessen, und dann keck in das Waadtland zu ziehen und es in Aufruhr zu versetzen.

Genf verstand sich zum Abzuge der Berner unter der Bedingung, daß sich Montesquiou zehn Stunden weit zurückziehe, was er auch sogleich that. Allein diese Nachgiebigkeit wurde in Paris sehr getadelt, und Montesquiou war in seiner Stellung in Carouge umgeben von den Genfer Verbannten, welche in ihr Vaterland zurückkehren wollten, und fürchtete auf der einen Seite Frankreich in einen Krieg mit der Schweitz zu verwickeln, auf der andern Seite dem Ministerium zu ungehorsamen, das seine vernünftigsten militärischen und politischen Ansichten nicht theilte. Diese Verhandlung wurde durch die große Entfernung in die Länge gezogen, und war Ende Oktobers noch nicht dem Abschlusse nahe.

So war also im Oktober 1792 von Dünkirchen bis Basel und von Basel bis Nizza der Stand der französt-

schen Heere. Die Champagne war befreit von dem feindlichen Einfalle; die Heere giengen von da nach Flandern ab, um Lille zu entsetzen und Flandern zu erobern; Kellermann nahm in Lothringen Standquartiere; Cüstine, dem Befehle Biron's entschlüpft und Herr von Mainz, erfreute Frankreich und schreckte Deutschland durch seine muthigen Kreutzzüge in der Pfalz und am Maine, und setzte sich der Gefahr aus durch die Preußen abgeschnitten zu werden, deren kranke und geschlagene allein zahlreiche Truppen am rechten Rhein-Ufer heraufrückten, und wohl im Stande waren das kleine französische Corps zu erdrücken. Biron lagerte noch immer langs des Rheines; Montesquiou, Herr von Savoyen durch den Rückzug der Piemonteser jenseits der Gebürge, und durch den Schnee gegen neue Angriffe gedeckt, hatte über die Neutralität der Schweitz durch Waffen oder Unterhandlungen zu entscheiden. Anselme endlich konnte sich von der Flotte unterstützt in Nizza halten, ungeachtet des angeschwollenen Var's und der über ihm bei Saorgio stehenden Piemonteser.

Während der Kriegsschauplatz aus der Champagne nach Belgien versetzt werden sollte, hatte Dumouriez gebeten auf zwei oder drei Tage nach Paris kommen zu dürfen, um mit den Ministern den Plan des Einfalles in die Niederlande, und den allgemeinen Operationsplan zu berathen. Seine Feinde sprengten aus, er komme um sich bewundern zu lassen, und er verlasse seinen Posten aus kleinlicher Eitelkeit. Diese Vorwürfe waren sehr übertrieben, denn Dumouriez's Heer litt nicht unter seiner Abwesenheit, und die bloßen Märsche konnten ohne seine Gegenwart vorgenommen werden; im Gegentheil mußte seine Anwesenheit sehr wichtig für das Ministerium seyn wegen der Festsetzung eines allgemeinen Kriegsentwurfes, und man konnte ihm die so natürliche Ungeduld das ihm gebührende Lob

einzuärndten verzeihen, da sie der Erfüllung seiner Pflichten keinen Eintrag that.

Er kam am 11ten Okt. in Paris an. Sein Verhältniß war unangenehm, denn er konnte mit keiner der beiden Partheien gut stehen. Die Tollheit der Jakobiner war ihm zuwider, und mit den Girondisten hatte er gebrochen, weil er sie einige Monate früher aus dem Ministerium vertrieben hatte. Allein schon auf der Reise überall mit Freuden aufgenommen, ward er es auch in Paris, besonders von den Ministern, selbst von Roland, der seinen persönlichen Haß vergaß, wenn es sich vom öffentlichen Besten handelte. Dumouriez trat am 12ten vor den Convent. Kaum war er angekündigt, als Beifallklatschen und Beifallruf sich von allen Seiten erhob. Er sprach einfach, und kräftig, erzählte kurz den ganzen Feldzug, lobte Kellermann und seine Truppen sehr. Hierauf übergab sein Generalstab eine den Ausgewanderten abgenommene Fahne als ein Zeichen der Richtigkeit ihrer Anschläge. Dann umgaben ihn die Abgeordneten, und man hob die Sitzung auf, um den Glückwünschen freien Lauf zu lassen. Vorzüglich waren es die zahlreichen Glieder der Ebene, die Unpartheiischen wie man sie nannte, die ihm weder Bruch noch Lauheit vorzuwerfen hatten, welche ihm den lebhaftesten Beifall bezeugten. Die Girondisten blieben nicht zurück, jedoch war, es ist ungewiß durch wessen Schuld, die Versöhnung nicht völlig, und man konnte zwischen ihnen ein Ueberbleibsel von Kälte bemerken. Die Jakobiner, welche ihm einen Augenblick seine Vorliebe für Ludwig XVI. vorgeworfen hatten, und denen er nach Sitte, Verdienst und Höhe der Ansichten den Girondisten allzusehr zu ähneln schien, hatten keine Freude an dem Beifall dieser letztern, den sie für mehr sagend hielten, als er war.

Nach dem Convente hatte er nun noch den Jakobiner-

Club zu besuchen, denn die Macht desselben war so groß geworden, daß der siegreiche Feldherr eine solche Aufmerksamkeit gegen ihn nicht umgehen konnte. Hier bildete die gährende Meinung alle ihre Vorsätze und beschloß sie. Handelte es sich von einem wichtigen Gesetz, einer bedeutenden politischen Frage, einer großen Umwälzungs-Maasregel, so beeilten sich die Jakobiner immer darüber sich zu berathen und ihre Meinung auszusprechen. Dann giengen sie in den Gemeinderath, in die Sectionen, schrieben an alle Clubs; und die von ihnen geäußerte Meinung, der von ihnen ausgesprochene Wunsch kam sodann unter der Form von Eingaben von allen Theilen Frankreichs, unter der Form einer bewaffneten Bittschrift von allen Stadttheilen von Paris zurück. Wenn man im Stadtrathe, in den Sectionen, in irgend einer Behörde über einen Entschluß noch aus einem Ueberreste von Gesetzlichkeit zögerte, so entschieden die Jakobiner, die sich für so frei hielten als der Gedanke, keck die Frage, und jeder Aufstand wurde bei ihnen lange zuvor vorgeschlagen. Sie hatten sich einen ganzen Monat lang über den vom 10ten August berathen. Außer dieser ersten Abhandlung aller Fragen maaßten sie sich noch in allen Einzelnheiten der Staats-Verwaltung ein unerbittliches Untersuchungsrecht an. Wenn ein Minister, ein Canzleivorstand, ein Liefrant angeklagt war, so gieng eine Abordnung von Jakobinern ab, ließ sich alles öffnen, und verlangte strenge Rechenschaft, die ohne Stolz, ohne Verachtung, ohne Ungeduld abgelegt werden mußte. Jeder Bürger, der sich über irgend eine Verfügung des Staates zu beklagen hatte, durfte sich nur bei ihnen melden, und es wurden ihm Vertheidiger von Amtswegen zugegeben, die ihm zu seinem Recht verhelfen mußten. Heute waren es Soldaten, welche sich über ihre Offiziere, Arbeiter, die sich über ihre

Brodherren beklagten; morgen war es eine Schauspielerin, die gegen den Director Gerechtigkeit verlangte, einmal verlangte ein Jakobiner sogar Genugthuung wegen eines mit seiner Frau von einem andern Jakobiner begangenen Ehebruches.

Jeder beeiferte sich in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, um seine Vaterlandsliebe dadurch zu bethätigen. Beinahe alle neu angekommenen Abgeordneten hatten sich sogleich eingestellt, man zählte in einer Woche hundert und dreizehn derselben, und auch diejenigen, welche nicht im Sinne hatten den Sitzungen beizuwohnen, baten doch um Aufnahme. Die verbündeten Gesellschaften schrieben aus den Provinzen, um sich zu erkundigen, ob ihre Abgeordneten sich haben aufnehmen lassen, und ob sie häufig erscheinen. Die Reichen der Hauptstadt suchten Verzeihung für ihre Schätze durch Annahme der rothen Mütze, und die Thore dieses Tempels der Gleichheit wurden von Wagen belagert. Während der Saal mit Mitgliedern besetzt war, die Galerieen mit Zuhörern aus dem Volke überfüllt waren, umringte eine zahllose unter die Wagen gemischte Menge das Gebäude und verlangte Einlaß. Manchmal wurde sie ungeduldig, wenn der in Paris so häufige Regen das Unangenehme des Wartens noch vermehrte, und dann verlangte ein Mitglied die Zulassung des guten Volkes, welches vor der Thüre leide. Marat verlangte dieses öfters, und wenn die Erlaubniß gegeben war, manchmal auch schon vorher, überschwemmte eine Menge Weiber und Männer den Saal und setzte sich zwischen die Mitglieder. Man versammelte sich gegen Abend. Der im Convente angefachte allein unterdrückte Unmuth wurde hier frei ausgesprochen. Die Nacht, die Menge der Anwesenden, alles trug dazu bei, die Köpfe zu erhitzen; manchmal arteten die allzulange dauernde Sitzungen in

eine fürchterliche Unordnung aus, und die Unruhestifter schöpften hier für den folgenden Tag Muth zu den kühnsten Unternehmungen. Doch war diese so sehr volksthümliche Gesellschaft noch nicht, was sie später wurde. Man duldete noch an der Thüre die Wagen derer, welche die Gleichheit der Bürger beschworen hatten. Einige Mitglieder hatten vergebens sich bemüht, mit bedecktem Haupte sprechen zu wollen, man hatte sie genöthigt den Hut abzunehmen. Brissot war zwar kürzlich durch einen förmlichen Beschluß ausgeschlossen worden; allein Pétion führte noch immer unter allgemeinem Beifalle den Vorsitz. Chabot, Collot d'Herbois, Fabre d'Eglantine waren die angesehensten Redner; allein Marat war noch nicht beliebt und Chabot sagt in der Sprache des Ortes von ihm: er sei ein Stachelschwein, das man nirgends fassen könne.

Dumouriez wurde von Danton empfangen, welcher den Vorsitz führte. Er wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und man verzieh ihm bei seinem Anblicke seine vermeintliche Freundschaft mit den Girondisten. Er sprach einige für die Gelegenheit paßlichen Worte, und versprach vor dem Ende des Monats an der Spitze von sechzigtausend Mann die Könige anzugreifen und die Völker von der Zwingherrschaft zu befreien.

Danton gab ihm eine passende Antwort, sagte daß er durch die Vereinigung der Franzosen bei Sainte-Menehould sich ein Verdienst um das Vaterland erworben habe, sich ihm itzt aber eine neue Laufbahn eröffne; er müsse itzt die Kronen vor der rothen Mütze fallen machen, mit welcher die Gesellschaft ihn beehrt habe, und dann werde sein Name zu den gepriesensten Frankreichs gehören. Collot d'Herbois hielt dann eine Rede an ihn, welche sowohl rücksichtlich der Sprache jener Zeit, als wegen der gegen

Dumouriez damals gehegten Gesinnungen sehr bezeichnend ist.

„Kein König hat Dich ernannt, o Dumouriez, sondern Deine Mitbürger. Erinnere Dich, daß ein Feldherr der Republik, nur ihr allein dienen darf. Du hast von Themistokles gehört; er rettete Griechenland bei Salamis, allein von seinen Feinden verläumdet sah er sich genöthigt eine Zuflucht bei den Zwingherren zu suchen. Man trug ihm Dienste gegen sein Vaterland an, statt aller Antwort stieß er sich das Schwert ins Herz. Dumouriez Du hast Feinde, Du wirst verläumdet werden, erinnere Dich an Themistokles.

„In Ketten liegende Völker harren Deiner Ankunft: Du wirst sie befreien. Welch glorreicher Auftrag! — Du mußt Dich aber vor einer überflüßigen Großmuth gegen die Feinde hüten. Du hast den König von Preußen ein wenig zu sehr nach französischer Sitte hinausgeleitet. — Allein wir hoffen Oesterreich wird es entgelten müssen.

„Du wirst nach Brüssel gehen, Dumouriez — Ich habe Dir nichts zu sagen — Doch wenn Du dort eine abscheuliche Frau finden solltest, welche unter den Mauern von Lille ihre Grausamkeit an dem Schauspiel der glühenden Kugeln weidete! — Allein diese Frau erwartet Dich nicht.

„In Brüssel wird die Freiheit unter Deinen Füßen wieder aufsprossen — Bürger, Mädchen, Frauen, Kinder werden sich um Dich drängen; welches Glück wirst Du genießen Dumouriez! — meine Frau — ist von Brüssel; sie wird Dich auch umarmen!"

Danton gieng sodann mit Dumouriez weg; er hatte sich seiner bemächtigt und machte gleichsam die Honneurs des neuen Freistaates. Er hatte in Paris eine eben so feste Haltung gezeigt, als Dumouriez in Sainte-Menehould,

man betrachtete sie als die zwei Retter der Umwälzung und klatschte ihnen in allen Schauspielen, wo sie sich zeigten, gemeinschaftlichen Beifall zu. Ein gewisses dunkles Gefühl näherte diese beiden Männer einander ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Gewohnheiten. Sie waren die Wüstlinge der beiden verschiedenen Regierungsarten, sie hatten dasselbe Talent, dieselbe Vergnügensucht, allein eine verschiedene Verdorbenheit. Danton hatte die des Pöbels, Dumouriez die des Hofes; allein glücklicher als jener hatte er nur edel und mit den Waffen in der Hand gedient, und Danton hatte das Unglück gehabt seinen grosen Charakter durch die Gräuelthaten des Septembers zu beflecken.

Die glänzenden Zirkel, in denen sonst die berühmten Männer mit Ruhm bekleidet wurden, wo man während des verflossenen Jahrhunderts Voltaire, Diderot, d'Alembert, Rousseau gehört und beklatscht hatte, waren nicht mehr. Es war nur noch die einfache und gewählte Gesellschaft der Frau Roland, wo sich alle Girondisten versammelten, der schöne Barbaroux, der geistreiche Louvet, der ernsthafte Buzot, der glänzende Guadet, der hinreissende Vergniaud; hier herrschte noch eine anständige Sprache, die Unterhaltung war anziehend, die Sitten zierlich und höflich. Die Minister kamen hier zweimal wöchentlich zusammen und nahmen dann ein aus einem einzigen Gange bestehendes Mahl ein. So war die neue republikanische Gesellschaft beschaffen, welche mit der Annehmlichkeit des alten Frankreichs den Ernst des neuen verband, allein gar bald vor der Gemeinheit der Pöbelherrschaft verschwand. Dumouriez wohnte einem dieser einfachen Feste bei; anfänglich war er etwas in Verlegenheit in Gegenwart seiner alten Freunde, die er aus dem Ministerium verdrängt hatte, dieser Frau, die ihm zu stren-

ge, und der er zu leichtfertig vorkam; allein sein Verstand half ihm über diese beengende Lage weg, und er wurde vorzüglich durch Rolands aufrichtige Herzlichkeit gerührt. Außer der Gesellschaft der Girondisten hatte nur noch die der Künstler die Zersprengung der alten Aristokratie überlebt. Beinahe alle Künstler hatten mit Eifer die Parthei der Umwälzung ergriffen, welche sie an der Verachtung des Adels rächte, und nur dem Talente eine ausgezeichnete Laufbahn versprach. Auch sie empfiengen Dumouriez nnd gaben ihm ein Fest, an welchem alle ausgezeichnete Männer der Hauptstadt Antheil nahmen. Allein mitten in der Fröhlichkeit wurde man durch einen sonderbaren Auftritt unterbrochen, der eben so sehr störte als Erstaunen verursachte.

Marat, der immer zuerst Argwohn faßte, war mit dem Feldherrn nicht zufrieden. Wüthender Ankläger aller von der Volksgunst ausgezeichneter Männer eilte er mit seinen eckelhaften Schimpfreden immer der Ungnade des Volkes vor. Mirabeau, Bailly, Lafayette, Pétion, die Girondisten wurden von ihm mit Beleidigungen verfolgt, als sie noch ihrer ganzen Volksgunst genoßen. Besonders seit dem 10ten August überließ er sich allen Verirrungen seines ungeordneten Geistes, und obgleich immer noch ein Gräuel für jeden Vernünftigen und Rechtlichen, obgleich selbst für übertriebene Freiheitsmänner immer noch ein befremdender Anblick, war er doch durch einen Anfang von Erfolg ermuntert worden. Auch betrachtete er sich als eine Art öffentlicher dem neuen Zustande der Dinge nothwendiger Person. Er brachte einen Theil seiner Zeit damit zu, Gerüchte aufzusammeln, sie in seinem Blatte zu verbreiten, und die Kanzleien zu besuchen, um ihrem Unrecht gegen das Volk abzuhelfen. Er machte eines Tages *)

*) Journal de la république française. Nr. 93, 9ten Jänner 1793.

das Publikum zum Vertrauten über seine Lebensart; er sagte seine Beschäftigungen drücken ihn zu Boden, von vierundzwanzig Stunden könne er nur zwei dem Schlafe widmen, und nur eine der Tafel und den häuslichen Sorgen; außer den Stunden, welche ihn sein Amt als Abgeordneter koste, wende er regelmäßig sechs an, die Klagen einer Menge von Unglücklichen und Unterdrückten anzuhören und sie geltend zu machen; die übrige Zeit bedürfe er um eine Menge Briefe zu lesen und zu beantworten, seine Bemerkungen über die Ereignisse niederzuschreiben, sich von der Wahrheitsliebe der Ankläger zu überzeugen, sein Blatt zu entwerfen und den Druck eines großen Werkes zu besorgen. Seit drei Jahren, sagte er, habe er nicht eine Viertelstnnde der Erholung geweiht; und man zittert wenn man bedenkt, was in einer Umwälzung ein so verwirrter Verstand bei einer so krampfhaften Thätigkeit bewirken kann.

Marat erklärte, in Dumouriez nur einen sittenlosen Aristokraten zu sehen, dem man mißtrauen müsse. Außerdem hatte er noch gehört, daß Dumouriez mit der größten Strenge gegen zwei Bataillone Freiwilliger verfahren war, welche Ausreisser von dem Heere der Ausgewanderten ermordet hatten. Er begab sich sogleich in den Jakobiner-Club, klagte den Feldherrn öffentlich an, und verlangte, daß zwei Mitglieder Dumouriez's Betragen untersuchen sollen. Man gab ihm alsbald einen gewißen Montaut und Bentabole, und sie giengen eilends mit einander ab. Dumouriez war nicht zu Hause. Marat lief in die verschiedenen Schauspielhäuser, und hörte endlich, daß ihm die Künstler ein Fest bei Mlle Candeille, einer damals bekannten Frau, geben. Marat besinnt sich nicht, sich trotz seines abscheulichen Aufzuges sogleich hinzubegeben. Die Wagen, die Abtheilungen von National-

Garde vor der Thüre, die Anwesenheit Santerre's, einer Menge Abgeordneter, die Zurüstungen zu einem Feste erbittern ihn. Er tritt keck hinein und frägt nach Dumouriez. Es erhebt sich ein Gemurre bei seinem Anblicke. Sein Name bringt eine Menge Menschen zu heimlicher Entfernung, weil sie, wie er selbst sagt, seine anklagenden Blicke scheuten. Er geht gerade auf Dumouriez zu, redet ihn lebhaft an, und fordert Rechenschaft von ihm wegen seiner Behandlung der beiden Bataillone. Der General betrachtet ihn, und spricht mit einem verachtenden Ausdrucke der Neugierde: „Ah, Sie sind es, den man Marat nennt!" — Dann betrachtet er ihn nochmals vom Kopf bis zu den Füßen, und dreht ihm den Rücken ohne ein Wort an ihn zu richten. Da die Marat begleitenden Jakobiner höflicher und gesitteter scheinen, so giebt Dumouriez ihnen einige Erläuterungen und befriedigt sie. Marat, der es nicht war, schreit in den Vorzimmern, schmählt Santerre, der bei dem General das Handwerk eines Bedienten mache; schimpft auf die National-Garde, welche zu dem Glanze des Festes beitrage, und geht mit der Bedrohung aller Aristokraten ab, welche hier versammelt seien. Er eilt sogleich diese lächerliche Scene, welche Dumouriez's Stellung, Marat's Wahnsinn und die Sitten jener Zeit so gut schildert, in seiner Zeitung zu erzählen *).

Dumouriez blieb vier Tage in Paris, konnte sich aber während derselben mit den Girondisten nicht verständigen, obgleich einer derselben, Gensonné, sein vertrauter Freund war. Er begnügte sich damit, diesem letzteren zu rathen sich mit Danton, als dem mächtigsten Manne, und dem, welcher trotz seiner Laster doch den rechtlichen

---

*) Man sehe dieselbe im Anhang zum vierten Bande.

Leuten am meisten nützen könne, wieder auszusöhnen. Auch mit den Jakobinern, die ihm mißfielen, hatte er sich nicht stellen können, und ihnen war er verdächtig wegen seiner vermeintlichen Freundschaft mit den Girondisten. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihm also bei den beiden Partheien wenig genützt, allein in militärischer Hinsicht war er ihm förderlich gewesen.

Er hatte nach seiner Gewohnheit einen allgemeinen Plan entworfen, den der Ministerrath annahm. Nach demselben sollte sich Montesquiou längs der Alpen halten, das Hochgebürge zur Gränze machen, und also die Eroberung von Nizza vollenden, und die Neutralität der Schweitz erhalten. Biron sollte verstärkt werden, um den Rhein von Basel bis Landau vertheidigen zu können, ein Korps von zwölftausend Mann unter General Meusnier mußte Custine's Rücken decken; Kellermann erhielt Befehl, schnell seine Standquartiere zu verlassen, und zwischen Luxemburg und Trier durch nach Koblenz zu eilen, und somit zu thun, was er und Custine längst hätten thun sollen. Endlich wollte Dumouriez mit achtzigtausend Mann angriffsweise verfahren, und Frankreich seine natürlichen Gränzen durch die Eroberung von Belgien erwerben. Somit vertheidigte man sich überall wo die Gränze von Natur fest war, und nur auf der einzigen unbeschützten Seite, auf der niederländischen Gränze, sollte angegriffen werden, weil man sich hier, sagte Dumouriez, nur durch gewonnene Schlachten vertheidigen könne.

Er setzte es mittelst Santerre's durch, daß der abgeschmackte Plan eines Lagers unter den Mauern von Paris aufgegeben wurde, und man alles, was man dazu an Menschen, Geschütz, Schießbedarf, Lagergeräthschaften gesammelt hatte, nach Flandern schickte, weil sein Heer an Allem Mangel litt; ferner versprach man ihm Schuhe,

Mäntel und sechs Millionen baares Geld, welche er den Soldaten bis zum Eintritte in die Niederlande gabe, später aber hoffte er, selbst für sich sorgen zu können. Er gieng am 16ten October ab, etwas enttäuscht über die sogenannte öffentliche Dankbarkeit, etwas schlechter mit den Partheien stehend als vorher, und höchstens durch einige militärische Vortheile, die ihm der Ministerrath bewilligte, entschädigt.

Während dieser Zeit fuhr der Convent fort gegen den Gemeinderath vorzuschreiten, indem er immer wieder auf seine Ergänzung drang, und alle seine Schritte beaufsichtigte. Pétion war mit 13,899 Stimmen wieder zum Maire ernannt worden, während Robespierre nur 23, Billaud-Varennes 14, Panis 80 und Danton 11 Stimmen erhielt. Doch muß man das Verhältniß der Volksgunst von Pétion und Robespierre nicht nach dieser Stimmenzahl messen; denn man war gewohnt den einen als Maire, den andern als Abgeordneten zu sehen, und man dachte also nicht daran, sie zu etwas anderem zu machen; allein diese große Stimmenmehrheit beweist in jedem Falle die hohe Gunst, in welcher das Haupt der Girondisten immer noch stand. Noch ist zu erwähnen, daß Bailly zwei Stimmen erhielt, ein sonderbares Andenken an diesen tugendhaften Beamten von 1789. Pétion schlug die Maire's-Würde aus, weil er der Stürme in dem Gemeinderathe müde war, und seine Stelle als Abgeordneter vorzog.

Die drei hauptsächlichsten in der berühmten Sitzung vom 24sten beschlossenen Maasregeln waren ein Gesetz gegen Anstiftung zum Mord, ein Beschluß über die Bildung einer Departemental-Wache, und endlich ein genauer Bericht über den Zustand von Paris. Die beiden ersten, dem Neuner-Ausschusse anvertraut, gaben zu ewigem Ge-

schrei bei den Jakobinern im Gemeinderathe und in den Sectionen Anlaß. Der Ausschuß setzte aber doch seine Arbeiten unerschüttert fort, und aus verschiedenen Departements, zum Beispiele aus Marseille und aus Calvados, kamen, wie vor dem 10ten August, freiwillige Bataillone zur Bildung der Departemental-Wache an. Roland, beauftragt mit dem Berichte über den Zustand der Hauptstadt, erstattete ihn ohne Schwäche und voll Wahrheit. Er malte und entschuldigte die unvermeidliche Unordnung des ersten Aufstandes, allein er schilderte und verdammte mit Kraft die Verbrechen, mit denen der 2te September die Umwälzung des 10ten August geschändet hatte; er machte auf alle Eingriffe, Gewaltanmaßungen, willkührlichen Verhaftungen und ungeheuren Betrügereien des Gemeinderathes aufmerksam. Er endigte mit folgenden Worten:

„Eine weise aber ohnmächtige Departements-Verwaltung; ein thätiger und herrschsüchtiger Gemeinderath; ein herrliches Volk, von dem aber ein Theil eingeschüchtert oder gezwungen, der andere von Schmeichlern bearbeitet oder durch Verläumder erhitzt ist; eine Verwirrung der Gewalten; Mißbrauch und Verachtung der Beamten; eine wegen schlechter Anführung schwache oder ganz unwirksame bewaffnete Macht: dieß ist der Zustand von Paris."

Der Bericht wurde von der gewohnten Mehrheit mit höchstem Beifalle aufgenommen, obgleich während des Verlesens sich auf dem Berge Murren hören ließ. Allein ein von einem Privatmanne an einen Beamten geschriebener, von diesem dem Ministerrathe mitgetheilter Brief, welcher einen neuen gegen einen Theil der Convents-Mitglieder gerichteten Mordanschlag enthüllte, erregte einen

großen Lärmen. Eine Stelle dieses Briefes sagte in Beziehung auf die Verschworenen: „Sie wollen von Niemand hören als von Robespierre.“ Bei diesen Worten richteten sich Aller Augen auf ihn, die einen bezeugten ihm ihren Abscheu, die andern forderten ihn auf, zu sprechen. Er sprach nun gegen den Druck von Rolands Bericht, den er einen verläumderischen Roman nannte, und behauptete, man dürfe denselben nicht bekannt machen, ehe die darin angeklagten, namentlich ehe er selbst gehört worden sei. Nun redete er weitläufig über sich selbst, und suchte sich zu rechtfertigen, allein konnte sich wegen des Lärmens im Saale nicht verständlich machen: „Sprich, sprich, rief Danton, die guten Bürger hören Dir zu.“ Robespierre überschreit endlich den Lärmen, fängt seine Rechtfertigung von vorne an, und fordert seine Gegner heraus, ihn ins Gesicht anzuklagen, und einen einzigen Beweiß gegen ihn vorzubringen. Bei diesen Worten stürzt Louvet vor, ruft: Ich, ich klage Dich an; und steht unten an der Rednerbühne; Barbaroux und Rebecqui folgen ihm, um die Anklage zu unterstützen. Bei diesem Anblicke wird Robespierre erschüttert, seine Züge ändern sich; er verlangt, daß sein Ankläger zuerst, und er nach ihm gehört werde. Danton folgt ihm auf der Rednerbühne, beschwert sich über das System von Verläumdung gegen den Gemeinderath und die Pariser Abordnung, und wiederholt in Bezug auf Marat, welcher der Hauptgrund aller dieser Anklagen sei, was er früher schon erklärt hatte, nämlich, daß er ihn nicht liebe, daß er seine vulkanische und gesellschaftswidrige Sinnesart kennen gelernt habe, und daß der Gedanke einer triumviralischen Vereinigung abgeschmackt sei. Er schließt mit dem Antrage, daß man einen Tag bestimme, um über den Bericht zu berathen. Die Versammlung beschließt den Druck, schiebt aber die Vertheilung an die De-

partements auf bis nach Beendigung des Streites zwischen Robespierre und Louvet.

Louvet war voll Kühnheit und Muth, seine Vaterlandsliebe war ernstlich, allein in seinen Haß gegen Robespierre mischte sich eine persönliche Abneigung, welche von einem Kampf herrührte, der im Jakobiner-Club entstanden, in der Sentinelle fortgeführt, in der Wahlversammlung erneuert, und endlich heftiger als je geworden war, seitdem er seinem eifersüchtigen Nebenbuhler im Convente gegenüber saß. Er verband mit einer außerordentlichen Beweglichkeit des Charakters eine träumerische und leichtgläubige Einbildungskraft, die ihn verführte, und die ihn Verabredungen und Verschwörungen da sehen ließen, wo nur Zusammentreffen von Leidenschaften war. Er glaubte an seine Voraussetzungen, und wollte auch seine Freunde nöthigen daran zu glauben. Allein er fand in dem kalten Menschenverstande Roland's und Pétion's, und in der unerschütterlichen Unpartheilichkeit Vergniaud's einen Widerstand, der ihn zur Verzweiflung brachte. Buzot, Barbaroux, Guadet waren zwar nicht so leichtgläubig, sahen die weitverbreiteten Verschwörungen nicht, hielten aber ihre Gegner für bösartig, und unterstützten Louvet's Anklagen aus Entrüstung und Muth. Salles, Abgeordneter von der Meurthe, ein abgesagter Feind aller Unruhestifter in der verfassunggebenden Versammlung und im Convente, ausgerüstet mit einer düsteren und mächtigen Einbildungskraft, Salles allein glaubte an Louvet's sämmtliche Voraussetzungen, und war von weit um sich greifenden Verschwörungen des Gemeinderathes, die vom Auslande her geleitet würden, überzeugt. Louvet und Salles konnten als leidenschaftliche Freunde der Freiheit die begangenen Unthaten nicht den eigenen Zuckungen derselben zuschreiben, sondern sie glaubten, daß die Jakobiner und namentlich

Marat im Solde Englands und der Ausgewanderten stehen, um die Revolution bis zum Verbrechen, zur Schande und zur allgemeinen Verwirrung zu steigern. Ueber Robespierre waren sie ungewisser, allein sie sahen in jedem Falle einen von Stolz und Ehrgeitz verzehrten, durch alle möglichen Mittel sich der höchsten Gewalt nähernden Zwingherrn in ihm.

Louvet, entschlossen Robespierre keck anzugreifen und ihm keine Ruhe zu lassen, hatte seine Rede ganz ausgearbeitet, und sie an dem Tage mitgenommen, an dem Roland seinen Bericht ablegte: so war es also ganz vorbereitet, als er das Wort erhielt. Er nahm es sogleich und unmittelbar nach Roland.

Die Girondisten waren schon im allgemeinen nur zu sehr geneigt, die Ereignisse zu mißdeuten und Verschwörungen zu sehen, wo nur Leidenschaften waren; für den leichtgläubigen Louvet vollends war die Verschwörung noch viel klarer und stärker bewiesen. In der steigenden Ueberspannung der Jakobiner und in dem von dem stolzen Robespierre im Jahr 1792 bei ihnen erhaltenen Beifall sah er einen von diesem ehrgeitzigen Volksredner angelegten Anschlag. Er warf ihm vor, er sei umgeben von wüthenden Trabanten, denen er seine Gegner überliefere; er mache sich zum Gegenstand eines wahren Götzendienstes; er habe vor dem 10ten August verbreitet, nur Er könne Frankreich retten, am 10ten August aber habe er sich versteckt, und erst zwei Tage nach verflossener Gefahr sei er wieder erschienen, und nun geradezu und trotz seines Versprechens, nie ein öffentliches Amt anzunehmen, in den Gemeinderath getreten, habe sich hier eigenmächtig zum Vorstande des Rathes gesellt; er habe sich hier der unverständigen Bürgersmänner bemächtigt und sie zu allen Mißbräuchen der Gewalt verleitet; er habe in ihrem Namen die gesetzge-

bende Versammlung beleidigt und unter der Androhung der Sturmglocke Beschlüsse erpreßt; er sei der heimliche Anstifter der Mordthaten und Diebstähle des Septembers, weil er das Ansehen des Gemeinderathes durch Schrecken habe unterstützen wollen; er habe sodann Abgeordnete über ganz Frankreich verbreitet, um die Provinzen zu denselben Verbrechen zu reitzen und sie aufzufordern die Oberherrschaft und den Befehl von Paris anzuerkennen. Er wollte, setzte Louvet bei, die Volksvertretung zerstören, um den von ihm geleiteten Gemeinderath an ihre Stelle zu setzen, und Frankreich die Verfassung Rom's aufdrängen, wo die Provinzen unter dem Namen von Municipien der Oberherrschaft der Hauptstadt unterworfen waren. Herr von Paris, wäre er es von Frankreich gewesen und der Nachfolger des Königthumes geworden. Da er aber doch den Zusammentritt einer neuen Versammlung nahe gesehen habe, so habe er nun die Wahlversammlung gestimmt, um mittelst der Abordnung von Paris Herr des Conventes zu werden.

Er, Robespierre, habe den Wählern den Blut-Menschen empfohlen, dessen Mordanschläge Frankreich mit starrem Grausen erfüllt haben; den elenden Schmierer, mit dessen Namen er, Louvet, seine Lippen nicht besudeln wolle, der nur der Vorposten der Meuchelmörder sei, und einen Muth zur Verläumdung und zum Aufreitzen zu Verbrechen habe, welcher dem umsichtigen Robespierre fehle. Danton trennte Louvet von der Anklage, und wunderte sich, daß er die Rednerbühne bestiegen habe, um eine nicht gegen ihn gerichtete Anklage zu bekämpfen. Allein er trennte ihn nicht von den September-Unthaten, weil während jener Unglücks-Tage, als alle Behörden, die Versammlung, die Minister, der Maire vergebens sprachen, um dem Morden Einhalt zu thun, der Justitz-Minister allein nicht

sprach; weil er allein in den berüchtigten Mauerschriften von den gegen die edelsten Bürger ausgestossenen Verläumdungen ausgenommen war. „Möchtest Du, o Danton, rief Louvet, Dich in den Augen der Nachwelt reinigen können von dieser entehrenden Ausnahme!" Die eben so großherzigen als unvorsichtigen Worte wurden mit Beifall aufgenommen.

Diese sehr beklatschte Anklage wurde aber auch mit vielem Murren vernommen, das man aber mit einem sehr oft wiederholten Worte während der Sitzung niederschlug. „Sichern Sie mir Stille zu, hatte Louvet zum Präsidenten gesagt, denn ich werde itzt die Wunde berühren, und man wird schreien." — „Nur zu, rief Danton, berühre die Wunde. —" Und jedesmal, wenn sich ein Gemurre erhob, rief man: „Stille ihr Verwundeten!"

Louvet schloß endlich seine Anklage: „Robespierre, sagt er, ich klage Dich an die edelsten Bürger verläumdet, und zwar an dem Tage verläumdet zu haben, als eine Verläumdung ein Todesurtheil war; ich klage Dich an, Dich selbst als Götzen einer abgöttischen Verehrung aufgestellt, und verbreitet zu haben; Du seiest der Einzige, so im Stande sei Frankreich zu retten; ich klage Dich an, die Volksvertretung herabgewürdigt, beleidigt, verfolgt, die Wahlversammlung von Paris tyrannisirt zu haben, um Dich der höchsten Gewalt durch Verläumdung, Schrecken und Gewaltthat zu nähern, und ich verlange, daß ein Ausschuß Dein Betragen untersuche." Louvet schlägt dann ein Gesetz vor, dem zufolge jeder verbannt werde, der seinen Namen zu einer Ursache des Zwiespalts unter den Bürgern gemacht habe. Er will, daß zu den vom Reuner-Ausschusse vorgeschlagenen Maasregeln noch die weitere komme, daß dem Minister des Innern die gewaffnete Macht zur Verfügung gegeben werde. „Endlich sagt

er, verlange ich sogleich einen Anklagebeschluß gegen Marat — Ihr Götter, ich habe ihn genannt!"

Robespierre, betäubt von dem seinem Gegner zu Theil gewordenen Beifall, will das Wort nehmen. Allein er stockt bei dem Lärmen, den sein Erscheinen auf der Rednerbühne verursacht; seine Züge und seine Stimme sind angegriffen, doch verschafft er sich endlich Gehör und verlangt einen Aufschub, um seine Vertheidigung vorzubringen. Der Aufschub wird ihm bewilligt, und der 5te November als der Tag zu seiner Vertheidigung festgesetzt. Dieser Aufschub war sein Glück, denn Louvet hatte die Versammlung zu lebhaftem Unwillen gegen ihn gereitzt.

Am Abend ist großer Lärmen bei den Jakobinern. Eine Menge Mitglieder eilen bestürzt herbei um Louvet's abscheuliches Betragen zu erzählen, und seine Ausstoßung zu verlangen. Er habe die Gesellschaft verläumdet, Danton, Santerre, Robespierre und Marat beschuldigt; eine Anklage gegen die beiden letztern vorgeschlagen, auf Blut-Gesetze angetragen, der Preßfreiheit Gefahr gedroht und endlich den athenischen Ostracismus vorgeschlagen. Legendre behauptet, es sei ein vorbereiteter Plan, weil Louvet seine Rede fertig gehalten, und Rolands Bericht augenscheinlich keinen andern Zweck gehabt habe, als Anlaß zu dieser Anklage zu geben.

Fabre d'Eglantine beklagt sich, daß es alle Tage schlimmer werde, daß man sich alle Mühe gebe Paris und die Vaterlandsfreunde zu verläumden. „Man verbindet, sagt er, kleine Vermuthungen mit kleinen Voraussetzungen, und macht daraus eine weitgreifende Verschwörung, von der man uns nicht sagen kann, worin sie besteht, noch welches ihre Mittel und ihre Glieder sind. Wenn es einen Menschen gäbe, der in beiden Partheien alles gesehen und beobachtet hätte, so würde dieser, wenn er ein Freund

der Wahrheit wäre, Alles sagen können. Ein solcher aber ist Pétion; zwingt seine Tugend Alles zu sagen, was er gesehen hat, und über die Verbrechen zu entscheiden, welche man den Vaterlandsfreunden vorwirft. Mag er seinen Freunden auch noch so gewogen seyn, so darf ich doch behaupten, daß er nicht verdorben wurde. Pétion ist noch immer rein und aufrichtig; er wollte heute sprechen, zwingt ihn, sich zu erklären."

Merlin widersetzt sich dem Vorschlage, Pétion zum Richter zwischen Louvet und Robespierre zu machen; denn es wäre eine Verletzung der Gleichheit, wenn man auf diese Art einen Bürger zum obersten Richter über seine Mitbürger machte. Ueberdieß sei Pétion ohne Zweifel ein achtungswerther Mann, allein wie, wenn er sich habe verleiten lassen? Ob er nicht ein Mensch sei? Ob er nicht Brissot's, Roland's Freund sei? Ob er nicht Vergniaud, Lasource, Barbaroux, alle die Schlaukopfe bei sich sehe, welche die Freiheit in Gefahr bringen?

Fabre's Vorschlag wird verworfen, und Robespierre der Jüngere nimmt nun in einem klaglichen Tone, wie es in Rom die Verwandten der Angeklagten thaten, das Wort, und beklagt sich, nicht auch, wie sein Bruder, verläumdet worden zu seyn. „Es ist, sagt er, ein Augenblick der größten Gefahr; nicht das ganze Volk ist für uns. Nur die Bürger von Paris sind hinreichend unterrichtet, die übrigen sind es nur sehr wenig. — Es wäre also möglich, daß die Unschuld künftigen Montag unterläge! Denn der Convent hat Louvet's ganze lange Rede angehört. Bürger, ich bin sehr erschrocken; es schien mir, als ob Meuchelmörder meinen Bruder erdolchen. Ich habe Leute sagen hören, er werde durch ihre Hände sterben; ein anderer sagte mir, er wolle sein Henker seyn." Bei diesen Worten erheben sich mehrere Mitglieder, rufen, daß auch sie bedroht

worden seien von Barbaroux, von Rebecqui, und von mehreren Bürgern auf den Galerieen; die Drohenden haben gerufen, man müsse sich Robespierre's und Marat's entledigen. Man umringt nun Robespierre den Jüngern, schwört ihm für das Leben seines Bruders zu wachen, und beschließt, daß alle welche Verwandte und Freunde in den Departements haben, an sie schreiben und sie über den wahren Stand der Sache belehren sollen. Robespierre der Jüngere fügt noch, ehe er die Rednerbühne verläßt, eine Verläumdung bei: Anacharsis Cloots, sagt er, habe ihm versichert, er müsse täglich bei Roland gegen den Föderalismus streiten.

Nun tritt der hitzige Chabot auf. Was ihn am meisten in Louvet's Rede verdrossen habe, sei, daß er sich und seinen Freunden den 10ten August zuschreibe, den 2ten September aber zweihundert Meuchelmördern. „Ich, spricht er, erinnere mich wohl, daß ich mich am 9ten August an die Herren von der rechten Seite wendete, um ihnen einen Aufstand vorzuschlagen, und daß sie mir mit einem höhnischen Lächeln antworteten. Ich sehe also nicht ein mit welchem Rechte sie sich den 10ten August zuschreiben. Was den 2ten September betrifft, so ist auch hier das Volk der Urheber, das den 10ten August gegen ihren Willen veranlaßte, und sich nun nach dem Siege rächte. Louvet sagt, es seien nicht zweihundert Mörder gewesen, und ich versichere, daß ich mit den Abgeordneten der Versammlung unter einem Dache von zehntausend Säbeln durchgieng. Ich habe mehr als hundertfünfzig Verbündete erkannt. Bei Staatsumwälzungen giebt es keine Verbrechen. Der so sehr angeklagte Marat ist nur wegen Beförderung der Umwälzung angeklagt, heute klagt man Danton, Robespierre, Marat an, morgen werden es Santerre, Chabot, Merlin werden u. s. w."

Durch diese frechen Worte ermuntert thut ein der Sitzung beiwohnender Verbündeter, was noch Niemand öffentlich zu thun gewagt hatte: er erklärt, er sei mit einer großen Anzahl seiner Gefährten in den Gefängnissen thätig gewesen, und er habe geglaubt nur Verschwörer, Verfertiger falscher Assignaten umgebracht, und Paris von Blut und Brand gerettet zu haben; er danke der Gesellschaft für das ihnen allen bezeugte Wohlwollen, sie werden am folgenden Tage zum Heere abgehen, und haben nur den Kummer, die wahren Vaterlandsfreunde in so großer Gefahr zu lassen.

Diese gräßliche Erklärung endigt die Sitzung. Robespierre war nicht erschienen, und erschien auch die ganze Woche nicht, er bearbeitete seine Vertheidigung und seine Anhänger die öffentliche Meinung. Während dieser Zeit verharrte der Gemeinderath in seinem Systeme und in seinem Betragen. Man sagte, er habe aus der Kasse des Schatzmeisters der Civil-Liste, Septeuil, zehn Millionen entwendet, und in demselben Augenblicke verbreitete er eine Bittschrift in den achtundvierzig Sectionen gegen den Plan einer Departemental-Wache. Barbaroux schlug sogleich vier sehr kräftige und sehr gut gefaßte Beschlüsse vor:

Erstens, die Hauptstadt soll das Recht verlieren die Volksvertretung in ihrem Schooße zu besitzen, sobald sie dieselbe nicht gegen Beleidigungen oder Gewalt zu schützen wissen werde;

Zweitens, die Verbündeten und die National-Gendarmerie sollen gemeinschaftlich mit den gewaffneten Sectionen von Paris die Versammlung und die öffentlichen Anstalten bewachen;

Drittens soll der National-Convent sich in einen außerordentlichen Gerichtshof verwandeln, um die Verschwörer zu richten;

Viertens endlich entsetze der Convent den Pariser Gemeinderath.

Diese vier Beschlüsse waren den damaligen Umständen und Gefahren sehr angemessen, allein um sie erlassen zu können, hatte es der ganzen Macht bedurft, welche nur diese Beschlüsse selbst geben konnten. Um sich kräftige Mittel zu verschaffen bedarf man der Kraft, und jede gemäßigte Parthei welche eine zu weit gehende aufhalten will, befindet sich in einem fehlerhaften Kreise, aus dem sie nicht treten kann. Die den Girondisten günstige Mehrheit hätte ohnbezweifelt die Beschlüsse fassen können, allein da sie aus Maßigung denselben geneigt war, so war es auch dieselbe Mäßigung, welche ihr zu zögern, zu warten, der Zukunft zu vertrauen, und jedes zu kräftige Mittel zu entfernen rieth. Die Versammlung wies sogar einen weit gemäßigtern Vorschlag ab, nämlich den ersten der beiden, welche dem Neuner-Ausschusse anvertraut war. Buzot trug ihn vor, er bezog sich auf die Anstifter von Mordthaten, Plünderungen und Brand. Jede unmittelbare Aufreitzung dazu sollte mit dem Tode, jede mittelbare mit zehn Jahren Kettenstrafe geahndet werden. Die Versammlung fand die unmittelbare Aufreitzung zu hart bestraft, die mittelbare aber zu undeutlich bestimmt, und zu schwer anzuwenden. Buzot sagte vergeblich er bedürfe revolutionärer, also willkührlicher Maasregeln gegen die zu bekämpfenden Gegner; er wurde nicht angehört, und konnte es von der Mehrzahl nicht werden, welche an den Jakobinern gerade die revolutionären Maasregeln tadelte, und somit keineswegs geneigt seyn konnte, dergleichen gegen sie selbst anzuwenden. Das Gesetz wurde also vertagt, und der Neuner-Ausschuß, welcher Mittel zur Erhaltung der Ordnung vorschlagen soll, so gut als unnütz gemacht.

Ein wenig mehr Kraft zeigte der Convent bei der Unterdrückung der Eingriffe des Gemeinderathes. Hierbei schien er sein Ansehen mit einer Art Eifersucht und Zorn vertheidigen zu wollen. Der Gemeinderath wurde an die Schranken gefordert, um sich wegen der Bittschrift gegen die Departemental-Wache zu rechtfertigen. Er sei, sagte er, nicht der Gemeinderath vom 10ten August. Dieser habe Diebe unter seinen Mitgliedern gehabt, man habe sie mit Recht angeklagt, allein sie seien nicht mehr in seiner Mitte. Der Convent möchte nicht Schuldige und Unschuldige vermischen. „Schenken Sie uns, sprach er, das Vertrauen wieder, dessen wir bedürfen. Wir wollen die dem Convente zur Abfassung guter Gesetze nothwendige Ruhe wieder herstellen. Was die Zuschickung der Bittschrift betrifft, so haben die Sectionen uns dazu aufgefordert; wir sind nur ihre Beauftragte, und doch haben wir sie gebeten, die Sache fallen zu lassen."

Diese Unterwürfigkeit entwaffnete selbst die Girondisten, und auf Gensonné's Vorschlag wurde dem Gemeinderathe die Ehre zu Theil an der Sitzung Antheil zu nehmen. Diese Gefügigkeit konnte zwar dem Stolze der Versammlung schmeicheln, allein auf die eigentliche Stimmung von Paris hatte sie keinen Einfluß. Der Lärmen nahm zu je mehr man sich dem 5ten November, dem zur Vertheidigung Robespierre's festgesetzten Tage näherte. Den Tag vorher gab es unruhige Auftritte unter den entgegengesetzten Partheien. Paris wurde von Haufen durchzogen, von denen die einen riefen: Mit Danton, Marat, Robespierre zur Guillotine! Andere schrieen: Tod über Roland, Lasource, Guadet! Man beschwerte sich darüber bei den Jakobinern, und sprach nur von dem gegen Danton, Marat und Robespierre ausgestoßenen Geschrei. Man beschuldigte desselben die Dragoner und die dem Convente

damals noch ergebenen Verbündeten. Robespierre der Jüngere erschien wieder auf der Rednerbühne, beklagte die Gefahren der Unschuld, verwarf einen von einem Mitgliede vorgeschlagenen Versöhnungsvorschlage, weil ihre Gegner entschiedene Feinde der Umwälzung seien, und man mit ihnen weder Frieden noch Waffenstillstand schliessen könne; allerdings werde die Unschuld in dem Kampfe unterliegen, allein sie müsse sich opfern, und man müsse Maximilian Robespierre unterliegen lassen, weil der Verlust Eines Mannes den der Freiheit nicht nach sich ziehe. Alle Jakobiner bewunderten diese edelmüthigen Gesinnungen, und versicherten Robespierre, sein Bruder solle nicht untergehen.

Klagen ganz entgegengesetzter Art wurden in der Versammlung vorgebracht; hier wurden die gegen Roland, Lasource, Guadet und Andere ausgestoßenen Drohungen angezeigt. Roland beschwerte sich, beim Gemeinderathe und der Departements-Verwaltung vergeblich die gewaffnete Macht begehrt zu haben; man stritt sich viel, man wechselte Vorwürfe, und der Tag verstrich ohne eine Entscheidung. Am folgenden Tage, dem 5ten, erschien Robespierre endlich auf der Rednerbühne: Alles war herbeigeströmt, und man erwartete mit Ungeduld das Ergebniß dieser feierlichen Berathung. Robespierre's Rede war von großem Umfange, und sehr sorgfältig ausgearbeitet. Seine Antworten waren die bei solchen Anlässen gewöhnlichen:

„Sie klagen mich der Zwingherrschaft an, sprach er; allein um zu ihr zu gelangen bedarf es Mittel, und wo sind meine Schätze und meine Heere? Sie behaupten ich habe im Jakobiner-Club das Gebäude meiner Macht errichtet. Allein was beweist das? Daß man mich gerner hörte, daß ich mich vielleicht besser an diese Gesellschaft

zu wenden wußte, als Sie, und daß Sie an mir die Verletzung ihrer Eitelkeit rächen wollen. Sie behaupten diese berühmte Gesellschaft sei entartet; allein tragen Sie auf eine Anklageschrift gegen sie an, dann werde ich sie vertheidigen, und dann wollen wir sehen, ob Sie glücklicher oder überzeugender seyn werden als Leopold und Lafayette. Sie sagen, ich sei im Gemeinderathe erst zwei Tage nach dem 10ten August erschienen, und habe mich dann eigenmächtig unter die Vorsitzenden gemischt. Allein einmal bin ich nicht früher dahin berufen worden, und dann habe ich mich nicht um hier Platz zu nehmen dem Vorstande genähert, sondern um ihm meine Wahlzeugnisse vorzulegen. Sie setzen bei, ich habe die Versammlung beleidigt, ihr mit der Sturmglocke gedroht: dieses ist falsch. Einer, welcher unweit von mir saß, warf mir vor, daß ich Sturm läute; ich antwortete ihm, daß diejenigen Sturm läuten, welche das Volk durch Ungerechtigkeit erbittern; und dann erst sagte einer meiner Amtsgenossen, der vorlauter war als ich, man werde Sturm läuten. Das ist die Thatsache, auf welche mein Ankläger seine Fabel gegründet hat. Ich habe in der Wahl-Versammlung gesprochen, allein es war ausgemacht, daß man reden dürfe; ich habe einige Bemerkungen gemacht, andere haben sich desselben Rechts bedient. Ich habe Niemand angeklagt, Niemand empfohlen. Jener Mensch, dessen Dienste Sie mir vorwerfen, Marat, war nie weder mein Freund, noch mein Empfohlener. Wenn ich von ihm nach seinen Anklägern urtheilte, so wäre er unschuldig, allein ich urtheile nicht; ich bemerke nur, daß er mir ganz fremd ist, daß er ein einzigesmal zu mir kam, wo ich ihm denn einige Bemerkungen über seine Schriften machte, über ihre Uebertreibung, und über den Verdruß der Vaterlandsfreunde darüber, daß er un-

sere Sache durch die Leidenschaftlichkeit seiner Meinungen in Gefahr bringe; allein er fand einen kurzsichtigen Staatsmann in mir, und ließ dieß auch am folgenden Tag drucken. Es ist also eine Verläumdung, wenn man mich für den Aufhetzer und Verbündeten dieses Mannes hält."

Von den persönlichen Anklagen zu den allgemeinen gegen den Gemeinderath gerichteten übergehend, behauptete Robespierre mit allen übrigen Vertheidigern desselben, der 2te September sei eine nothwendige Folge des 10ten August gewesen; man könne den Punkt nicht genau angeben, wo die Fluthen eines Volksaufstandes sich brechen sollen; die Hinrichtungen seien allerdings ungesetzlich gewesen, allein ohne ungesetzliche Handlungen könne man keine Zwingherrschaft abschütteln; derselbe Vorwurf sei der ganzen Staatsumwälzung zu machen; alles sei ungesetzlich gewesen, der Umsturz des Thrones und die Einnahme der Bastille! Er mahlte dann die Gefahren von Paris, die Erbitterung der Bürger, ihr Zusammenströmen bei den Gefängnissen, ihre unwiderstehliche Wuth bei den Gedanken, daß sie Verschwörer zurücklassen sollen, welche ihre Familien erwürgen würden.

„Man versichert, es sei ein Unschuldiger dabei umgekommen; ein Einziger; schrecklich genug. Bürger; beweint diesen gräßlichen Fehlgriff! Wir haben ihn längst beweint; es war ein guter Bürger, einer unserer Freunde; beweint selbst die Opfer, welche dem Schwerte des Gesetzes hätten aufbewahrt werden sollen, und welche unter dem Schwerte der Volks-Rache gefallen sind. Allein Euer Schmerz muß ein Ende haben, wie alles auf Erden. Spart doch einige Thränen für rührendere Unglücksfälle auf: beweint die hunderttausend durch die Zwingherrschaft hingeschlachteten Vaterlandsfreunde; beweint die Mitbürger, welche unter ihrem in Flamme stehenden väterlichen

Dache starben, die Söhne dieser Bürger, wie sie in der Wiege oder in den Armen ihrer Mütter ermordet wurden! beweint doch die unter dem Joche der Zwingherren erliegende Menschheit. — Allein tröstet Euch, wenn Ihr alle niedrigen Leidenschaften beschwichtigend, das Glück Eures Vaterlandes sichern, und das des ganzen Erdkreises vorbereiten wollt.

„Das Gefühl, welches beinahe allein für die Feinde der Freiheit seufzt, ist mir verdächtig. Hört auf mir immer das blutige Gewand des Tyrannen vor die Augen zu bringen, oder ich werde glauben, daß Ihr Rom wieder in Fesseln schlagen wollt!"

Durch diese Mischung von hinterlistiger Logik und von revolutionärem Redegepränge gelang es Robespierre, seine Zuhörer zu gewinnen, und einstimmigen Beifall zu erringen. Alles was ihn persönlich betraf war richtig, und es war von den Girondisten und von Louvet unrecht, für einen Plan auf Unterjochung einen bloßen Einfluß-Ehrgeitz auszugeben, den ein niedriger Charakter widrig machte; in den Handlungen des Gemeinderathes eine weitgreifende Verschwörung zu finden, wo doch nur die Ausschweifungen von Volksleidenschaften waren; sie gaben dadurch ungeschickterweise der Versammlung eine Gelegenheit an die Hand, wo sie ihren Gegnern Recht gegen sie geben mußte. Diese fand sich geschmeichelt, daß das angebliche Haupt der Verschwörung sich rechtfertigen mußte, war erfreut, daß alle Verbrechen aus einem für künftig unmöglich gewordenen Aufstande sich erklären ließen, und man einer besseren Zukunft entgegensehen dürfe, und hielt es daher für klüger und für würdiger, alle Persönlichkeiten niederzuschlagen; es wurde also die Tagesordnung vorgeschlagen. Louvet schwang sich aber auf die Rednerbühne, um diesen Antrag zu bekämpfen, und verlangte Robes-

pierre antworten zu dürfen. Eine Menge Redner meldeten sich nun für, gegen oder über die Tagesordnung zu sprechen. Barbaroux, die Hoffnung verlierend, auf der Rednerbühne gehört zu werden, stürzte an die Schranke, um als Bittsteller reden zu dürfen. Lanjuinais schlug vor, die Berathung auf die wichtigen in Roland's Bericht enthaltenen Gegenstände einzuschränken. Endlich erhielt Barrère das Wort: „Bürger, sprach er, wenn im Freistaate ein Mann wäre, geboren mit Cäsar's Geist oder Cromwell's Frechheit, ein Mann der mit Sylla's Muth seine gefährlichen Anlagen verbände; wenn ein Gesetzgeber vorhanden wäre von umfassendem Talente, einem tiefen Gemüthe; zum Beispiel ein mit Loorbeeren bekränzter Feldherr, der zurückkäme um Euch Gesetze vorzuschreiben, oder die Rechte des Volkes zu beleidigen, so würde ich einen Anklagebeschluß gegen ihn vorschlagen. Allein ich kann nicht begreifen, daß Ihr diese Ehren Menschen von Einem Tage erweisen wollt, kleinlichen Aufruhr-Anzettlern, solchen, deren Bürgerkronen mit Cypressen vermischt sind."

Dieser sonderbare Vermittler schlug vor die Tagesordnung so zu begründen: „In Betracht daß der Convent sich nur mit den Angelegenheiten des Staates zu beschäftigen hat" — Weg mit Eurer Tagesordnung, rief Robespierre, wenn sie einen für mich beschimpfenden Eingang enthalten soll. Die Versammlung gieng ganz einfach zur Tagesordnung über.

Man eilte in den Jakobiner-Club, um den Sieg zu feiern, und Robespierre wurde als Triumphator aufgenommen. Man empfieng ihn mit donnerndem Beifall. Ein Mitglied verlangte, man solle ihm das Wort geben, damit er das Vorgefallene berichte. Ein anderes versicherte, seine Bescheidenheit werde ihn hieran hindern, und er

nicht sprechen wollen. Robespierre genoß in der Stille diesen Jubel, und überließ einem andern die Erstattung eines schmeichelnden Berichtes. Man nannte ihn Aristides. Seine natürliche und männliche Beredtsamkeit wurde mit einer Geflissenheit gerühmt, welche bewies, wie angenehm ihm diese Art von Lob war. Der Convent wurde wieder zu Gnaden aufgenommen, die Achtung der Gesellschaft ihm wieder geschenkt, man behauptete der Sieg der Wahrheit beginne, und man dürfe nun nicht mehr an dem Heile der Republik verzweifeln.

Barrère wurde über die Art zur Verantwortung gezogen, wie er sich über die kleinlichten Aufruhr-Anzettler ausgesprochen habe, und er bezeichnete sich ganz durch die Erklärung, daß er darunter keineswegs die mit Robespierre angeklagten heißen Vaterlandsfreunde, sondern ihre Gegner verstanden habe.

Das war also der Ausgang dieser berühmten Anklage; sie war eine wahre Unklugheit. Die ganze Handlungsweise der Girondisten spiegelt sich in derselben ab. Sie empfanden eine edle Entrüstung, sie sprachen mit Talent; allein es war so viel persönlicher Haß, so viel falsche Vermuthung, so viel schimärische Voraussetzung dabei sichtbar, daß es denjenigen, welche sich selbst gerne täuschten, leicht wurde, vorzugeben, daß sie an der Wahrheit zweifeln; daß die, welche einen kräftigen Schritt scheuten, einen Grund fanden, ihn zu verschieben; daß diejenigen endlich sich ihrer Unpartheilichkeit rühmten, ihre Schlüsse verwerfen können; und aus diesen drei Classen bestand die ganze Ebene. Unter ihnen selbst theilte übrigens der kluge Pétion ihre Ueberspannung nicht; er ließ seine Rede drucken, welche er hatte halten wollen, und in der er alles richtig würdigte. Vergniaud, den sein Verstand und seine Gleichgültigkeit über die Leidenschaften erhob, war auch

frei von ihren Fehlern, und behauptete ein tiefes Stillschweigen. Das einzige Ergebniß für die Girondisten war, daß sie für den Augenblick jede Aussöhnung unmöglich gemacht, in dem Kampfe ihre einzigen Waffen, die Entrüstung und die Rede, abgenützt, und die Wuth und den Haß ihrer Feinde gesteigert hatten, ohne sich dadurch eine einzige neue Stütze verschafft zu haben.

Das Unglück der Besiegten ist, wenn die Sieger unter sich in Zwist gerathen. Dann suchen sie dadurch ihren persönlichen Streitigkeiten auszuweichen, daß sie sich gegenseitig in Anstrengung gegen den gemeinschaftlichen zu Boden geschlagenen Feind überbieten. Im Tempel waren Gefangene, gegen die nun der ganze Sturm der revolutionären Leidenschaften losbrechen sollte. Das Königthum, die Aristokratie, mit Einem Wort die ganze mit so vieler Wuth bekämpfte Vergangenheit, war gleichsam personifizirt in dem unglücklichen Ludwig XVI., und die Art, mit der ihn Jeder behandelte, sollte die Abneigung gegen die Wiederkehr zum Alten beweisen. Die gesetzgebende Versammlung, zu nahe der verfassunggebenden stehend, welche den König für unverletzlich erklärt hatte, wagte nicht über sein Schicksal zu entscheiden, sie hatte ihn nur seiner Würde enthoben und ihn in den Tempel eingeschlossen; sie hatte selbst das Königthum nicht aufgehoben, sondern es einem National-Convente überlassen, über Personen und Wesen der alten Monarchie zu entscheiden.

Da das Königthum abgeschafft, der Freistaat beschlossen, die neue Verfassung den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Versammlung übertragen war, so blieb nur noch übrig Ludwig's XVI. Loos zu bestimmen. Anderhalb Monate waren verflossen, ohne daß die unzähligen Beschäftigungen des Conventes, die Sorge für die Ausrüstung der Heere, die Aufsicht über dieselben, die Anschaffung von Lebens-

mitteln, die wie in allen unruhigen Zeiten fehlten, die Polizei und alle von dem Königthume übernommenen Verwaltungs-Einzelnheiten, welche man dem Ministerrathe nur mit größtem Mißtrauen und unter beständigem Einschreiten übertragen hatte, endlich die heftigen persönlichen Steitigkeiten, Zeit übrig gelassen hätten, um sich mit den Gefangenen im Tempel zu beschaftigen. Einmal blos war die Rede davon gewesen, und der Antrag war, wie wir erzahit haben, an den Gesetzgebungs-Ausschuß verwiesen worden. Dagegen wurde sonst überall darüber gesprochen; bei den Jakobinern wurde alle Tage ein Gericht über Ludwig XVI. verlangt, und man beschuldigte die Girondisten, durch ihre Zankereien Schuld an der Verzögerung zu seyn, obgleich Alle gleichen Antheil an denselben nahmen. Am 1sten November, also zwischen der Anklage und der Vertheidigung Robespierre's, hatte sich eine Section über neue Mauerschriften beklagt, welche zum Mord und Aufstande anreitzen, und man verlangte, wie dieses gewöhnlich war, einen Anklageschluß gegen Marat. Die Girondisten behaupteten, er und einige seiner Amtsgenossen seien Ursache aller Unordnungen, und bei jedem neuen Vorfalle schlugen sie wieder deren Bestrafung vor. Ihre Gegner dagegen behaupteten, die Ursache der Unruhen sei im Tempel zu suchen; der neue Freistaat werde nicht fest gegründet seyn, Ruhe und Sicherheit nicht darin herrschen, als bis der ehemalige König hingerichtet sei, weil dieser Schlag alle Hoffnung der Verschwörer zerstören werde. Jean de Bry, der in der gesetzgebenden Versammlung gewollt hatte, man solle als einzige Verfahrensregel das Gesetz des öffentlichen Wohles befolgen, schlug vor, Ludwig XVI. und Marat zugleich zu richten. „Marat, sprach er, hat den Titel eines Menschenfressers verdient, er wäre würdig König zu seyn. Er ist die Ursache der Unruhen, deren Vorwand

Ludwig XVI. ist: richten wir sie beide, und versichern wir durch dieses doppelte Beispiel die öffentliche Ruhe." Der Convent beschloß auch, der Bericht über die gegen Marat angebrachten Beschuldigungen sollte noch wahrend der Sitzung erstattet werden, und spätestens binnen acht Tagen habe der Gesetzgebungs-Ausschuß seine Ansicht über die Formen des über Ludwig XVI. zu haltenden Gerichtes zu erklären. Wenn der Ausschuß dieses in acht Tagen nicht gethan habe, so solle jedes Mitglied das Recht haben seine Meinung über diese Frage auf der Rednerbühne mitzutheilen. Neue Zwistigkeiten, und neue Geschafte verhinderten den Bericht über Marat, und er wurde erst viel später erstattet; der Gesetzgebungs-Ausschuß aber bereitete den seinigen über die unglückliche königliche Familie vor.

Ganz Europa hatte sein Augenmerk auf Frankreich gerichtet. Man betrachtete mit Erstaunen diese Unterthanen, welche man anfanglich für so schwach gehalten hatte, und welche nun Sieger und Eroberer, selbst kühn genug geworden waren, alle Throne herauszufordern. Man beobachtete mit Aengstlichkeit, was sie thun würden, und hoffte immer noch, daß ihre Keckheit bald ihr Ziel erreicht haben werde. Allein es bereiteten sich Kriegs-Ereignisse vor, welche die Trunkenheit derselben verdoppeln, und den Schrecken und die Ueberraschung der Welt vermehren sollten.

Dumouriez war gegen das Ende Oktobers nach Belgien abgegangen, und am 25sten in Valenciennes angekommen. Sein Feldzugs-Plan war nach seiner Hauptidee eingerichtet, welche darin bestand, den Feind von vorn anzugreifen, und so die Zahlüberlegenheit über ihn zu benützen. Dumouriez hätte, wenn er dem Lauf der Maas mit dem größten Theil seines Heeres gefolgt wäre, Clairfayts Vereinigung mit dem Herzog Albert verhindern,

diesen letztern im Rücken fassen, und noch thun können, was er fehlerhafterweise nicht sogleich gethan hatte, nämlich dem Rhein bis nach Cleve zufolgen; allein sein Plan war ein anderer, und er zog einem von den Regeln der Kunst angerathenem Zuge ein glänzendes Unternehmen vor, welches den durch die Kanonade von Valmi schon sehr gehobenen Muth des Heeres erhöhen, und die Meinung von Europa zerstören könnte, daß die Franzosen zwar zu Ueberfällen ganz geeignet, allein unfähig seien eine eigentliche Schlacht zu gewinnen. Die Zahl-Ueberlegenheit erlaubte ihm einen solchen Versuch, der eben so gut berechnet war, wie die andern ihm vorgeschlagenen Plane. Allein er vernachläßigte doch nicht den Feind zu umgehen und ihn von Clairfayt zu trennen. Valence wurde zu diesem Ende längs der Maas aufgestellt, und sollte mit dem achtzehntausend Mann starken Ardennen Heere von Givet nach Namur und Lüttich ziehen. D'Harville hatte Befehl sich mit zwölftausend Mann zwischen dem großen Heere und Valence zu bewegen, um den Feind noch näher zu umgehen. Dieses waren Dumouriez's Anstalten zu seiner Rechten; auf seinem linken Flügel sollte Labourdonnaie von Lille aus die ganze flandrische Seeküste durchziehen, und sich aller Plätze am Meere bemächtigen. In Antwerpen angekommen sollte er längs der holländischen Gränze hinziehen, und bei Roermonde wieder auf die Maas treffen. So war also Belgien rings umschlossen; Dumouriez stand mit vierzigtausend Mann im Mittelpunkte, und wollte die Feinde an jedem Punkte, wo sie widerstehen sollten, niederwerfen.

Voll Ungeduld, den Feldzug zu eröffnen, und die weitaussehende Bahn zu betreten, welche ihm seine glühende Einbildungskraft eröffnete, drang Dumouriez auf beschleunigte Ankunft der Heerbedürfnisse, die man ihm in Paris versprochen hatte, und welche am 25sten hätten in Valen-

ciennes abgeliefert seyn sollen. Servan hatte das Kriegs-Ministerium verlassen, und statt der Verwirrung einer Verwaltung den minder unruhigen Befehl über ein Beobachtungsheer vorgezogen. Er ließ seinen Kopf und seine Gesundheit sich im Lager an den Pyrenaen erholen. Roland hatte seinen Nachfolger Pache vorgeschlagen, einen einfachen, unterrichteten, arbeitsamen Mann, der früher Frankreich verlassen hatte, um in der Schweitz zu leben, zur Zeit der Umwälzung zurückgekommen war, einen vom Marschall von Castrie erhaltenen Ruhegehalt zurückgegeben, und sich seitdem in der Canzlei des Ministeriums des Innern durch einen seltenen Geist und Fleiß ausgezeichnet hatte. Er nahm ein Stück Brod in die Tasche, und verließ das Ministerium nicht einmal um zu speisen, sondern arbeitete den ganzen Tag und hatte Roland durch seinen Eifer und seine Sitten sehr eingenommen. Servan hatte ihn während seiner schwierigen Verwaltung im August und September verlangt, und Roland ihn nur sehr ungerne und nur in Betracht der Wichtigkeit der Geschafte das Kriegsministeriums abgetreten. Pache leistete in seiner neuen Stelle eben so viel, als in seiner früheren, und als das Kriegsministerium erledigt wurde, so ward er sogleich dazu vorgeschlagen, als ein zwar unbekannter allein unschätzbarer Mann, dem Gerechtigkeit und Vortheil eine rasche Laufbahn schuldig seien. Pache, sanft und gemäßigt, gehörte Jedermann und ward von Allen gerne angenommen: die Girondisten zählten natürlich auf die politische Mäßigung eines so ruhigen und verständigen Mannes, der ihnen überdieß noch sein Glück verdankte. Die Jakobiner, welche ihn voll Ergebenheit gegen sie fanden, priesen seine Bescheidenheit, die sie der angeblichen Härte und dem Stolze Rolands entgegensetzten. Dumouriez war sehr erfreut über einen Minister, der leichter zu behandeln und

seinen Ansichten geneigter schien, als die Girondisten. Er beschwerte sich aufs neue über Roland. Dieser hatte ihm im Namen des Ministerrathes einen Brief geschrieben, in dem er ihm vorwarf, seine Plane dem Ministerium aufdrängen zu wollen, und ihm um so größeres Mißtrauen zeigte, als er ihm große Talente zutraute. Roland war ein Ehrenmann, und dem, was er in dem vertrauten Briefwechsel sagte, hätte er zuerst öffentlich widersprochen. Dumouriez verkannte aber Roland's ehrliche Absicht, und beschwerte sich darüber gegen Pache, der ihn durch Schmeicheleien über das Mißtrauen seiner Amtsgenossen tröstete. So stand der neue Kriegsminister zwischen den Girondisten, den Jakobinern und Dumouriez, die Klagen der einen gegen die andern hörend, gewann er sie alle durch Worte und Ergebenheit, und ließ jeden einen Freund und Beistand hoffen.

Dumouriez schrieb der Erneuerung der Kanzlei die Verspätung der ihm versprochenen Zufuhren zu; nur die Hälfte des Schießbedarfes und der übrigen Bedürfnisse war angekommen, und er gieng vorwärts, ohne die übrigen zu erwarten, indem er Pache schrieb, er brauche durchaus dreißigtausend Paar Schuhe, fünfundzwanzigtausend Decken, Lagergeräthschaften für vierzigtausend Mann, und vorzüglich zwei Millionen baares Geld, weil er nun ein Land betrete, wo die Assignaten nicht gelten, und man alle Bedürfnisse baar bezahlen müsse. Man versprach alles, und Dumouriez fachte den Eifer seines Heeres an, ermuthigte es durch die Aussicht einer baldigen Eroberung, und brachte es so vorwärts obgleich ihm alles fehlte, was zu einem Winter-Feldzuge in einem kalten Lande nothwendig war.

Valence war durch eine Nebenbewegung auf Longwy, und durch die Entblößung an den nöthigsten Bedürfnissen,

welche erst im November ankamen, aufgehalten worden, und mußte daher Clairfayt ungehindert aus dem Luxemburgischen nach Belgien ziehen und sich, zwölftausend Mann stark mit Herzog Albert vereinigen lassen. Dumouriez gab daher seinen Plan, sich Valence's zu bedienen für den Augenblick auf, zog die Abtheilung von d'Harville an sich, und zwischen Quarouble und Quiévrain durchbrechend beeilte er sich das feindliche Heer zu erreichen. Herzog Albert hatte, getreu dem österreichischen Systeme, seine Truppen von Tournay bis Mons aufgestellt, und obgleich er dreißigtausend Mann unter seinem Befehle hatte, so standen doch höchstens zwanzigtausend bei Mons unter ihm. Dumouriez drängte ihn, kam am 3ten vor der Mühle von Boussu an, und befahl seiner Vorhut, unter dem Befehl des tapferen Beurnonville, den Feind von der Höhe zu werfen. Der Angriff gelang anfänglich, allein wurde später abgeschlagen, und die französische Vorhut zum Rückzuge gezwungen. Dumouriez sah die Nothwendigkeit ein, sich nicht gleich im Anfange zurückdrängen zu lassen, unterstützte daher Beurnonville, nahm auch alle feindlichen Stellungen weg, und befand sich am 5ten dem österreichischen Heere gegenüber, welches auf den Höhen von Mons verschanzt stand.

Auf diesen Höhen, welche im Halbkreise vorwärts der Stadt liegen, sind drei Dörfer, Jemmapes, Cuesmes und Berthaimont. Die Oesterreicher hatten den unklugen Entschluß gefaßt, sich hier angreifen zu lassen, und sich daher schon seit langer Zeit verschanzt. Clairfayt hielt Jemmapes und Cuesmes besetzt, weiterhin lagerte Beaulieu oberhalb Berthaimont. Steile Abhänge, Holzungen, Verhaue, vierzehn Schanzen, eine furchtbare in mehreren Reihen übereinander aufgestellte Artillerie vertheidigten die Stellung, und machten jede Annäherung beinahe unmöglich.

Tyroler Jäger waren in dem Walde am Fuße der Höhen. Die Reuterei stand zwischen den Hügeln, und namentlich in der Kluft zwischen Jemmapes und Cuesmes, und war in Bereitschaft gegen die französischen Heerhaufen loszubrechen, wenn sie durch das Feuer der Batterien in Verwirrung gebracht seyn würden.

Gegenüber von diesem stark verschanzten Lager stellte sich Dumouriez auf. Er ließ sein Heer eine halbkreisförmige Stellung einnehmen. General d'Harville, welcher am Abend des 5ten zum Hauptheere gestossen war, sollte auf dem äußersten linken Flügel operiren. Gleich am frühen Morgen des 6ten sollte er sich bemühen Beaulieu zu umgehen, und die Höhen hinter Mons, den einzigen Rückzugsweg der Oesterreicher, einzunehmen. Beurnonville bildete den rechten Flügel des zum eigentlichen Angriffe bestimmten Heeres, und hatte Befehl auf das Dorf Cuesmes loszugehen. Der Herzog von Chartres, welcher als General im Heere diente, sollte mit der Mitte Jemmapes von vorn angreifen und zu gleicher Zeit sich bemühen in die Kluft zwischen Jemmapes und Cuesmes einzudringen. General Ferrand, dem der Befehl des linken Flügels anvertraut war, hatte Auftrag, durch ein kleines Dorf Namens Quaregnon zu ziehen und Jemmapes von der Seite anzugreifen. Alle diese Angriffe sollten in Bataillons-Kolonnen vorgenommen werden; die Reuterei war hinten und auf den Seiten zur Unterstützung bereitgehalten, das Geschütz so aufgestellt, daß es die Schanzen von der Seite bestrich, und das Feuer derselben zum Schweigen bringen konnte. Ein Rückhalt von Fußvolk und von Reuterei wartete den Erfolg hinter dem kleinen Bache Vame ab.

In der Nacht vom 5ten auf den 6ten schlug General Beaulieu vor, die Verschanzungen zu verlassen, mit dem Bajonette auf die Franzosen zu stürzen, und sie durch ei-

nen unerwarteten mächtigen Ueberfall in Unordnung zu bringen. Dieser kühne Vorschlag wurde nicht angenommen, und den 6ten um acht Uhr Morgens standen die Franzosen in Schlachtordnung, voll Muth und Hoffnung, obgleich in einem mörderischen Feuer und vor beinahe unübersteiglichen Schanzen. Sechzigtausend Mann bedeckten das Schlachtfeld und hundert Feuerschlünde donnerten auf beiden Seiten.

Das Feuer aus dem groben Geschütze fieng mit Tagesanbruch an, Dumouriez befahl den Generalen Ferrand und Beurnonville den Angriff auf den beiden Flügeln zu eröffnen, während er in der Mitte den günstigen Augenblick abwarten wollte, und d'Harville, durch Umgehung der Stellungen Beaulieu's den Feinden den Rückzug abscheiden sollte. Ferrand grief ohne Nachdruck an, und Beurnonville konnte das feindliche Feuer nicht zum Stillschweigen bringen. Es war eilf Uhr, und noch war der Feind noch nicht genug auf den Flügeln gedrängt, um ihn von vorne angreifen zu können. Da schickte Dumouriez seinen getreuen Thouvenot nach dem linken Flügel, um dort die Entscheidung zu betreiben. Thouvenot machte einer unnützen Kanonade ein Ende, drang rasch durch Quaregnon vor, umgieng Jemmapes, und stürmte nun mit gefälltem Bajonette die Höhen in der Flanke der Oesterreicher. Als Dumouriez von dieser Bewegung hörte, entschloß er sich zum Front-Angriffe, und gieng mit der Mitte gerade gegen Jemmapes vor. Er ließ sein Fußvolk in Schlachthaufen vorrücken, und stellte Dragoner und Husaren auf, um die Kluft zwischen Jemmapes und Cuesmes zu schliessen, aus welcher die feindliche Reuterei hervorbrechen wollte. Die Truppen setzten sich in Bewegung und durchschritten ohne zu wanken das dazwischenliegende Feld. Allein als eine Brigade die österreichische Reuterei

hervorbrechen sah, schwankte, wich sie, und entblößte die Seite der Kolonnen. Bei diesem Anblicke eilt der junge Baptiste Renard, Bedienter von Dumouriez, auf den Anführer der Brigade los, macht ihm Vorwürfe wegen seiner Schwäche, und führt die Brigade wieder gegen die Kluft. In der ganzen Mitte hatte sich ein gewisses Schwanken gezeigt, und die Bataillone kamen im feindlichen Feuer in Unordnung. Da warf sich der Herzog von Chartres in die Reihen, stellte sie her, bildete ein Bataillon, welches er das von Jemmapes nannte, und führte es kühn gegen den Feind. So wurde die Schlacht wieder geordnet, allein immer noch widerstand Clairfayt, obgleich von der Seite und von vorne gefaßt, mit Heldenmuth.

Dumouriez sah alle diese Bewegungen, war ungewiß über ihren Erfolg, und eilte nun zum rechten Flügel, wo das Gefecht ungeachtet der Bemühungen Beurnonville's immer noch unentschieden war. Seine Absicht war, den Angriff schnell zu entscheiden, oder seinen rechten Flügel zurückzunehmen, und sich desselben zu einer Deckung der Mitte zu bedienen, wenn ein Rückzug nöthig seyn sollte.

Beurnonville hatte vergebliche Stürme auf das Dorf Cuesme gewagt, und er war schon im Begriffe sich zurückzuziehen, als Dampierre, welcher einen der Angriffspunkte unter sich hatte, sich mit einigen Kompagnieen kühn in eine der Schanzen stürzte. Dumouriez kam gerade an, als Dampierre diesen tapferen Versuch machte; er fand den Rest seiner Truppen ohne Anführer, einem mörderischen Feuer ausgesetzt, und unentschlossen, während die kaiserlichen Husaren sich zu einem Angriffe rüsteten. Es waren die Bataillone, welche Dumouriez im Lager an der Maulde so sehr an sich gekettet hatte; er sprach ihnen Muth ein, und stellte sie gegen die feindliche Reuterei auf. Eine allgemeine Salve auf wenige Schritte hielt sie auf, und die

zur rechten Zeit einhauenden Husaren von Berchini trieben sie vollends in die Flucht. Nun stellte sich Dumouriez an die Spitze der Truppen, stimmte mit ihnen den Marseiller Marsch an, stürzte sich auf die Schanzen, warf alles vor sich nieder und erstürmte das Dorf Cuesmes.

Kaum war dieses gethan, so eilte Dumouriez mit verhängtem Zügel und von einigen Schwadronen begleitet, zu seiner Mitte zurück, für die er noch immer besorgt war. Allein unter Wegs begegnete er dem jungen Herzog von Montpensier, der ihn von dem Siege der Mitte benachrichtigte, welcher hauptsächlich seinem Bruder, dem Herzoge von Chartres, verdankt wurde. Da Jemmapes auf diese Art von vornen und von der Seite angegriffen, Cuesmes aber genommen war, so konnte Clairfayt sich nicht länger halten, sondern mußte sich zurückziehen. Er verließ also das Schlachtfeld nach einem schönen Widerstande, und überließ Dumouriez einen heiß bestrittenen Sieg. Es war zwei Uhr; die Truppen waren ermattet, und verlangten einen Augenblick Ruhe: Dumouriez gestattete sie ihnen, und machte Halt auf den Höhen von Jemmapes und Cuesmes. Er verließ sich rücksichtlich der Verfolgung des Feindes auf d'Harville, der den Auftrag hatte Berthaimont zu umgehen, und den Oesterreichern den Rückzug abzuschneiden. Allein der Befehl war undeutlich gewesen und nicht verstanden worden, d'Harville war daher gegenüber von Berthaimont stehen geblieben, und hatte die Höhen unnützerweise beschossen. Clairfayt zog sich also von Beaulieu gedeckt zurück, der gar nichts gelitten hatte, und beide zogen auf dem Wege nach Brüssel ab, den d'Harville ihnen nicht abgeschnitten hatte.

Die Schlacht hatte den Oesterreichern 1500 Gefangene, 4,500 Todte oder Verwundete gekostet, und den Franzosen ungefähr eben so viel. Dumouriez verschwieg

seinen Verlust und gestand nur einige hundert Mann ein. Man hat ihm vorgeworfen, daß er den Angriff in der Mitte und auf dem linken Flügel erzwungen habe, anstatt den Feind rechts zu umgehen, und ihn von hinten anzugreifen. Er hatte den Gedanken gehabt bei dem an d'Harville erlassenen Befehle, allein zu wenig Gewicht darauf gelegt. Seine Lebhaftigkeit, welche ihn oft am Nachdenken hinderte, und die Absicht ein glanzendes Gefecht zu liefern, ließ ihn bei Jemmapes und im ganzen Feldzuge einen Front-Angriff vorziehen. Uebrigens hatte er das Verdienst, daß er voll Geistesgegenwart und Muth mitten im Feuer seine Soldaten vorwärts geführt, und ihnen einen Heldenmuth mitgetheilt hatte. Diese Schlacht machte einen unbegreiflichen Lärmen. Der Sieg bei Jemmapes verbreitete mit Blitzesschnelle eine neue Freude über ganz Frankreich, und neues Erstaunen über ganz Europa. Ueberall sprach man von dem kaltblütigen Aushalten des furchtbaren Feuers, von dem muthigen Erstürmen der Schanzen; man übertrieb sowohl die Gefahr als den Sieg, und ganz Europa erkannte von neuem bei den Franzosen die Möglichkeit an, eine förmliche Schlacht zu gewinnen.

Alle aufrichtigen Freiheitsfreunde in Paris hatten eine große Freude über diese Nachricht, und bereiteten große Feste vor. Dumouriez's Bedienter, der junge Baptist Renaud, wurde dem Convente vorgestellt, und von ihm mit einer Bürgerkrone und einer Offiziersstelle belohnt. Die Girondisten feierten den Sieg des Feldherrn aus Vaterlandsliebe und aus Gerechtigkeitsgefühl mit. Auch die Jakobiner freuten sich, obgleich er ihnen verdächtig war, darüber, weil der Triumph der Revolution ihnen am Herzen lag. Nur Marat allein warf allen Franzosen ihre Blindheit vor, behauptete Dumouriez habe rück-

sichtlich seines Verlustes gelogen, weil man einen Berg nicht mit so geringer Einbuße erstürme; er habe weder Gepäcke noch Geschütze genommen, die Oesterreicher ziehen ruhig ab; das sei mehr ein Rückzug als eine Flucht, und Dumouriez hätte dem Feinde ganz anders zusetzen können; mit dieser Scharfsichtigkeit verband er eine abscheuliche Verläumdung, er sagte nämlich, der Angriff sei nur unternommen worden, um die braven Pariser Bataillone aufzuopfern; der Convent, die Jakobiner, alle Franzosen seien mit ihrer voreiligen Bewunderung nur Schwindelköpfe, er hingegen werde Dumouriez nur dann für einen guten Feldherrn erklären, wenn ganz Belgien unterworfen, und nicht Ein Oesterreicher daraus entkommen seyn werde; und nur dann für einen ächten Vaterlandsfreund, wenn Belgien ganz in Umwälzungszustand versetzt und befreit seyn würde. „Ihr Franzosen setzt Euch durch Eure Geneigtheit zum Bewundern immer der Gefahr aus, sehr bald von Eurer guten Meinung zurückkommen zu müssen. Eines Tages verurtheilt ihr Montesquiou: ihr erfahret, daß er Savoyen erobert habe, und nun beklatscht ihr ihn; ihr verurtheilt ihn aufs neue und macht Euch zum allgemeinen Gespötte durch diesen Wankelmuth. Ich meines Theils bin immer mißtrauisch, und klage immer an, und die Nachtheile dieser Neigung sind ohne Vergleich weniger unangenehm als die der entgegengesetzten, denn nie wird dadurch das Wohl des Vaterlandes in Gefahr gesetzt. Ich kann allerdings dadurch zu einer falschen Ansicht über Einzelne gebracht werden, allein, in Betrachtung der Verdorbenheit unserer Zeit und der zahllosen Menge von solchen, welche jeder Freiheit aus Erziehung, aus Grundsätzen und aus Vortheil feind sind, ist tausend gegen eines zu wetten, daß ich mich nicht täusche, wenn ich alle zusammen für Schurken und Schelme

halte, die zu allem fähig sind. Ich bin also tausendmal weniger der Gefahr ausgesetzt, mich rücksichtlich der öffentlichen Beamten zu täuschen; und während das verderbliche Vertrauen, welches man in sie setzt, ihnen erlaubt mit eben so viel Sicherheit als Frechheit sich gegen das Vaterland zu verschwören, würde ein solches ewiges Mißtrauen ihnen nicht erlauben einen Schritt zu thun, bei dem sie nicht zittern müßten entdeckt und bestraft zu werden *)."

Die Schlacht bei Jemmapes öffnete den Franzosen die Niederlande; allein große Schwierigkeiten hielten itzt Dumouriez auf, und zwei sonderbare Scenen entrollen sich vor unseren Augen: die eine zeigt uns, wie die französische Revolution sich in dem eroberten Lande Mühe giebt, die Revolutionen der benachbarten Länder zu beschleunigen, und sich dieselben ähnlich zu machen; die andere dagegen, wie die Pöbelherrschaft sich der Heer-Verwaltung bemächtigt, und sie in Unordnung bringt unter dem Vorwande sie zu reinigen.

In Belgien waren mehrere Partheien: die erste derselben, nämlich die für die österreichische Herrschaft, bestand nur in dem von Dumouriez geschlagenen Heere; die zweite, bestehend aus der ganzen Nation, Adel, Geistlichkeit, Beamten und Volk, verwarf einstimmig eine fremde Herrschaft und wollte die Unabhängigkeit des belgischen Volkes; allein diese Parthei zerfiel wieder in zwei Unterabtheilungen: der Adel, die Geistlichkeit und die Bevorrechteten aller Art wollten die alten Stände, die alten Einrichtungen, die Abtheilungen der Provinzen und der Classen, mit Einem Worte Alles beibehalten, nur die österreichische Oberherrschaft nicht; sie hatten einen Theil

*) Journal de la république française Nr. 43, 12ten Nov. 1792.

des noch sehr abergläubischen und sehr an den Priestern hängenden Volkes für sich: die belgischen Demagogen oder Jakobiner dagegen wollten eine vollständige Umwälzung und eine Oberherrschaft des Volkes. Sie verlangten die unbedingteste Gleichheit, wie sie in Frankreich war. So nahm also jeder von der Revolution das an, was ihm gefiel; die Bevorrechteten wollten ihren alten Zustand; das Volk die Herrschaft der Menge.

Unter diesen verschiedenen Partheien mußte Dumouriez nach seinen Neigungen die Mitte halten. Er bekampfte Oesterreich, tadelte die Ansprüche der Bevorrechteten, allein wollte doch keineswegs die Pariser Jakobiner nach Brüssel bringen, um da Chabots und Marats zu erwecken. Seine Absicht war daher, die alte Einrichtung des Landes beizubehalten, und nur das daran zu ändern, was zu sehr an das Lehenwesen erinnerte. Der aufgeklärte Theil der Bevölkerung war für ihn; allein es war schwer sie zur Einigkeit zu bringen, wegen der geringen Verbindung der Städte und Dörfer unter sich, und überdieß hätte man sie durch die Bildung zu einer Versammlung der Gefahr ausgesetzt, von der überspannten Parthei besiegt zu werden. Uebrigens dachte Dumouriez an eine Verbindung Belgiens mit Frankreich, sei es durch eine Vereinigung, sei es durch ein Bündniß, um so das französische Gebiet abzurunden. Vorzüglich hätte er gerne den Betrügereien gesteuert, die unermeßlichen Hülfsquellen des Landes für die Kriegsführung sich erhalten, und keine Classe mißvergnügt gemacht, um sein Heer keinem Aufstande auszusetzen. Vorzüglich wollte er die Geistlichkeit wegen ihres großen Einflusses auf das Volk schonen. Er wollte mit Einem Worte Sachen, deren Unmöglichkeit bei Staatsumwälzungen die Erfahrung bewiesen hat, und auf deren Erlangung man sogleich verzichten muß, hätte man

auch noch so viele Talente als Feldherr und Staatsmann. Später werden wir auf die Entwicklung seiner Plane zurückkommen.

Bei seinem Einmarsche versprach er in einer öffentlichen Bekanntmachung das Eigenthum, die persönliche Freiheit und die Unabhängigkeit achten zu wollen. Er befahl, alles solle im bisherigen Zustande bleiben, die Beamten ihre Stellen beibehalten, die Abgaben fortbezahlt, und sogleich Wahlversammlungen gebildet werden, damit ein National-Convent ernannt würde, der über Belgiens Schicksal zu bestimmen hätte.

Außerdem hatte er aber mit noch viel bedeutenderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gründe der Staatsklugheit, des öffentlichen Wohles, der Menschlichkeit konnten ihm in Belgien eine vernünftige Staatsumwälzung wünschenswerth machen, allein er mußte seinem Heere Unterhalt verschaffen, und dieß gieng ihn persönlich an. Er war Feldherr und mußte vor allem siegen. Dazu bedurfte er aber Mannszucht und Hülfsquellen. Er befand sich in der größten Verlegenheit nach seinem Einzuge in Mons, der am Morgen des 7ten unter dem allgemeinen Jubel der Brabanter, welche ihm und Dampierre eine Siegerkrone zuerkannten, statt hatte. Seine Kriegskommissare waren in Valenciennes; nichts von dem, was man ihm versprochen hatte, war angekommen. Er bedurfte Kleidungsstücke für seine halbnackten Soldaten, Lebensmittel, Pferde für sein Geschütz, ein sehr thätiges Fuhrwesen, damit er nicht dadurch bei seinem Zuge aufgehalten würde, besonders in einem Lande, wo die Wege sehr schlecht waren; endlich baares Geld, um sein Heer zu bezahlen, da man die Assignaten nicht gerne in Belgien nahm. Die Ausgewanderten hatten eine große Menge falscher verbreitet, und sie dadurch in Verruf gebracht; und überdieß nimmt kein

Volk gerne Antheil an der Finanz-Verlegenheit des anderen.

Die Raschheit, selbst Unvorsichtigkeit Dumouriez's macht glaublich, daß er nicht vom 7ten bis 11ten in Mons geblieben wäre, und den Herzog Albert sich hätte ganz ruhig zurückziehen lassen, wenn er nicht durch Verwaltungsgegenstände wäre aufgehalten worden, die seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahmen, während er sie doch allein auf die kriegerischen Unternehmungen hätte richten sollen. Er entwarf einen sehr gut ausgedachten Plan, nämlich den, selbst mit den Belgiern Verträge über Lebensmittel, Futter und sonstige Bedürfnisse abzuschliessen. Dieß war in manchfacher Hinsicht das Vortheilhafteste. Die zu verzehrenden Gegenstände waren an Ort und Stelle und es war also keine Verzögerung zu fürchten. Solche Aufkäufe mußten den Belgiern die Anwesenheit des französischen Heeres sehr erwünscht machen. Wenn man die Verkäufer mit Assignaten bezahlte, so war es der eigene Vortheil derselben, dieselben in Umlauf zu bringen, und man ersparte sich also das immer gehäßige Mittel den Umlauf derselben zu erzwingen. Dumouriez hatte noch einen andern Plan, bei der Geistlichkeit unter der Gewährleistung von Frankreich ein Anlehen zu machen. Dieses hätte ihm baares Geld geliefert, und obgleich im Augenblick lästig für die Geistlichkeit, mußte es doch dieselbe über die Erhaltung ihrer persönlichen Stellung und ihrer Güter beruhigen, weil man sich mit ihr in Unterhandlung einließ. Da endlich Frankreich das Recht hatte von Belgien Entschädigung für die Kosten eines Befreiungskrieges zu fordern, so hätte man diese Entschädigungs-Gelder zur Heimzahlung des Anlehens verwendet, der Krieg wäre auf diese Art bezahlt gewesen, und Dumouriez hätte sich, wie er versprochen hatte, auf Unkosten Belgiens erhalten, ohne das-

selbe auszuziehen und in Verwirrung zu setzen. Allein das waren alles nur Plane eines talentvollen Mannes; bei einer Umwalzung aber muß ein talentvoller Mann eine entscheidende Parthei ergreifen; entweder muß er die nothwendig erfolgenden Unordnungen und Gewalthatigkeiten voraussehen und sich zurückziehen; oder muß er sich dieselben gefallen lassen und auch gewalthatig werden, um dem Vaterlande an der Spitze des Staates oder des Heeres ferner hin nützen zu können. Noch Niemand war so ganz uneigennützig, um die erstere Parthei zu ergreifen; es hat aber Einen Mann gegeben, welcher in Verfolgung des zweiten Systemes sich groß zeigte, und sich dabei rein zu erhalten wußte; es ist Der, welcher im Wohlfahrts-Ausschusse sitzend keinen Antheil an dessen politischen Handlungen nahm, sondern den Sieg organisirte, was immer erlaubt und unter jeder Art von Regierung lobenswerth ist *).

Dumouriez hatte sich zu seinen Verträgen und andern Finanz-Geschäften des Kriegs-Commissars Malus bedient, dem er sehr wohl wollte, weil er Verstand und Thatigkeit bei ihm gefunden hatte, und sich um die allenfallsigen Betrügereien desselben nicht bekümmerte, und dann noch eines gewissen d'Espagnac, der früher ein lüderlicher Abbé und einer der geistreichsten Wüstlinge des alten Hofes gewesen war; einer jener Leute, welche alles mit Leichtigkeit und Gefalligkeit betrieben, und überall sich einen zweideutigen Ruf verschafften. Dumouriez schickte ihn an das Ministerium, um demselben seine Plane auseinander zu setzen, und die Genehmigung der von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten zu erwirken. Er hatte schon Ursache genug zum Mißtrauen gegen sich gegeben durch seine Willkühr

*) Carnot.

in Verwaltungssachen, und seine Mäßigung rücksichtlich der belgischen Staatsveränderung, und es war unvorsichtig, daß er sich noch weiter durch eine Verbindung mit solchen Leuten aussetzte, die entweder schon verdächtig waren, oder es bald werden mußten. Unglücklicherweise erhob sich noch gerade damals ein allgemeines Geschrei gegen die alten Verwaltungsstellen, welche mit lauter Schelmen und Aristokraten besetzt seien.

Nachdem Dumouriez so für den Unterhalt seiner Soldaten gesorgt hatte, beschleunigte er Labourdonnaye's Marsch. Dieser war immer zurückgeblieben, war erst sehr spät in Tournay eingerückt und beschäftigte sich hier mit Veranstaltung von Auftritten, welche der Jakobiner würdig wären, und mit der Erhebung einer starken Brandschatzung. Dumouriez befahl ihm schnell nach Gent und der Schelde zu ziehen, um Antwerpen zu nehmen, und dann seinen Weg bis zur Maas fortzusetzen. Valence, der endlich, durch Hindernisse gegen seinen Willen bisher aufgehalten, in die Linie eingerückt war, erhielt Befehl am 13ten oder 14ten in Nivelles zu seyn. Dumouriez, welcher glaubte, daß der Herzog von Sachsen-Teschen sich hinter den Kanal von Wilworden zurückziehen wolle, gab Valence den Auftrag den Kanal durch den Wald von Soignies zu umgehen, und den Herzog beim Uebergang über die Dyle zu empfangen.

Am 11ten gieng er endlich von Mons ab, und stieß am folgenden Tage auf das feindliche Heer, welches sich in guter Ordnung und sehr langsam zurückzog. Ein schlechtes Heerfuhrwesen hielt ihn so auf, daß er nicht zeitig genug ankommen konnte, um den bisher erlittenen Aufenthalt am Feinde zu rächen. Am 13ten gerieth er, nur von einer geringen Vorhut begleitet, in Anderlecht mitten unter die Feinde, und wäre beinahe gefangen ge-

nommen worden; allein er entwickelte mit seiner gewöhnlichen Kühnheit und Geschicklichkeit seinen kleinen Haufen, benützte einige Stücke Geschütz mit vieler Schlauigkeit, und brachte so den Oesterreichern die Meinung bei, daß er mit seinem ganzen Heere ihnen gegenüber stehe. Er hielt sie auf diese Art so lange zurück, bis seine Truppen herbeieilen und ihn befreien konnten.

Am 14ten zog er in Brüssel ein, wo er aufs Neue durch Verwaltungs-Angelegenheiten aufgehalten wurde, da er weder baares Geld, noch irgend ein zum Unterhalte seines Heeres erforderliches Bedürfniß hatte. Hier erfuhr er, daß das Ministerium den von ihm abgeschlossenen Verträgen seine Zustimmung versagt habe, und daß alle ehemaligen Militär-Verwaltungs-Behörden durch eine neue, den Ankaufs-Ausschuß ersetzt worden seien. Dieser Ausschuß allein sollte künftig für die Heere aufkaufen können, und die Feldherren sollten durchaus sich nicht darein mischen dürfen. Es war dieß der Anfang einer Umwälzung der Verwaltung, wodurch diese auf lange Zeit in die vollständigste Unordnung kam.

Diejenigen Verwaltungszweige, welche besondere Kenntnisse oder eine lange Erfahrung voraussetzen, sind gewöhnlich die letzten, in welche die neue Ordnung der Dinge eindringt, weil sie den Ehrgeitz weniger reitzen, und weil die Nothwendigkeit brauchbare Arbeiter in denselben beizubehalten sie vor Aenderungswuth schützt. So hatte man beinahe gar keine Aenderungen in den Generalstäben, in den gelehrten Waffen, in den verschiedenen Ministerial-Kanzleien, in der Lebensmittel-Verwaltung, und namentlich in der Marine vorgenommen, weil diese derjenige Theil des Kriegswesens ist, welcher die meisten speciellen Kenntnisse erfordert. Auch schrie man deßhalb gegen die vielen Aristokraten, welche in diesen Corps seien, und machte

dem Ministerrathe Vorwürfe, daß er sie nicht neu besetze. Am meisten wurde gegen die Lebensmittel-Verwaltung gelarmt. Den Lieferanten wurden gerechte Vorwürfe gemacht, weil sie aus Gewerbs-Neigung, und um aus der Unordnung des Augenblickes Vortheil zu ziehen, übertriebene Preise verlangten, ganz schlechte Gegenstande liefersten, und den Staat mit einer ins Unglaubliche gehenden Frechheit bestahlen. Sie hatten einen unerbittlichen Feind an dem Abgeordneten Cambon von Montpellier. Als ein großer Freund von Finanz-Geschaften und Gegenstanden der Staatswirthschafslehre hatte er sich einen großen Einfluß auf die Berathungen über solche Gegenstande verschafft, und genoß hierin das unbegränzte Vertrauen der Versammlung. Obgleich ein sehr bestimmter Anhanger der Volksherrschaft donnerte er beständig gegen die Verschleuderungen des Stadtrathes, und setzte dadurch die in Erstaunen, welche nicht begreifen konnten, daß er als Finanzmann Unordnungen verfolge, die er als Jakobiner vielleicht entschuldigt hätte. Mit noch mehr Eifer zog er gegen die Lieferanten zu Felde und verfolgte sie mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters. Alle Tage zeigte er neue Betrügereien an, verlangte ihre Abstellung und die ganze Versammlung war immer seiner Meinung; die ehrlichen Leute wollten die Schurken bestrafen, die Jakobiner wollten die Aristokraten verfolgen, und die Schelmen sich Stellen eröffnen.

Man kam also auf den Einfall, einen Ausschuß von wenigen Mitgliedern zu ernennen, der alle Bedürfnisse der Republik aufzukaufen hätte. Man glaubte, daß dieser einzige und verantwortliche Ausschuß dem Staate die Betrügereien der vielen einzelnen Lieferanten ersparen, und als einziger Käufer die Preise nicht mehr durch die Concurrenz steigern werde, wie dieses geschah, wenn jedes Mini-

sterium, jedes Heer für sich allein sorgte. Diese Einrichtung wurde mit Beistimmung aller Minister getroffen, und namentlich war Cambon ihr größter Beförderer, weil die Einfachheit derselben ihm gefiel. Man erklärte also Dumouriez, daß er keine Lieferungs-Verträge mehr abschliessen dürfe, und man befahl ihm, die schon abgeschlossenen wieder aufzuheben. Man hob sogar die Kassen der Verwalter auf, und trieb die Strenge so weit, daß man im Schatze Schwierigkeiten machte, einem belgischen Kaufmann einen, auf eine Quittung von Dumouriez, für das Heer gemachten Vorschuß wieder zu bezahlen.

Diese Anordnung in der Verwaltung der Lebensmittel traf unglücklicherweise mit Umständen zusammen, welche die Folgen derselben sehr unangenehm machten. Servan hatte während seines Ministeriums für die ersten Bedürfnisse der eiligst in der Champagne versammelten Truppen zu sorgen, und er hatte sich viele Mühe gegeben der Noth des ersten Augenblickes abzuhelfen. Allein nach dem Feldzuge in der Argonne waren die mit so vieler Mühe zusammengebrachten Vorräthe erschöpft; die Freiwilligen, welche mit einem einzigen Rocke ausgezogen waren, waren nun beinahe nackt, und man mußte jedes Heer ganz vollständig aufs neue ausrüsten, und zwar mußte dieses im Winter und während eines schnellen Vorrückens geschehen. Servan's Nachfolger Pache hatte somit ein ungeheures Geschäft übernommen; und unglücklicherweise hatte er bei vielem Geist und Fleiß einen schwachen und nachgiebigen Charakter, der ihn zur Gefälligkeit gegen Jedermann, namentlich gegen die Jakobiner stimmte, und ihn daher hinderte irgend Jemand zu befehlen und einer großen Verwaltung den gehörigen Nachdruck zu geben. Faßt man nun die dringenden unermeßlichen Bedürfnisse, die Hindernisse der Jahreszeit, die Nothwendigkeit der Eile,

die Schwäche eines neuen Ministeriums, die allgemeine Unordnung im Staate, und besonders die Umwalzung in der Verwaltung zusammen, so begreift man leicht die Verwirrung des Augenblicks, die schlechte Versorgung der Heere, die bittere Klage derselben, und die heftigen Vorwürfe der Feldherren gegen die Minister.

Bei der Nachricht von dieser Veränderung in der Heer-Verwaltung gerieth Dumouriez in den heftigsten Zorn. Er fürchtete sein Heer werde, bis die neue Einrichtung im Gange seie, aus Mangel zu Grunde gehen, wenn man die von ihm abgeschlossenen Lieferungs-Verträge nicht halte. Er übernahm es daher, dieselben aufrecht zu erhalten, und befahl Malus, Despagnac und einem Dritten, Namens Petit-Jean auf seine Verantwortlichkeit fortzufahren. Zu gleicher Zeit schrieb er an den Minister in einem stolzen Tone, der ihn den mißtrauischen und mit seiner revolutionären Lauheit und seiner Gerechtigkeit in der Verwaltung mißvergnügten Freiheitsmännern noch mehr verdächtig machen mußte. Er erklärte, daß er, wenn er länger dienen solle, verlange, daß man ihm allein die Sorge für die Bedürfnisse seines Heeres überlasse; er behauptete der Aufkauf-Ausschuß sei eine unsinnige Einrichtung, weil er mit vieler Mühe und von weit her das herführen lasse, was man leicht an Ort und Stelle finden könne; diese Zufuhren verursachen unendlichen Zeitverlust und Aufwand, und während dieser Zeit gehen die Heere aus Hunger, Kälte und Elend zu Grunde; die Belgier werden alle Freude an der Anwesenheit der Franzosen verlieren und den Umlauf der Assignaten nicht mehr befördern; Betrügereien der Lieferanten werden nach wie vor statt finden, weil die Leichtigkeit den Staat hierbei zu bestehlen immer Diebe machen werde; auch seien die Mitglieder des Ausschusses durch nichts verhindert selbst Antheil an den Lie-

ferungen zu nehmen, wenn es ihnen schon vom Gesetze verboten sei; es sei also dieses alles nur eine Träumerei, die, wenn sie nicht ganz nutzlos ausfalle, in jedem Falle doch eine sehr verderbliche augenblickliche Unterbrechung in die Versorgung der Heere bringen müsse. Dumouriez wurde gegen den Aufkauf-Ausschuß am meisten dadurch aufgebracht, daß er unter den Mitgliedern desselben Creaturen des Finanzministers Clavière sah, und er das Ganze für eine Folge des Mißtrauens der Girondisten gegen ihn hielt. Allein hierin täuschte er sich, die Einrichtung war von allen Seiten gutgeheißen und es lag ihr keine Parthei-Absicht zu Grunde.

Wäre Pache ein vaterlandsliebender und fester Minister gewesen, so hätte er gesucht, den Feldherrn zufrieden zu stellen, um ihn dem Staate zu erhalten. Er hätte also sollen die Forderungen desselben untersuchen, sehen was daran richtig sei, und dieses bewilligen, das Uebrige aber verwerfen, und alles mit Kraft und Ansehen betreiben, damit Händel, Vorwürfe und Unordnungen vermieden würden. Allein Pache war hiervon entfernt, über die Girondisten aufgebracht, weil sie ihm Schwäche Schuld gaben, ließ er den General, die Girondisten und den Convent sich unter einander streiten. Im Ministerrathe theilte er die unbesonnenen Briefe Dumouriez's mit, in denen sich dieser über das Mißtrauen der Girondisten-Minister beklagte; dem Convente theilte er das befehlshaberische Verlangen Dumouriez's mit, und sein Entlassungsgesuch im Falle einer abschlägigen Antwort. Die Girondisten, der Convent, die Jakobiner, kurz Alle waren je auf ihre Art durch den Stolz Dumouriez's beleidigt. Cambon donnerte gegen Malus, Despagnac und Petit-Jean; führte die Bedingungen ihrer Lieferungs-Verträge an, die freilich sehr hoch gespannt waren; erzählte den ausschwei-

fenden Aufwand Despagnac's, die früheren Betrügereien Petit-Jean's, und wirkte gegen alle drei einen Beschluß der Versammlung aus. Er behauptete Dumouriez sei von schlechten Leuten umringt, von denen man ihn befreien müsse; er vertheidigte den Aufkauf-Ausschuß als eine sehr lobenswerthe Einrichtung; wenn man die Bedürfnisse an Ort und Stelle kaufe, so beraube man die französischen Arbeiter ihres Verdienstes und setze sich den Unruhen ihres Müßigganges aus; was die Assignaten betreffe, so bedürfe es gar keines Kunstgriffes um ihnen Umlauf zu verschaffen; der General habe Unrecht, daß er ihre Annahme nicht befehle und überhaupt die ganze Revolution mit ihrer Verwaltung, ihren Grundsätzen und ihrem Gelde nach Belgien verpflanze; die Belgier müssen die Vortheile und die Nachtheile der ihnen geschenkten Freiheit tragen. In dem Convente sprach man von Dumouriez nur als wenn er von seinen Umgebungen getäuscht worden sei; allein bei den Jakobinern und in Marat's Blatt hieß es ganz ohne Umschweife, er stecke mit ihnen unter der Decke und theile ihren Gewinn, obgleich man hiervon gar keinen Beweis hatte, als das häufige Beispiel des Feldherrn.

Dumouriez mußte also seine Kriegs-Kommissäre ausliefern, und man erwies ihm die Beschimpfung sie trotz seiner gegentheiligen Versicherung zu verhaften. Pache schrieb ihm mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth, man werde sein Verlangen untersuchen, seinen Bedürfnissen abhelfen, und der Aufkauf-Ausschuß werde deßhalb beträchtliche Käufe abschließen; er kündigte ihm zugleich den Abgang von vielen Bedürfnissen an, was nicht wahr war. Dumouriez, welcher nichts erhielt, beklagte sich ohne Unterlaß, so daß man, wenn man die Briefe des Ministers liest, glauben möchte, es sei Ueberfluß an Allem, und wenn man die des Feldherrn sieht, einen gänzlichen Man-

gel vorausſetzen muß. Dumouriez nahm ſeine Zuflucht zu Auskunftsmitteln, zu Anleihen von den Kapiteln der Kirchen; er lebte von einem mit Malus abgeſchloſſenen Vertrage, den man ihm der Dringlichkeit wegen beizubehalten erlaubt hatte, und wurde auf dieſe Art wieder vom 14ten bis zum 19ten in Brüſſel aufgehalten.

In dieſer Zeit hatte Stengel mit der Vorhut Mecheln genommen, eine ſehr wichtige Erwerbung wegen der Menge Kriegsbedürfniſſe und Waffen aller Art, welche dieſe Stadt, das Zeughaus Belgien's, enthielt. Labourdonnaye war am 18ten in Antwerpen eingerückt, errichtete Clubs, machte die Belgier durch ſeine Beförderung der Volksunruhen mißvergnügt, und vernachläßigte darüber die Belagerung des Schloſſes. Dumouriez konnte ſich nicht länger einen Unterbefehlshaber gefallen laſſen, der ſich ganz mit Clubs und gar nicht mit dem Kriege beſchäftigte, und erſetzte ihn durch Miranda, einen Peruaner voll Muth, der zur Zeit der Umwälzung nach Frankreich gekommen, und durch Pétion's Freundſchaft zu hohen Stellen erhoben worden war. Labourdonnaye kehrte in das Nord-Departement zurück, und entflammte den Eifer der Jakobiner gegen Cäſar Dumouriez, wie man den General zu nennen anfieng.

Der Feind hatte ſich zuerſt hinter dem Kanal von Wilworden ſetzen und mit Antwerpen in Verbindung bleiben wollen. Er machte alſo denſelben Fehler wie Dumouriez, nämlich ſich der Schelde zu nähern anſtatt an die Maas zu eilen, was ſie beide hätten thun ſollen, der eine um ſich zurückzuziehen, der andere um den Rückzug zu hindern. Clairfayt, welcher den Befehl übernommen hatte, fühlte endlich die Nothwendigkeit, ſchnell wieder über die Maas zu ſetzen, und Antwerpen ſeinem Schickſale zu überlaſſen; Dumouriez zog nun Valence von Nivelles nach

Namur zurück, um es zu belagern, und begieng den grossen Fehler, sich nicht längs der Maas aufzustellen, und den Oesterreichern den Rückzug zu versperren: wäre das Vertheidigungs-Heer vernichtet worden, so hätte der Platz von selbst fallen müssen. Allein das neue strategische System entwickelte sich langsam, und Dumouriez ließ es hier, wie in so vielen Fällen, an ruhiger Ueberlegung fehlen. Er gieng am 19ten von Brüssel ab, kam am 20sten durch Löwen; am 22sten erreichte er den Feind bei Tirlemont und tödtete ihm drei- bis vierhundert Mann. Hier wurde er wieder durch gänzlichen Mangel aufgehalten und konnte erst am 26sten wieder aufbrechen; am 27sten kam er vor Lüttich an, und hatte bei Caroux ein sehr heftiges Gefecht mit der feindlichen Nachhut zu bestehen. Der General Starai, welcher sie befehligte, vertheidigte sich muthig und erhielt eine tödliche Wunde; am 28sten endlich zog Dumouriez in Lüttich ein, wo er von dem sehr freisinnig gestimmten Volke mit Jubel aufgenommen wurde. Miranda hatte am 29sten das Schloß von Antwerpen genommen, und konnte nun, wenn er bis Roermonde marschirte, ganz Belgien umkreisen. Valence nahm am 2ten December Namur ein. Clairfayt zog sich gegen die Roër und Beaulieu gegen Luxemburg zurück.

Itzt war ganz Belgien bis an die Maas erobert; allein nun blieb noch das Land bis an den Rhein zu erobern übrig, und hier erwarteten Dumouriez große Schwierigkeiten. Entweder wegen der schwierigen Wege, oder wegen der Nachläßigkeit der Verwaltung kam Nichts bei seinem Heere an, und obgleich in Valenciennes große Vorräthe aufgehäuft waren, so konnte man an der Maas nichts erhalten. Pache hatte, um den Jakobinern gefällig zu seyn, ihnen seine Bureau's geöffnet, und nun war hier die vollendetste Verwirrung. Die Geschäfte wurden

vernachläßigt, aus Unachtsamkeit die widersprechendsten Befehle ertheilt; die Heer-Beforgung wurde dadurch ganz unmöglich, und während das Ministerium glaubte, alle Zufuhren seien angelangt, war auch nicht Eine zu sehen. Die Errichtung des Aufkauf-Ausschusses hatte die Verwirrung noch vermehrt. Der neue Kriegskommissair Ronsin, welcher an Malus und Despagnac's Stelle ernannt wurde, hatte sich durch eine gegen die letztern gerichtete Anklage in die schlimmste Lage versetzt. Sehr schlecht beim Heere aufgenommen war er über das von ihm übernommene Geschäfte in Bestürzung gerathen, und hatte auf Dumouriez's Befehl, und gegen die neuen Befehle, den Aufkauf an Ort und Stelle fortgesetzt. Dadurch erhielt das Heer Brod und Fleisch; allein an Kleidung, an Fuhrwesen, an Futter und an baarem Gelde fehlte es gänzlich; alle Pferde fielen aus Hunger. Noch ein anderes Uebel schwächte das Heer, nämlich das häufige Ausreissen. Die Freiwilligen, welche in der ersten Begeisterung in die Champagne geeilt waren, wurden, seitdem die größte Gefahr vorübergegangen war, nach und nach sehr kühl; außerdem schlugen ihnen die Entbehrungen aller Art nicht zu, und sie entwichen daher in ganzen Haufen. Das Corps von Dumouriez allein hatte ihrer zehntausend verloren, und verlor täglich noch mehr. Die Aushebungen in Belgien, auf die man sich Hoffnung gemacht hatte, kamen nicht zu Stande, weil es beinahe unmöglich war, einen regelmäßigen Zustand der Dinge in einem Lande einzuführen, in welchem weder die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung, noch die verschiedenen Provinzen sich im mindesten mit einander verstanden. Lüttich war ganz für die Umwälzung, allein Brabant und Flandern sahen mit großem Mißtrauen das Aufstreben der Jakobiner in den Clubs, welche man in Antwerpen, Gent, Brüssel u. s. w.

zu errichten versucht hatte. Ebenso liebte das Volk die Franzosen nicht, welche mit Assignaten bezahlen wollten; nirgends wollte man dieses Papiergeld nehmen, und Dumouriez weigerte sich, ihm einen Zwangs-Umlauf zu geben. Auf diese Art befand sich das Heer, obgleich siegreich und erobernd, in einer sehr üblen Lage wegen Mangels an Lebensmitteln, wegen des häufigen Ausreissens und wegen der ungewissen, beinahe feindseligen Stimmung der Einwohner. Der Convent, auf der einen Seite von den stolzen Klagen des Feldherrn, auf der andern Seite von den bescheidenen aber festen Versicherungen des Ministers bestürmt, beschloß vier Abgeordnete aus seiner Mitte abzusenden, damit sie sich mit eigenen Augen von dem Zustande der Dinge versicherten. Diese vier Abgeordneten waren Danton, Camus, Lacroix und Gossuin.

Während Dumouriez im November Belgien bis an die Maas eroberte, wurde Custine, der immer noch in der Gegend von Mainz und Frankfurt umherzog, von den Preußen bedroht, welche an der Lahn heraufkamen. Custine hätte gewünscht, daß sich der ganze Krieg auf seine Seite zöge, um bei seinen tollen Einfällen in Deutschland im Rücken gedeckt zu seyn. Deßwegen beklagte er sich ohne Unterlaß über Dumouriez, daß er nicht in Köln, und über Kellermann, daß er nicht in Koblenz ankomme. Die Schwierigkeiten, welche sich einem schnelleren Vorrücken Dumouriez's entgegenstellten, haben wir so eben gesehen; und um Kellermann's Vorgehen möglich zu machen, hätte Custine seine Streifzüge, welche nur bei den Jakobinern und in den Zeitungen Lärm machten, aufgeben, sich auf dem linken Rheinufer halten, Mainz befestigen und selbst nach Koblenz rücken müssen. Allein er wollte, daß Andere in seinem Rücken Alles thäten, um die Ehre zu haben angriffsweise in Deutschland zu ver-

fahren. Der Ministerrath ließ sich durch seine Vorstellungen und Klagen bewegen, Kellermann zurückzurufen und ihn durch Beurnonville zu ersetzen, und gab diesem Befehl Trier zu erobern, da doch das Jahr schon sehr weit vorgerückt, und das Land sehr schwierig zu besetzen war. Dazu hatte es immer blos Ein gutes Mittel gegeben, nämlich gleich Anfangs, zwischen Trier und Luxemburg durch, nach Koblenz zu ziehen, während Custine ebendahin den Rhein herunter käme. Dann hätte man die von ihrer Niederlage in der Champagne noch erschöpften Preußen vernichtet, und Dumouriez die Hand geboten, der in Köln seyn konnte, oder ihm wenigstens die Ankunft dahin erleichtert. Auf diese Art mußte Trier und Luxemburg, die man nicht mit Gewalt nehmen konnte, durch Hunger und aus Mangel an Unterstützung von selbst fallen. Allein da Custine seine Streifzüge in der Wetterau fortsetzte, und das Mosel-Heer in seinen Standquartieren blieb, so war es am Ende Novembers nicht mehr Zeit, auf diesem Wege Custine zu Hülfe gegen die wieder neugestärkten Preußen zu kommen, welche am Rheine hinauf zogen. Beurnonville machte diese Gründe geltend; allein man hatte angefangen der Eroberungslust zu genießen, man wollte den Kurfürsten von Trier wegen seines Betragens gegen Frankreich bestrafen, und Beurnonville erhielt den bestimmten Befehl zu einem Angriffe, den er nun auch mit so vielem Eifer unternahm, als wenn er sein eigener Plan wäre. Nach einigen glänzenden und blutigen Gefechten mußte er aber denselben aufgeben, und sich nach Lothringen zurückziehen. In dieser Lage sah Custine freilich die Gefahr für sich ein, allein er wollte nicht durch einen Rückzug die Verwegenheit und Unhaltbarkeit seiner Eroberungen eingestehen, und blieb daher stehen, obgleich er nicht die mindeste vernünftige Hoffnung auf Erfolg haben konnte.

Er hatte nach Frankfurt eine Besatzung von 2400 Mann gelegt, und obgleich dieselben in einer großen offenen Stadt, und bei einer durch ungerechte Brandschatzungen aufgebrachten Bevölkerung durchaus unzureichend war, so befahl er doch ihrem Befehlshaber sich zu halten; er selbst stellte sich bei Ober-Ysel und vor Homburg auf, und stellte eine lächerliche Festigkeit und Verwegenheit zur Schau. So standen hier die Sachen am Ende Novembers und Anfange Decembers.

Am Rhein selbst war noch gar nichts vorgenommen worden. Beim Alpenheere hatte Montesquiou, der zu gleicher Zeit Genf und den französischen Ministerrath zur Vernunft bringen wollte, sich genöthigt gesehen auszuwandern. Er war angeklagt worden, der Ehre Frankreichs dadurch zu nahe getreten zu seyn, daß er in einen Vertragsvorschlage einen Artikel habe einrücken lassen, dem zufolge das französische Heer sich zurückziehen müsse, und vornämlich, daß er diesen Punkt wirklich vollzogen habe. Der Convent schleuderte einen Anklage-Beschluß gegen ihn und er flüchtete nach Genf. Allein seine Mäßigung hatte doch gesiegt, denn wahrend man ihn verfolgte, unterhandelte man mit Genf auf die von ihm gelegte Grundlage hin; die Berner zogen sich zurück, die Franzosen lagerten sich auf der vertragsmäßigen Gränze, die wichtige Neutralität der Schweitz war Frankreich erhalten, und eine seiner Gränzen auf mehrere Jahre geschützt. Dieser wichtige Dienst wurde durch Clavière's Einflüsterungen und aus einem Emporkömmlings-Stolze, entstanden aus den Tags zuvor erfochtenen Siegen, ganz mißkannt.

In der Gravschaft Nizza wurde die Stellung von Sospello, welche die Piemonteser auf einen Augenblick erobert hatten, wieder muthig erstürmt und ihnen ein beträchtlicher Verlust beigefügt. Man verdankte dieses Ge-

neral Brunet's Geschicklichkeit. Die im Mittelmeere herrschende Flotte segelte nach Genua, nach Neapel, wo ein Zweig des Bourbonischen Hauses herrschte, in die übrigen italiänischen Seehäven, und nöthigte überall zur Anerkennung der französischen Republik. In Neapel erzwang man diese Anerkennung durch eine Beschießung, und die Flotte kam stolz auf ihre Erfolge zurück. An den Pyrenäen war gänzliche Unthätigkeit, und Servan hatte, aus Mangel an Hülfsmitteln, die größte Mühe das Beobachtungsheer zusammenzuziehen. Ungeachtet die ungeheuren Ausgaben von 180 bis 200 Millionen monatlich waren doch die Heere an den Alpen, an den Pyrenäen und an der Mosel in dem größten Elend, wegen der Verwirrung, welche in der Kriegsverwaltung und in dem Kriegsministerium herrschte; trotz dieses Elendes hatten sie aber doch den ganzen Stolz von Siegern. Die durch den Sieg bei Jemmapes, durch die Eroberung Frankenthals, die Besetzung Savoyen's und Nizzas und die schnelle Umwandlung der Meinung von Europa Aufgeregten glaubten schon das Krachen der zusammenstürzenden Königreiche zu hören, und wähnten, alle Völker werden die Throne umstürzen und Freistaaten bilden: „Ach wenn es wahr wäre, rief bei Gelegenheit der Vereinigung Piemont's mit Frankreich ein Mitglied des Jakobiner-Clubs, wenn es wahr wäre, daß der Tag des Erwachens für die Völker angebrochen wäre; wenn es wahr wäre, daß der nahe Sturz aller Throne eine Folge der Siege unserer Heere und des Revolutions-Vulkanes wäre; wenn es wahr wäre, daß endlich die republikanischen Tugenden die Welt rächten an den gekrönten Lastern; daß jedes Land eine freie Verfassung sich gäbe, je nachdem die Natur ihm einen größeren oder kleineren Umfang angewiesen hat, und daß ein außerordentlicher Ausschuß aus allen diesen National-Conventen mitten auf dem Erdballe

einen allgemeinen Convent bildete, der ohne Unterlaß für die Erhaltung der Menschenrechte, der allgemeinen Handelsfreiheit, und des Weltfriedens wachte! — — — *)."

In jener Zeit erfuhr der Convent einige Bedrückungen des Herzogs von Zweibrücken gegen mehrere seiner Unterthanen, und faßte in einem Augenblicke der Begeisterung folgenden Beschluß:

„Der National-Convent erklärt, daß er allen Völkern, welche ihre Freiheit erlangen wollen, Bruderschaft und Hülfe verspricht; und befiehlt der ausübenden Gewalt den Feldherren der französischen Heere den Auftrag zu geben, alle wegen der Freiheit leidenden Bürger zu unterstützen.

„Der National-Convent befiehlt den Feldherren der französischen Heere den gegenwärtigen Beschluß an allen Orten, welche die Waffen der Republik erobern werden, drucken und anschlagen zu lassen.

„Paris, den 19ten November 1792."

---

*) Rede von Milhaud, Abgeordneten von Cantal, gehalten im Jakobiner-Club im November 1792.

Verurtheilung Ludwigs XVI.

Das Verfahren gegen Ludwig XVI. sollte endlich eröffnet werden, und die Partheien wollten dabei ihre Kräfte messen, um ihre gegenseitigen Absichten zu entdecken und ein bestimmtes Urtheil über einander zu fällen. Vorzüglich gab man genau Achtung auf die Girondisten, um die mindeste Regung von Mitleiden dazu zu benützen, sie der Neigung für das Königthum anzuklagen.

Die Parthei der Jakobiner, welche in Ludwig XVI. die königliche Würde im allgemeinen verfolgte, hatte zwar allerdings Fortschritte gemacht, allein doch stand ihr in Paris, und noch mehr im übrigen Frankreich eine mächtige Widerspruchsparthei entgegen. Sie herrschten in der Hauptstadt durch ihren Club, durch den Stadtrath, durch die Sectionen, allein die Mittel-Classe ermuthigte sich wieder und setzte ihnen noch einigen Widerstand entgegen. Da Pétion die Mairie ausgeschlagen hatte, so hatte der Arzt Chambon eine große Stimmenmehrheit erhalten, und hatte nur ungerne eine Stelle angetreten, die seinem gemäßigten und nichts weniger als ehrgeitzigen Charakter durchaus nicht zusagte. Die Wahl bewies, welchen Einfluß selbst in Paris der Bürgerstand noch hatte. Im übrigen Frankreich war derselbe noch weit bedeutender. Die Grundbesitzer, die Kaufleute, der ganze Mittelstand mit Einem Wort, hatte die Gemeinderäthe, die Departements-Verwaltungen, die Volksgesellschaften noch nicht verlassen, und schickte der Mehrheit des Conventes Zu-

schriften, welche sich im Sinne der Mäßigung und der Gesetze aussprachen. Viele der affiliirten Jakobiner-Clubs tadelten die Mutter-Gesellschaft, und verlangten sehr bestimmt von ihr die Ausschließung Marat's, einige sogar die von Robespierre.

Aus den Departements der Rhone-Mündungen, des Calvados, von Finistère, der Gironde eilten neue Verbündeten herbei, welche wie am 10ten August dem Beschlusse des Conventes zuvorkamen.

Die Jakobiner hatten die Heere noch nicht in ihrer Gewalt; die Generalstäbe und die militärische Organisation wiesen sie noch immer zurück. Doch hatten sie eines der Ministerien, das des Krieges, im Besitze. Pache hatte es ihnen aus Schwäche eröffnet, und alle seine ehemaligen Unter-Beamten durch Mitglieder des Clubs ersetzt. Man dutzte sich in seinen Kanzleien, kam im schmutzigsten Aufzuge hin, man machte Anträge, es befanden sich eine Menge verheuratheter Priester daselbst; welche Audouin, Pache's Schwiegersohn, selbst ein verheuratheter Priester, dahin gebracht hatte. Einer der Vorstände des Ministeriums war Hassenfratz, ein Metzer, der seine Vaterstadt wegen Bankbruches verlassen hatte, und durch einen heftigen volksthümlichen Eifer zu hohen Stellen gelangt war, wie so viele andere mehr. Man veränderte alle Heer-Verwaltungszweige, und füllte sie, und so viel wie möglich auch die Heere selbst, mit neuen Menschen und einer neuen Meinung. Daher kam es dann auch, daß Pache der Abgott der Jakobiner war, während sie Roland tödtlich haßten. Man lobte die Sanftmuth, die Bescheidenheit, die großen Talente des ersteren, und setzte sie Rolands Strenge entgegen, welche man Stolz nannte. Roland hatte auch wirklich die Jakobiner durchaus nicht in sein Ministerium zugelassen. Er erfüllte die ungeheuren Geschäfte seines Amtes mit

seltener Kraft; er gieng die Berichte der Behörden durch, schränkte diejenigen auf ihren Wirkungskreis ein, welche ihn überschritten, erhielt die öffentliche Ruhe, beobachtete die Volksgesellschaften, sorgte für die Lebensmittel, schützte den Handel und das Eigenthum, mit Einem Worte er hielt dies ganze innere Staatsleben aufrecht. Täglich klagte er den Stadtrath an, schränkte seine Ueberschreitung der Amtsbefugnisse, seine Verschwendungen, seine Absendung von Abordnungen ein; fieng seinen, so wie den Briefwechsel der Jakobiner auf, und unterschob ihren tollen Briefen gemäßigte, welche überall die beste Wirkung hervorbrachten. Er wachte über alle Güter von Ausgewanderten, welche dem Staate anheimgefallen waren, gab sich um die Versorgung mit Lebensmitteln viele Mühe, unterdrückte die daher rührenden Unordnungen, und vervielfachte sich gleichsam um den Umwälzungs-Leidenschaften das Gesetz, wo er konnte die Gewalt, entgegenzustellen. Hieraus erklärt sich der Unterschied, den die Jakobiner zwischen Pache und Roland machten; die Familien der beiden Minister trugen noch bei, die Verschiedenheit recht merklich zu machen. Die Frau und die Töchter Pache's giengen in die Clubs und Sectionen; man sah sie selbst in den Kasernen der Verbündeten, welche man für die Jakobiner gewinnen wollte; sie unterschieden sich durch einen gemeinen Jakobinismus von der artigen und stolzen Frau Rolands, welche von den glänzenden und verhaßten Rednern umgeben war.

Pache und Roland waren also die beiden Häupter der Partheien im Ministerrathe. Der Finanzminister Clavière war zwar wegen seines Jähzornes oft mit allen seinen Amtsgenossen gespannt, allein kehrte immer wieder zu Roland zurück, wenn er besänftigt war. Lebrun war schwach, allein durch seine Kenntnisse mit den Girondisten

verbunden, arbeitete viel mit Brissot, und die Jakobiner, welche diesen einen Intrigant nannten, behaupteten er habe die ganze Regierung in seiner Hand, weil er Lebrun in seiner Leitung der diplomatischen Geschäfte helfe. Garat betrachtete die Partheien von einer metaphysischen Höhe, begnügte sich damit, sie zu beurtheilen, und glaubte sich nicht verbunden, mit ihnen zu streiten. Er schien zu glauben, daß er nicht gehalten sei, die Girondisten zu unterstützen, weil er Fehler bei ihnen erkannte, und gab seine Schwache für die ächte Weisheit aus. Allein die Jakobiner nahmen die Neutralität eines so ausgezeichneten Kopfes als einen bedeutenden Vortheil an, und belohnten ihn mit einigen Lobsprüchen. Monge, ein trockener, den moralischen Theorien der Girondisten abgeneigter Mathematiker, fand mehr Sicherheit dabei, sich an Pache anzuschließen, überließ, wie er, seine Kanzleien den Jakobinern, und ohne daß er seine Wohlthäter auf eine gleich niedrige Weise verläugnet hätte, theilte er sich doch in das Lob der Bescheidenheit und des Fleisses.

Die Jakobiner hatten somit zwei Anhänger an Pache und Monge, einen gleichgültigen Metaphysiker an Garat, allein einen unerbittlichen Gegner an Roland, der von Clavière und Lebrun unterstützt, manchmal seine Amtsgenossen aus einem Gefühl der Schande auf seine Seite brachte, so daß die Jakobiner, welche das Staatsruder noch nicht in Händen hatten, überall schrieen, nur ein König sei weniger in der neuen Regierung, allein davon abgesehen, seien noch die alte Zwingherrschaft, die nämlichen heimlichen Umtriebe, dieselben Verräthereien. Sie sagten, erst dann werde die Umwälzung vollendet und unumstößlich seyn, wenn der im Tempel sitzende heimliche Urheber aller dieser Anschläge, [illegible]s dieses Widerstandes vernichtet seyn werde.

So waren im Augenblicke der Eröffnung des Gerichtes über Ludwig XVI. die Lage der Sache und die verhältnißmäßige Stärke der Partheien. Der König bewohnte mit seiner Familie den großen Thurm des Tempels. Da der Gemeinderath die bewaffnete Macht und die Polizei der Hauptstadt unter sich hatte, so war ihm auch die Aufsicht auf den Tempel übertragen; und seiner mißtrauischen, unruhigen, ungroßmüthigen Gewalt war die unglückliche Familie unterworfen. Sie war von einer Art Menschen bewacht, welche viel niedriger stand als die Convents-Glieder, und konnte also weder auf die Mäßigung noch auf die Rücksichten rechnen, welche Erziehung und feine Sitten immer für das Unglück einflößen. Zuerst war sie in den kleinen Thurm, allein später in den großen gesetzt worden, weil die Bewachung desselben leichter und sicherer vorgenommen werden konnte. Der König hatte ein Stockwerk inne, die Prinzessinnen mit den Kindern ein anderes. Den Tag über durften sie die traurige Gefangenschaft mit einander theilen. Ein einziger Bedienter hatte Erlaubniß erhalten sie in das Gefängniß zu begleiten, es war der getreue Cléry, welcher dem Mordstahle am 10ten August entgangen, und nach Paris zurückgekehrt war, um denen im Unglück zu dienen, welchen er einst im Glanze ihrer Allmacht gedient hatte. Er stand mit Tagesanbruch auf, und verdoppelte seine Bemühungen, um seiner Herrschaft die zahlreiche Dienerschaft zu ersetzen, von der sie sonst umgeben gewesen war. Man frühstückte um 9 Uhr in des Königes Zimmer. Um 10 Uhr kam die ganze Familie bei der Königin zusammen. Ludwig XVI. beschäftigte sich dann mit der Erziehung seines Sohnes; er ließ ihn einige Verse von Racine oder Corneille auswendig lernen, dann gab er ihm den ersten Unterricht in der Geographie, welche Wissenschaft er selbst mit vielem

Eifer und Erfolg betrieben hatte. Die Königin unterrichtete ihre Tochter, und dann arbeitete sie mit ihrer Schwester an einer Stickerei. Um 1 Uhr wurde, wenn es schön Wetter war, die ganze Familie in den Garten geführt, um freie Luft zu schöpfen, und einen kleinen Spatziergang zu machen. Mehrere Gemeinde-Beamte und Wache habende Offiziere begleiten sie, und bald fanden sie menschliche und gerührte, bald harte und abstossende Gefährten. Ungebildete Menschen sind nicht großherzig, und sie verzeihen der Größe nicht, sobald sie gefallen ist. Man denke sich rohe Handwerker als Herren über diese Familie, deren Gewalt erduldet und deren Verschwendung befördert zu haben sie sich vorwarfen, und man wird begreifen, daß sie sich oft die gemeinsten Beleidigungen erlaubten. Oft mußte der König und die Königin niedrige und grausame Reden hören, und sie fanden an den Mauern der Gänge und der Höfe Ausdrücke von dem Haß, welchen die alte Regierung erweckt hatte, den aber weder der König noch seine Gemahlin verdienten. Manchmal fanden sie Erleichterung in heimlich zugeflüsterten Ausdrücken von Antheil, und sie setzten diese Spatziergänge ihrer Kinder wegen fort, weil diesen Bewegung nothwendig war. Wenn sie so den Hof des Tempels durchschritten, erblickten sie an den Fenstern der anliegenden Häuser eine Menge alter Unterthanen, welche ihre Liebe beibehalten hatten, und herbeiströmten, um den engen Raum zu betrachten, in welchen der abgesetzte König eingeschlossen war. Um zwei Uhr hörte der Spatziergang auf, und man setzte sich zu Tische. Nach Tisch ruhte der König eine Zeit lang, und während er schlummerte arbeitete seine Gemahlin, seine Schwester und seine Tochter in der Stille, und Clery übte den jungen Prinzen in einem andern Zimmer in jugendlichen Spielen. Dann las man gemeinschaftlich, speiste zu Nacht, und

Jedes zog sich nach einem traurigen Abschiede in sein Zimmer zurück; nie verließen sie sich ohne immer neuen Schmerz. Der König las noch einige Stunden lang; Montesquieu, Buffon, Hume, Thomas-â-Kempis, einige lateinische und italiänische Klassiker machten seine gewöhnliche Unterhaltung. Er las ungefähr zweihundert und fünfzig Bande während seines Aufenthaltes im Tempel.

So war das Leben des Monarchen in seiner unglücklichen Gefangenschaft. In das Privatleben übergetreten hatte er alle seine Tugenden wieder gefunden, und sich der Achtung jedes Redlichen würdig gemacht. Selbst seine Feinde würden, wenn sie ihn so ruhig, so einfach, so rein gesehen hätten, sich einer unwillkührlichen Regung nicht haben erwehren können, und würden wegen der Tugenden des Menschen, die Fehler des Fürsten vergeben haben.

Der äußerst mißtrauische Stadtrath wendete die beschränktesten Vorsichtsmaasregeln an. Mehrere Gemeinde-Beamte verloren alle Mitglieder der königlichen Familie nie aus dem Auge, und nur während des Entkleidens ließen sie sich auf einen Augenblick durch eine geschlossene Thüre trennen. Dann stellten sie ein Bette queer vor die Thüre jedes Zimmers und schliefen darin. Santerre machte täglich mit seinem Generalstabe einen Besuch im Tempel und stattete einen regelmäßigen Bericht darüber ab. Die wachehabenden Gemeinde-Beamten bildeten eine Art von ständigem Rathe, welcher in einem Saale des Thurms sich versammelte, seine Befehle gab, und alle Forderungen der Gefangenen beantwortete. Zuerst hatte man Federn, Tinte und Papier im Gefängnisse gelassen; allein bald nahm man es weg so wie alle schneidenden Werkzeuge, als Tisch-, Rasier-, Feder-Messer, Scheeren, und man stellte die sorgfältigsten und beleidigendsten Durchsuchungen an, um ein allenfalls verstecktes Werkzeug dieser Art zu

entdecken. Es war dieses ein großes Leiden für die Gefangenen, weil sie nun ihre Nähe-Arbeiten nicht fortsetzen, ihre Kleidungen nicht mehr ausbessern konnten, die in einem schlechten Zustande waren, da sie seit ihrer Gefangensetzung nicht erneuert worden waren. Bei der Plünderung des Schlosses, war beinahe alles, was zum persönlichen Dienste der königlichen Familie diente, zerstört worden. Die Gemahlin des englischen Gesandten schickte der Königin Wäsche, und der Gemeinderath ließ, auf Anfordern des Königes, für die ganze Familie verfertigen. Allein weder der König noch die Königin verlangten Kleidung, die sie sonst ohne Zweifel erhalten hätten. Im September hatte man ihnen 2000 Franken Geld zu ihren kleinen Ausgaben gegeben, allein später verweigerte man neuen Zuschuß, weil man Mißbrauch fürchtete. Eine Summe wurde dem Tempel-Ausschuß übergeben, und man kaufte die von den Gefangenen verlangten Gegenstände.

Man muß die Fehler nicht vergrößern, und glauben, daß die Wächter der königlichen Familie eine so niederträchtige Gemeinheit mit dem wüthendsten Fanatismus verbunden hätten, um sie unwürdigen Beschränkungen in der Absicht zu unterwerfen, daß sie ihre zerstörte Größe desto schmerzlicher fühlen sollte. Nur Mißtrauen war Schuld an gewissen Weigerungen. Während man zum Beispiele aus Furcht vor Verschwörungen und heimlichem Briefwechsel nur Einen Diener im Innern des Tempels gestattete, waren sehr zahlreiche Bedienten zur Bereitung der Lebensmittel bestimmt. Dreizehn Küchenbeamten waren in der Küche, welche nicht weit von dem Hofe war. Die Berichte über die Ausgaben des Tempels, in denen der größte Anstand beobachtet ist, wo die Gefangenen mit Auszeichnung erwähnt werden, wo die Mäßigkeit derselben gerühmt, und namentlich Ludwig XVI. von dem niedrigen

Vorwurfe, den Wein zu sehr zu lieben, ganz freigesprochen wird; diese ganz unverdächtigen Berichte geben die Ausgaben für die Tafel während zweier Monate auf 28,745 Livres an. Während dreizehn Bediente in der Küche beschäftigt waren, durfte nur Einer in das Innere, um mit Cléry bei der Tafel zu bedienen. Und dieser, den Cléry zu gewinnen wußte, war es, durch den die Neuigkeiten manchmal hereinkamen. Man hatte den unglücklichen Gefangenen die Ereignisse immer verborgen. Die Gemeinde-Beamten theilten ihnen nur die Zeitungen mit, welche von den Siegen der Republik Nachricht gaben, und ihnen somit alle Hoffnung raubten.

Cléry erfand ein Mittel, sie immer auf dem Laufenden zu erhalten, das ziemlich guten Erfolg hatte. Durch die Verbindung, welche er außerhalb des Gefängnisses sich zu verschaffen wußte, hatte er einen öffentlichen Ausrufer aussuchen und bezahlen lassen, der unter dem Vorwande Zeitungen zu verkaufen, sich unter die Fenster des Tempels stellte, und den hauptsächlichsten Inhalt mit lauter Stimme ausrief. Cléry, welcher über die Stunde übereingekommen war, stellte sich an dieses Fenster, hörte zu und benachrichtigte den König Abends, indem er die Bettvorhänge zuzog und sich zu ihm neigte, von dem Gehörten.

Die Ausschüsse hatten endlich ihre Arbeiten über das gegen Ludwig XVI. zu beobachtende Verfahren beendigt. Dufriche-Valazé erstattete einen Bericht über die dem Könige gemachten Vorwürfe, und über die Belege für dieselben. Dieser Bericht war zu lange, um ganz verlesen werden zu können, wurde daher gedruckt und den Mitgliedern des Conventes mitgetheilt. Am 7ten November übergab Maille im Namen des Gesetzgebungs-Ausschusses ei-

nen Bericht über die wichtigen Fragen, zu dem das Verfahren Anlaß gab:

Kann Ludwig XVI. gerichtet werden?

Welcher Gerichtshof hat das Urtheil zu fällen?

Diese beiden Fragen mußten alle Partheien in Bewegung bringen. Der Druck des Berichtes wurde sogleich verordnet. Er wurde in alle Sprachen übersetzt, in grosser Anzahl ausgetheilt, und war bald in ganz Frankreich und Europa bekannt. Die Berathung wurde auf den 13ten ausgesetzt, obgleich Billaud-Varennes verlangte, die Versetzung in Anklagestand solle durch Zuruf beschlossen werden.

Itzt sollte der letzte Kampf geliefert werden zwischen den Ideen der verfassunggebenden Versammlung und denen des Conventes; und der Kampf mußte desto heftiger seyn, da das Leben oder der Tod eines Königes von ihm abhieng. Die verfassunggebende Versammlung war volksthümlich aus Grundsätzen, königlichgesinnt aus Neigung gewesen. Während sie also den Staat zu einer Republik umbildete, so bewahrte sie der königlichen Gewalt aus einem Ueberreste von Schonung und Anhänglichkeit alle die Rechte auf, welche man ihr gemeiniglich nach den Grundsätzen eines regelmäßigen Lehenstaates einräumt. Erblichkeit, ausübende Gewalt, Theilnahme an der Gesetzgebung, und vor allem Unverletzlichkeit sind die Vorrechte, welche man den Thronen in den neueren Königreichen einräumt, und welche auch die verfassunggebende Versammlung dem regierenden Hause erhielt. Die Theilnahme an der Gesetzgebung und die ausübende Gewalt sind eines verschiedenen Umfanges fähig, und bilden auch nicht so wesentlich dieses neuere Königthum, wie die Erblichkeit und die Unverletzlichkeit. Vor diesem Rechte sichert das eine die fortwährende und naturgemäße Uebertragung der königlichen Würde, das andere schützt sie gegen jeden Eingriff auf

die Person des jemaligen Thronbesitzers; beide bilden zusammen eine ununterbrochene Fortsetzung und eine Sicherheit gegen jegliche Verantwortung. Genöthigt nur durch verantwortliche Agenten zu handeln ist der König auch nur in diesen angreifbar, und man kann sie also strafen ohne sie zu erschüttern.

Allein die verfassunggebende Versammlung war doch bewogen worden die königliche Unverletzlichkeit in etwas zu beschränken, denn die Flucht nach Varennes, und die Unternehmungen der Ausgewanderten brachten auf den Gedanken, daß ein Volk durch die Verantwortlichkeit der Minister nicht gegen alle Fehler des Fürsten geschützt sei. Sie hatte also den Fall vorgesehen, daß ein König sich an die Spitze eines feindlichen Heeres stelle, um die Staatsverfassung anzugreifen, oder daß er sich wenigstens einem solchen in seinem Namen gemachten Unternehmen nicht durch eine bestimmte Handlung (acte formel) entgegensetze. In diesen Fällen erklärte sie zwar den Monarchen nicht für strafbar nach den gewöhnlichen Gesetzen, allein für entsetzt. Man nahm an, er habe der Krone entsagt. So sagt das Gesetz wörtlich. Die Annahme der Verfassung von Seiten des Königes hatte den Verfassungs-Vertrag unwiderruflich gemacht, und die Versammlung das feierliche Versprechen eingegangen, die Person des Königes für heilig zu achten.

Dieses Versprechen bestand noch, als der Convent über das Loos Ludwigs XVI. entscheiden mußte. Allein diese neue verfassunggebende Versammlung glaubte sich durch die Einrichtungen ihrer Vorgänger eben so wenig gebunden, als diese sich durch die alten Einrichtungen des Lehenwesens gebunden erachteten. Der Umschwung der Geister war so schnell gewesen, daß die Gesetze von 1791 dem Geschlechte von 1792 eben so vernunftwidrig vorka-

men, als die des 13ten Jahrhunderts dem Geschlechte von 1789 vorgekommen waren. Der Convent glaubte also nicht durch ein Gesetz gebunden zu seyn, das er für vernunftwidrig ausgab, und erklärte sich dagegen, wie die Nationalversammlung sich gegen das Gesetz der drei Stände erklärt hatte.

Man sah also, sobald die Berathung eröffnet wurde, zwei entgegengesetzte Meinungen sich aussprechen: die einen vertheidigten die Unverletzlichkeit, die andern verwarfen sie unbedingt. Die Ideen hatten sich so geändert, daß kein Mitglied des Conventes es wagte, die Unverletzlichkeit als an und für sich nützlich zu vertheidigen, und auch ihre Anhänger vertheidigte sie nur als bestehendes Gesetz, das dem Könige einen Vortheil verschaffe, den man ihm nicht rauben könne ohne das Wort des Volkes zu brechen. Auch waren sogar nur wenige Abgeordnete, welche sie als vertragsmäßig festgesetzt betrachteten, und namentlich verwarfen die Girondisten diesen Gesichtspunkt. Allein sie hielten sich außerhalb des Streites und sahen dem Kampfe zwischen den wenigen Vertheidigern, und den zahlreichen Gegnern der Unverletzlichkeit zu.

„Vor allem, sagten die Gegner der Unverletzlichkeit, gehört zur Gültigkeit eines Vertrages, daß der welcher ihn schließt, dazu berechtigt ist. Nun ist aber die Souveränetät des Volkes unveräußerlich, und kann sich nicht für die Zukunft binden. Die Nation kann zwar durch vertragsmäßige Festsetzung der Unverletzlichkeit die ausübende Gewalt gegen die Angriffe der gesetzgebenden Gewalt geschützt haben; es ist dieses eine Vorsichtsmaasregel, deren Grund man im Systeme der verfassunggebenden Versammlung begreift; allein wenn sie den König auch gegen alle Behörden unverletzlich gemacht hat, so hat sie ihn doch nicht gegenüber von ihr selbst unverletzlich ma-

chen können, denn sie kann nie das Recht aufgeben, alles zu jeder Zeit zu thun und zu wollen; die Nation konnte also einen solchen Vertrag mit Ludwig XVI. nicht schliessen, und man kann ihr also auch denselben nicht entgegenhalten.

„Zweitens hätte der Vertrag, seine Möglichkeit itzt angenommen, doch gegenseitig seyn müssen. Nun war er es aber nie von Ludwigs XVI. Seite. Die Verfassung, auf welche er sich itzt stützt, hat er nie gewollt, er hat sich immer gegen sie verwahrt, immer daran gearbeitet sie umzustoßen, nicht nur durch Verschwörungen, sondern auch durch feindliche Heere. Mit welchem Rechte kann er sie nun für sich in Anspruch nehmen?

„Man gebe aber den Vertrag selbst als möglich und als gegenseitig zu, so muß er um gültig zu seyn, nicht sinnwidrig seyn. Darnach kann man sich noch die Unverletzlichkeit für alle öffentlichen Handlungen gefallen lassen, bei denen ein Minister die Verantwortlichkeit für den König übernehmen kann. Für dergleichen Handlungen hat man eine Gewährleistung in der Verantwortlichkeit der Minister, und die Unverletzlichkeit ist kein Widersinn, da sie nicht gleichbedeutend mit Strafloſigkeit ist. Allein wo ist der Minister, welcher heimliche Umtriebe, Einverständnisse mit dem Feinde, Verräthereien mit Einem Worte, unterzeichnete und verantwortete? Und solche Verbrechen sollen unbestraft bleiben, obgleich sie von allen die schwersten und straffälligsten sind! Das kann nicht zugegeben werden, und man muß annehmen, daß der für Verwaltungs-Handlungen nicht verantwortliche König, verantwortlich wird für heimliche und strafbare Unternehmungen gegen die öffentliche Sicherheit. So ist ein Abgeordneter, ein Gesandter unverletzlich wegen seiner Amtshandlungen, allein keineswegs wegen seines Privatlebens. Die

Unverletzlichkeit hat also ihre Gränzen, und es giebt Punkte, an denen der König unangreifbar ist. Will man vielleicht einwerfen, die Absetzung sei die gegen solche Vergehen ausgesprochene Strafe? Die bloße Entziehung der so schändlich mißbrauchten Gewalt wäre also die ganze Strafe? Das Volk, welches der König dem Feinde, der Geisel des Krieges, allem Unheil blosgestellt hat, müßte sich damit begnügen ihm zu sagen: Trete ab? das wäre keine Genugthuung, und ein Volk kann sich nicht so gegen seine eigene Ehre verfehlen, daß es ein gegen seine Freiheit und sein Bestehen begangenes Verbrechen unbestraft ließe.

„Allerdings bedarf es einer bekannten, in einem vorangehenden Gesetze ausgesprochenen Strafe, um ein Verbrechen damit zu belegen. Allein giebt es nicht die gewöhnliche Strafe gegen Verrath? Ist diese nicht dieselbe in allen Gesetzbüchern? War der König nicht durch das sittliche Gefühl aller Zeiten und aller Orte davon benachrichtigt, daß Verrath ein Verbrechen sei; und durch die Gesetzgebung aller Völker, daß dieses Verbrechen mit der Todesstrafe geahndet werde? Außer einem Strafgesetze bedarf es aber auch eines Gerichtes. Allein da ist das souveräne Volk vorhanden, welches alle Rechte in sich vereint, das zu richten eben so gut, als das, Frieden und Krieg zu erklären und Gesetze zu erlassen; es giebt keine Handlung, zu der er es in seiner Allmacht nicht fähig wäre; dieses Volk wird aber vom Convente vertreten, welcher den Auftrag hat alles für dasselbe zu thun, es zu rächen, es zu retten, ihm eine Verfassung zu geben. Der Convent kann also Ludwig XVI. richten; er hat hinreichendes Recht dazu; er ist der unabhängigste, der erhabenste Gerichtshof, den ein Angeklagter sich wählen kann; und wenn der König nicht Anhänger und Söldlinge des

Feindes anstatt Richter bedarf, so kann er keinen andern Richter sich wünschen. Er wird zwar allerdings in seinem Richter auch seinen Ankläger sehen. Allein wenn man auch bei niederern Gerichten, welche aus einzelnen und zufälligen Ursachen dem Irrthum ausgesetzt sind, die Geschäfte trennt, und man nicht diejenigen, welche die Anklage vertheidigt haben, darüber will entscheiden lassen, so sind dergleichen Vorkehrungen bei dem Nationalrathe, welcher über jede Einzeln-Vortheile und Beweggründe steht, durchaus überflüssig. Das Volk kann nicht irren, und seine Abgeordneten theilen seine Unfehlbarkeit und seine Rechte.

„Da also der Vertrag von 1791 das souveräne Volk nicht binden konnte, da derselbe nicht gegenseitig war, er außerdem eine widersinnige Bedingung in sich schloß, nämlich die den Verrath unbestraft zu lassen, so ist er gänzlich ungültig und Ludwig XVI. mag angeklagt werden. Was die Strafe betrifft, so ist sie überall dieselbe, und war von jeher bekannt. Der Gerichtshof aber besteht in dem Convente, welcher mit allen Rechten der Gesetzgebung, der Ausführung und des Richteramtes bekleidet ist."

Diese Redner verlangten also, übereinstimmend mit dem Ausschusse, daß Ludwig XVI. gerichtet, und zwar vom National-Convente gerichtet werde; daß ein Verzeichniß der ihm vorgeworfenen Verbrechen von einem dazu gewählten Ausschusse entworfen werde; daß man dem Könige Vertheidiger bewillige, und daß sogleich nach seiner Vernehmung der Convent durch einzelne Abstimmung der Mitglieder das Urtheil fälle.

Die Vertheidiger der Unverletzlichkeit ließen keinen dieser Gründe unbeantwortet, und widerlegten alle diese Schein-Beweise siegreich.

„Man behauptet, sagten sie, das Volk habe seiner Souveränetät sich nicht entäußern noch dem Recht entsagen

können, ein gegen es selbst begangenes Verbrechen zu bestrafen; die im Jahr 1791 ausgesprochene Unverletzlichkeit binde nur die gesetzgebende Versammlung, nicht aber das Volk selbst. — Allerdings ist es wahr, das die Volks-Souveränetät und das Recht die Gesetze abzuändern nicht veräußert werden kann; allein es ist auch wahr, daß sie nichts über das schon Geschehene vermag; es kann also nicht bewirken, daß das nicht ist, was ist; es kann nicht bewirken, daß die von ihm erlassenen Gesetze ungültig seien, und daß die von demselben Freigesprochenen nicht wirklich freigesprochen seien; es kann allerdings erklaren, daß in Zukunft die Könige nicht mehr unverletzlich seien, allein was die Vergangenheit betrifft, so kann es denselben die Unverletzlichkeit nicht nehmen; namentlich kann es nicht Verträge mit Dritten brechen, denen gegenüber es eben durch die Unterhandlung zum bloßen Mitvertragenden geworden ist. Die Volks-Souveränetät hat sich somit allerdings auf eine bestimmte Zeit binden können; sie hat es auch ganz und bestimmt gewollt, nicht nur für die gesetzgebenden Versammlungen, denen sie jedes gerichtliche Verfahren gegen den König untersagte, sondern auch für sich selbst, denn der staatsrechtliche Zweck der Unverletzlichkeit wäre ganz verfehlt worden, wenn die königliche Würde nicht durchaus gegen jeden Angriff sowohl von Seiten der Behörden als des Volkes selbst, wäre sicher gestellt worden.

„Was den vermeintlichen Mangel an Gegenseitigkeit des Vertrages betrifft, so ist über diesen Punkt alles unbestreitbar. Die Nicht-Erfüllung des Vertrages ist im Vertrage selbst vorgesehen. Alle Arten einer solchen Nicht-Erfüllung sind begriffen unter der schwersten von allen, dem Kriege gegen das Volk, und sie sind mit der Absetzung, das heißt der Auflösung des Vertrags zwischen dem Könige und dem Volke zu bestrafen. Der Mangel an Gegen-

seitigkeit ist also kein Grund welcher das Volk seines Versprechens der Unverletzlichkeit entbinden könnte.

„Der Vertrag war somit wirklich und bestimmt, dem Volke wie dem gesetzgebenden Körper gemeinschaftlich; der Mangel an Gegenseitigkeit ist vorgesehen worden, und kann keinen Nichtigkeitsgrund abgeben; der Vertrag war im Systeme des Königthumes keineswegs unvernünftig, und er kann also auch nicht wegen Vernunftwidrigkeit aufgelößt werden. Die Unverletzlichkeit ließ nicht, wie man behauptet hat, ein jedes Verbrechen unbestraft. Die Verantlichkeit der Minister erstreckt sich über alle Handlungen, denn ein König kann ohne Gehülfen eben so wenig sich verschwören, als er ohne dieselben regieren kann, und die öffentliche Gerechtigkeit kann immer ausgeübt werden. Diese heimlichen Verbrechen, verschieden von den Verwaltungs-Vergehen, waren überdieß mit Entsetzung bestraft, denn jeder Fehler des Königes hatte sie nach dieser Gesetzgebung zur Folge. Man hat erwiedert, eine Entsetzung sei keine Strafe, sondern nur die Entziehung eines gemißbrauchten Werkzeuges. Allein in einem Systeme, welches der Person des Königes Unverletzlichkeit zusichert, war die Strenge der Strafe nicht der Hauptpunkt; das Wesentliche war das staatsrechtliche Ergebniß, und dieses war erreicht durch Entziehung der Gewalt. Ueberdieß, ist denn die Entziehung des ersten Thrones der Welt nicht eine Strafe? Verliert man denn ohne tödtliche Schmerzen eine Krone, die man seit der Geburt trug, unter der man zwanzig Jahre angebetet wurde? Und sei es auch, daß die Strafe zu gelinde, so ist sie einmal ausdrücklich so festgesetzt. Ein zu geringer Straf-Ansatz kann aber doch kein Grund für die Ungültigkeit eines Gesetzes seyn. Es ist anerkannter Grundsatz in der Strafrechtspflege, daß alle Fehler der Gesetzgebung dem Angeschuldigten zum Besten

gereichen müssen, denn der entwaffnete Schwache soll nicht die Fehler des Starken tragen.

„Der Vertrag ist also gültig und bestimmt, er enthält nichts sinnwidriges, keine Straflosigkeit ist in demselben ausgemacht, und der Verrath findet seine Strafe. Man braucht daher seine Zuflucht nicht zum Naturrechte, zum Volke zu nehmen, da die Entsetzung durch ein früheres Gesetz schon ausgesprochen ist. Der König hat diese Strafe schon erstanden, ohne daß ein Gericht sie aussprach, nach der einzig möglichen Form, durch einen Volks-Aufstand. Er ist itzt entthront, außer aller Möglichkeit zu schaden, und Frankreich hat kein weiteres Recht mehr an ihn, Sicherheits-Maasregeln zu ergreifen. Man verbanne ihn außerhalb des Landes, man behalte ihn selbst, wenn man will, bis zum Frieden im Gefangnisse; oder man lasse ihn im Schoose des Vaterlandes und im Privatleben wieder zum Menschen werden: das allein darf, das allein kann man. Man hat also nicht nöthig ein Gericht zu errichten, seine Berechtigung zu untersuchen; der 10te August ist für Ludwig XVI. ganz vollendet; am 10ten August wurde er angeklagt, gerichtet, abgesetzt, und somit zwischen ihm und dem Volke alles abgemacht."

Dieses war die Antwort der Vertheiger der Unverletzlichkeit. Wenn man das unter Volks-Souveränetät versteht, was man damals darunter verstand, so waren ihre Gründe unbestreitbar, und alle Schlüsse des Gesetzgebungs-Ausschusses waren nur künstliche Trugschlüsse ohne Offenheit und Wahrheit.

So sprach man sich von beiden Seiten in der regelmäßigen Berathung aus. Allein aus der Steigerung der Leidenschaften entstand ein anderes System und eine andere Meinung. Bei den Jakobinern, auf dem Berge, fragte man sich schon, ob es einer Berathung, eines Ur-

theils, so vieler Umstände bedürfe, um sich eines mit den Waffen in der Hand gefangenen, das Blut seines Volkes vergiessenden Wüthrichs zu entledigen. Diese Meinung hatte einen furchtbaren Vertheidiger an dem jungen Saint-Just, einem strengen und kalten Fanatiker, der in seinem zwanzigsten Jahre eine ganz ideale bürgerliche Gesellschaft sich erdacht hatte, in welcher unbedingte Gleichheit, Einfachheit, Strenge und unbezwingliche Kraft herrschen sollten. Schon lange vor dem 10ten August hatte er über diese übernatürliche Gesellschaft nachgedacht, und er war aus Meinungs-Uebertreibung zu jenen äußersten Punkten des menschlichen Denkens gelangt, welche Robespierre nur aus Haß erreichte. Noch neu in der Umwälzung, in welche er kaum eintrat, noch fremd jedem Streite, jedem Verbrechen, jedem Fehler, hatte er sich zu der Berg-Parthei gesellt, entzückte die Jakobiner durch seine Kühnheit, überraschte den Convent durch seine Talente, ohne übrigens noch einen Anhang im Volke gefunden zu haben. Seine Gedanken wurden immer günstig aufgenommen, allein nicht immer verstanden, und machten erst dann Wirkung, wenn Robespierre sie ihm entwendete, und sie gemeiner, deutlicher und wohlklingender machte.

Er sprach nach Morisson, dem eifrigsten Vertheidiger der Unverletzlichkeit, und ohne Persönlichkeiten gegen seine Gegner anzuwenden, denn noch hatte er keine Zeit gehabt persönlich zu hassen, schien er sich nur über die Kleinlichkeit der Versammlung und über die Spitzfündigkeit der Berathung zu ärgern.

„Wie, sprach er, der Ausschuß sowohl, als seine Gegner suchen ängstlich noch Formen den ehemaligen König zu richten? Ihr gebt Euch vergeblich Mühe, den König zu einem Staatsbürger zu machen, ihn zu dieser Würde zu erheben, um Gesetze zu finden, die Ihr gegen ihn an-

wenden könnt? Ich im Gegentheile sage der König ist kein Staatsbüger; er muß als Feind gerichtet werden; wir haben ihn weniger zu richten als zu bekämpfen, und da er nicht in den Vereinigungs-Vertrag der Franzosen einbegriffen ist, so sind die Formen des gerichtlichen Verfahrens gegen ihn nicht im bürgerlichen, sondern im Völkerrechte zu suchen. —"

So sah also Saint-Just in dem Processe keine Rechts-, sondern nur eine Kriegs-Frage. —

„Einen König wie einen Staatsbürger richten! Dieses Wort wird die kalte Nachwelt in Erstaunen setzen. Richten heißt das Gesetz anwenden; ein Gesetz ist ein Verhältniß der Gerechtigkeit: welches Verhältniß der Gerechtigkeit ist aber zwischen der Menschheit und den Königen? — Das Regieren an und für sich schon ist ein Verbrechen, das nicht begnadigt werden kann, das ein Volk nur zu seiner Schande erduldet, und gegen welches jeder einzelne Mensch ein besonderes Recht hat. Man kann nicht unschuldig regieren; die Tollheit ist zu groß. Man muß eine solche Anmaßung behandeln, wie die Könige selbst eine Anmaßung ihrer vermeintlichen Rechte behandeln. Machte man Cromwel's Andenken nicht den Proceß, weil er Karls I. Rechte sich angemaßt habe? Und doch war gewiß der eine nicht unrechtmaßiger als der andere; denn wenn ein Volk feig genug ist, sich von Zwingherrn unterdrücken zu lassen, so hat der Nächste Beste ein Recht es zu unterdrücken, und die Krone ist auf dem Haupte des einen nicht heiliger nicht unverletzlicher als auf dem des andern."

Nun gieng Saint-Just zu der Frage über die Form über, und sah auch hier nichts als Fehlschlüsse, neue Irrthümer. Die Formen im Processe sind ihm nur Heuchelei; nicht durch die Art des Verfahrens rechtfertigen sich

die in der Geschichte bekannten Rache-Uebungen der Völker gegen die Könige; es ist ein Kampf der Kraft gegen die Kraft.

„Man wird eines Tages staunen, rief er, daß man im 18ten Jahrhundert weiter zurück war, als zu Cäsar's Zeit: hier wurde der Wüthrich im vollen Senate erdolcht, ohne weitere Förmlichkeiten als dreiundzwanzig Stöße, und ohne ein anderes Gesetz, als die Freiheit Rom's. Und heute macht man mit Achtung einem Manne den Proceß, welcher das Volk hinschlachtete und auf frischer That ergriffen wurde!"

Nun betrachtete er die Frage aus einem ganz andern, Ludwig XVI. nicht berührenden Gesichtspunkte, und erhob sich gegen die Spitzfündigkeit und übertriebene Freiheit der Ideen, wodurch den großen Unternehmungen nur geschadet werde. Das Leben Ludwigs XVI. ist nicht der Rede werth, der Geist seiner Richter beunruhigt ihn; der Maasstab, den sie von sich selbst geben wollen, ist ihm betrübt: „Diejenigen, welche Ludwig zu richten haben, sollen einen Freistaat gründen; wer aber einen Werth auf die gerechte Verurtheilung eines Königes legt, wird nie einen Freistaat gründen." — Seit dem Berichte hat sich eine gewisse Ungewißheit geoffenbart. Jeder betrachtet den Proceß des Königes nach seinen Einzeln-Ansichten; die einen scheinen eine Strafe ihres Muthes zu fürchten; andere haben dem Königthume nicht entsagt; wieder andere fürchten ein Beispiel von Tugend, welches ein Vereinigungs-Band wäre. —

„Wir beurtheilen uns alle mit Strenge, um nicht zu sagen mit Wuth; wir denken nur daran, die Kraft des Volkes und der Freiheit zu schwächen, den gemeinschaftlichen Feind klagt beinahe Niemand an, und Jeder sieht,

sei es aus Schwäche, sei es aus Mitschuld, die Andern an, ehe er den ersten Stoß führt!

„Bürger, wenn das Römische Volk nach sechs Jahrhunderten voll Tugend und Königshaß, wenn Großbritannien nach Cromwel's Tod, die Könige trotz seiner Kraft sich doch wieder erheben sah, was müßten die guten Bürger unter uns fürchten, wenn sie die Axt in unserer Hand zittern, das Volk in den ersten Freiheits-Tagen das Andenken an seine Fesseln achten sähen? Welchen Freistaat wollt Ihr errichten bei unsern einzelnen Streitigkeiten und gemeinschaftlichen Schwächen? — Ich werde nie aus dem Gesichte verlieren, daß der Geist, mit welchem man den König richtet, derselbe seyn wird, mit dem man den Freistaat errichtet. — Das Maas Eurer Philosophie bei dieser Verurtheilung wird auch das Maas Eurer Freiheit in der Verfassung seyn."

Doch gab es noch Abgeordnete, welche weniger überspannt als Saint-Just die Frage in einem weniger falschen Lichte betrachteten, und sich bemühten die Frage der Versammlung aus einem richtigern Gesichtspunkte zu zeigen: „Die Stellung des Königs, hatte Rouget gesagt, war nach der Verfassung von 1791 folgende: Er stand der Volks-Vertretung gegenüber, um mit ihr zu wetteifern. War es nicht natürlich, daß er sich bemühte seine verlorene Gewalt bald möglichst wieder zu erhalten? Wart nicht Ihr es, die Ihr ihm diesen Kampfplatz eröffnet, und ihn zum Ringen mit der gesetzgebenden Gewalt aufgefordert habt? Nun, in diesem Kampfe ist er besiegt worden, er liegt allein, entwaffnet zu den Füßen von fünfundzwanzig Millionen Menschen, und diese fünfundzwanzig Millionen Menschen hätten die unnütze Feigheit ihn zu ermorden! Ueberdieß hatte Ludwig XVI. nicht die natürliche Neigung zum Herrschen, eine der menschlichen Seele

eingepflanzte Neigung, mehr in sich unterdrückt, als jeder andere Fürst der Welt? hat er nicht 1789 freiwillig einen Theil seiner Rechte aufgegeben? hat er nicht auf einen Theil der Vorzüge verzichtet, welche seine Vorgänger anzusprechen wagten? hat er nicht die Leibeigenschaft auf seinen Gütern aufgehoben? hat er nicht aufgeklärte Minister, selbst jene Empyriker welche ihm die öffentliche Meinung bezeichnete, in seinen Rath aufgenommen? hat er nicht Reichsstände einberufen, und dem dritten Stande einen Theil seiner Rechte zurückgegeben?"

Faure, Abgeordneter von der untern Seine hatte noch mehr Muth gezeigt: Er wagte an das Betragen Ludwigs XVI. zu erinnern: „Der Volkswille hätte gegen Titus eben so gut sich auflehnen können als gegen Nero, und er hätte Verbrechen bei ihm entdecken können, und wären es auch nur die gewesen, welche er vor Jerusalem begieng. Allein wo sind die, welche Ihr Ludwig XVI. Schuld gebt? Ich habe mit aller Aufmerksamkeit die gegen ihn verlesenen Aktenstücke verfolgt, und ich habe nur die Schwäche eines Menschen gefunden, der sich jeder Hoffnung hingiebt, die man ihm über die Wiedererlangung seines alten Ansehens einflößt; und ich behaupte, daß alle in ihrem Bette gestorbenen Fürsten schuldiger waren als er. Der gute Ludwig XII. selbst, welcher in Italien fünfzigtausend Franzosen in einer ihm persönlichen Streitigkeit opferte, war tausendmahl schuldiger als er. Civil-Liste, Veto, Wahl seiner Minister, Weiber, Verwandte, Höflinge, das sind Capet's Verführer! und welche Verführer! Ich nehme Aristides und Epictet zu Zeugen; sie sollen mir sagen ob ihre Standhaftigkeit gegen solche Anfechtungen ausgehalten hätte. Ich gründe meine Sätze oder meine Irrthümer auf das Herz des schwachen Sterblichen. Erhebt Euch zu der ganzen Größe der Volks-Souveränetät! be-

denkt, welche Großmuth eine solche Macht zu zeigen schuldig ist. Ruft Ludwig XVI. nicht als einen Schuldigen, sondern als einen Franzosen vor Euch, und sagt ihm: „Die, welche Dich einst auf den Thron erhoben, setzen Dich heute ab: Du versprachst ihr Vater zu seyn, und Du warst es nicht. — Mache durch Deine Tugenden als Bürger die Fehler gut, welche Du als König begiengst."

Bei der außerordentlichen Spannung der Gemüther war es natürlich, daß Jeder die Frage aus einem besondern Gesichtspunkte betrachtete. Fauchet, der verfassungsmäßige Priester, welcher im Jahr 1790 sich einen großen Namen erworben hatte, weil er zuerst die Sprache der Umwälzung an dem Altare redete, fragte ob die bürgerliche Gesellschaft das Recht habe, die Todesstrafe zu verfügen? „Hat die Gesellschaft, sprach er, das Recht einem Menschen das Leben zu nehmen, das sie ihm nicht gab? Allerdings darf sie für ihre Sicherheit sorgen, allein kann sie das nur durch den Tod des Schuldigen? Und wenn sie andere Mittel hat, ist sie nicht verbunden, diese anzuwenden? In der vorliegenden Sache kömmt diese Frage mehr, als bei jeder anderen zur Sprache. Ihr wollt Ludwig XVI. dem öffentlichen Besten, der Befestigung des jungen Freistaates opfern? Wird seine ganze Familie durch den gegen ihn geführten Todesstreich getroffen werden? Folgt nach den Grundsätzen der Erbfolge nicht sogleich ein König auf den andern? Seid Ihr durch Ludwigs XVI. Tod von allen Ansprüchen befreit, die eine ganze Familie durch einen mehrhundertjährigen Besitz erworben zu haben glaubt? Die Hinrichtung eines Einzelnen ist somit unnütz. Im Gegentheil, laßt das gegenwärtige Haupt, welches allen anderen die Gelangung zum Throne unmöglich macht, leben; laßt ihn leben mit dem ganzen Hasse, welchen er den Aristokraten wegen seiner Schwäche, seiner Zugeständ-

nisse einflößt; laßt ihn leben mit seinem Rufe der Schwäche, mit seiner Schande der Niederlage, und ihr werdet ihn weniger als jeden anderen zu fürchten haben. Laßt den entthronten König in dem weiten Gebiete des Freistaates umher irren, ohne das Gefolge, welches ihn sonst umgab; zeigt wie wenig ein König an und für sich ist; beweist eine tiefe Verachtung vor dem was er war, und die Erinnerung daran wird nicht mehr zu fürchten seyn; ihr werdet der Menschheit eine große Lehre geben, für den Freistaat, seine Befestigung und Belehrung mehr gethan haben, als wenn ihr ein Blut vergießet, das Euch nicht gehört. Was den Sohn Ludwigs XVI. betrifft, so wollen wir aus ihm einen Bürger machen, wie der junge Egalité ist. Er wird für die Republik kämpfen und wir dürfen nicht fürchten, daß ein einziger Soldat der Freiheit ihn unterstützen würde, wenn er je unsinnig genug wäre ein Verräther am Vaterlande werden zu wollen. Zeigen wir so den übrigen Völkern, daß wir Nichts fürchten; muntern wir sie auf, uns nachzuahmen; möchten sie alle zusammen einen europäischen Congreß bilden, ihre Könige absetzen, und diese verächtlichen Häupter zwingen, ihr unbekanntes Leben in den Freistaaten hinzuschleppen; man gebe ihnen selbst kleine Gnadengehalte, denn diese Leute sind so ganz entblößt von allen Gaben, daß selbst die Noth sie nicht lehren würde, ihr Brod zu verdienen! Gebt doch das große Beispiel der Abschaffung einer barbarischen Strafe. Unterdrückt dieses einzige Mittel Blut zu vergießen, und vor allem heilt das Volk von seinem Bedürfniß es zu vergießen. Bemüht Euch ihm diesen Durst zu nehmen, dessen sich schlechte Menschen bedienen können, um die Republik umzustürzen. Bedenkt, daß Barbaren noch hundert und fünfzigtausend Köpfe von Euch verlangen, und daß wenn Ihr ihnen den des ehemaligen

Königes bewilligt habt, Ihr ihnen keinen mehr abschlagen könnt. Verhindert Verbrechen, welche lange den Staat durchwühlen, die Freiheit entehren, ihre Fortschritte aufhalten, und der Beschleunigung des Glückes der Welt schaden würden."

Die Berathung hatte vom 13ten bis zum 30sten November gedauert, und eine allgemeine Bewegung erzeugt. Diejenigen, welche nicht ganz von der neuen Ordnung der Dinge eingenommen waren, welche sich noch in etwas an 1789 erinnerten, an die Güte des Fürsten, an die Liebe zu ihm, konnten nicht begreifen, daß dieser König auf einmal in einen Wütherich umgewandelt und zum Blutgerüste bestimmt sei. Selbst seine Einverständnisse mit den Fremden zugegeben, schrieben sie diese Fehler seiner Schwäche, seinen Umgebungen, der unbesieglichen Neigung zur anererbten Gewalt zu und der Gedanke an eine schimpfliche Hinrichtung empörte sie. Doch wagten sie nicht die Vertheidigung des Königes offen zu übernehmen. Die Gefahr, der man durch den Einfall der Preußen ausgesetzt gewesen war, die allgemein geglaubte Ansicht, daß der Hof sie herbeigerufen habe, hatte einen allgemeinen Unwillen erregt, welcher auch auf den unglücklichen Fürsten fiel, und gegen den sich zu erklären, man nicht wagen konnte. Man begnügte sich damit im allgemeinen denen zu widerstehen, welche Rache nehmen wollten; man malte sie als Unruhestifter, als Septembermörder, welche Frankreich mit Blut und Zerstörung bedecken wollen. Ohne Ludwig XVI. namentlich zu vertheidigen, verlangte man Mäßigung gegen die besiegten Feinde. Man forderte sich auf, sich gegen eine heuchlerische Thatkraft in Acht zu nehmen, welche angeblich den Freistaat mit Hinrichtungen zu vertheidigen, ihn aber in der Wirklichkeit durch Schrecken unterwerfen, oder ihn Europa verhaßt machen wolle. Die

Girondisten hatten sich noch nicht ausgesprochen. Man konnte ihre Ansicht mehr vermuthen, als wissen, und der Berg benützte dieses Schweigen, um sie der Absicht den König zu retten, zu beschuldigen. Allein sie waren selbst unschlüssig: auf der einen Seite verwarfen sie die Unverletzlichkeit und betrachteten den König als Mitschuldigen an dem Einfalle; auf der andern Seite rührte sie sein großes Unglück, und sie fühlten sich überhaupt geneigt der Wuth ihrer Gegner einen Zaum anzulegen; so konnten sie sich nicht entschließen und behaupteten ein zweideutiges und drohendes Stillschweigen.

Eine andere Frage setzte um diese Zeit die öffentliche Meinung in Bewegung und brachte nicht weniger Unruhen hervor: es war die nach der Versorgung mit Lebensmitteln, was zu allen Zeiten der Umwälzung ein mächtiger Grund zu Streitigkeiten war.

Man hat schon gesehen, wie viele Mühe und Sorgen die Lebensmittel Necker und Bailly während der ersten Monate von 1789 machten. Die nämlichen Schwierigkeiten traten in noch erhöhtem Maasstabe gegen das Ende 1792 ein, und wurden von den bedenklichsten Bewegungen begleitet. Das Aufhören des Verkehrs mit allen nicht zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehörigen Gegenständen, ist dem Gewerbefleiß schädlich und also schließlich der ganzen arbeitenden Classe; allein sobald das Getreide anfängt zu fehlen, folgen unmittelbar Unruhen. Daher denn auch die alte Polizei die Sorge für die Nahrungsmittel zu ihrem Geschäftskreise gezogen hatte, als einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit für die öffentliche Ruhe.

Die Aerndte war nicht schlecht im Jahre 1792, nur war sie durch schlechtes Wetter verzögert worden, und das Dreschen gieng aus Mangel an Armen langsam vor sich.

Die Hauptursache des Mangels lag anderswo. So wie 1789 so waren auch 1792 Mangel an Sicherheit, Furcht vor Plünderung unter Wegs, Unannehmlichkeiten auf dem Markte Schuld daran, daß die Bauern mit ihren Früchten ausblieben. Sogleich schrie man über Wucher. Vorzüglich war man gegen die reichen Pächter erbittert, nannte sie Aristokraten und verlangte, daß ihre zu großen Güter zerschlagen würden. Je mehr man sich aber über sie erboßte, desto weniger Lust hatten sie, sich auf dem Markte zu zeigen, und desto mehr nahm also der Mangel zu. Auch die Assignate trugen das Ihrige bei. Viele Pächter, welche nur verkauften, um Geld aufzuhäufen, wollten nicht gegen ein veränderliches Papier verkaufen, sondern behielten lieber ihr Korn. Da ferner das Korn täglich seltener, das Papier aber immer häufiger wurde, so entstand ein immer größeres Mißverhältniß zwischen dem Zeichen und dem Werthe, und die Theurung wurde immer fühlbarer. Da nun noch dazu Jeder, wie dieses immer bei Mangel der Fall ist, sich mit Vorräthen versehen wollte, die Familien, die Gemeinden, die Regierung selbst beträchtliche Aufkäufe machten, so wurde die Theurung dadurch noch bedeutender, die Frucht noch seltener. Namentlich begieng in Paris der Gemeinderath einen großen althergebrachten Fehler: er kaufte Getreide in den benachbarten Departements, und verkaufte es wieder unter dem Preise, sowohl um das Volk zu erleichtern, als um dessen Gunst noch mehr zu erwerben. Durch dieses Verschleudern wurden die Verkäufer nun vollends von dem Markte verdrängt, die Landbewohner stürzten herbei, und nahmen einen Theil der mit großen Kosten für die Stadtbewohner zusammengebrachten Lebensmittel weg. Diese falschen, aus unrichtigen Ansichten und einem ungemessenen Streben nach Volksgunst entstandenen Maasregeln,

vernichteten den Kornhandel gänzlich, der nirgends nothwendiger ist als in Paris, wo eine so große Masse von Lebensmitteln auf einem Punkte versammelt werden muß.

Bei diesen Umstanden kann man wohl denken, welche Parthie die beiden Classen ergriffen, welche sich damals in die Herrschaft über Frankreich theilten. Jene gewaltthätigen Menschen, welche jeden Widerstand durch Vernichtung der Gegner aufheben wollten, welche, um Verschwörungen zu sprengen, alle gemordet hatten, die sie für ihre Feinde hielten, solche Menschen konnten kein anderes Mittel als Gewalt finden, um der Hungersnoth ein Ende zu machen. Sie wollten man solle die Bauern aus ihrer Trägheit aufrütteln, sie zwingen die Markte zu besuchen, sie nöthigen, ihre Früchte um einen obrigkeitlich festgesetzten Preiß zu verkaufen, verhindern, daß das Getreide nicht fortgeführt und auf die Speicher der sogenannten Kornwucherer aufgehäuft würde. Sie wollten also ein erzwungenes Besuchen der Märkte, eine Taxe oder das Maximum, das Verbot jedes Handels, mit Einem Worte die Unterwerfung des Verkehrs unter ihre Willkühr nicht durch den gewöhnlichen Reitz des Gewinnes, sondern durch die Furcht vor Strafen und Tod.

Die Gemäßigten dagegen verlangten, man solle dem Handel seinen gewöhnlichen Lauf lassen, die Furcht der Bauern zerstreuen, ihnen überlassen, welchen Preis sie auf ihr Eigenthum setzen wollen, sie durch die Vortheile eines sichern, freien und gewinnreichen Umsatzes anlocken, den Verkehr von einem Departement zum andern gestatten, damit auch denen geholfen werde, welche kein Getreide erzeugen. Sie erklärten sich also gegen die Taxe, die Verbote aller Art, und verlangten wie die Physiokraten einen freien Getreidehandel innerhalb der Gränzen Frankreichs. Nach dem Vorschlage Barbaroux's, der sehr genau mis

diesem Gegenstande bekannt war, verlangten sie, daß der Verkauf ins Ausland einer Abgabe unterliege, welche mit dem Preise des Getreides steige, und so die Ausfuhr in demselben Verhältnisse schwieriger mache, als man der Früchte im Lande bedürfe. Sie wollten dem Staate keine Einmischung zugestehen als die Errichtung von gewissen für außerordentliche Fälle bestimmten Märkten. Sie wollten Strenge nur gegen die Unruhestifter angewendet wissen, welche den Pächtern unter Wegs oder auf den Märkten Zwang anthäten; sie verwarfen jede Anwendung von Strafen auf den Handel, weil Furcht ein Mittel seyn könne, etwas zu verhindern, nie aber, etwas zu befördern; sie mache den Menschen unthätig, belebe ihn nicht.

Wenn eine Parthei herrschend in einem Staate wird, so wird sie zur Regierung, wünscht wie eine solche, und nimmt dieselben Vorurtheile an; sie will alles um jeden Preiß vorwärts schieben und gebraucht Gewalt als allgemeines Mittel. So hatten die heftigen Freiheits-Freunde dieselbe Vorliebe für Verbote erhalten wie die Regierung, und fanden in den Gemäßigten Gegner, welche Freiheit nicht nur im Zweck, sondern auch in den Mitteln wollten, und Sicherheit für ihre Feinde, Langsamkeit in der Gerechtigkeitspflege, und unbedingte Handelsfreiheit verlangten.

Die Girondisten stützten sich also auf alle von dem Nachdenken gegen die Verwaltungs-Willkühr erfundenen Systeme; allein diese neuen Physiokraten fanden keineswegs wie ihre Vorgänger eine sich vor sich selbst schamende und immer von der öffentlichen Meinung verurtheilte Regierung, sondern Gegner welche trunken von der Idee des öffentlichen Wohles waren, und die zur Ausführung dieser Idee angewandte Gewalt nur für die Thatkraft des Guten hielten.

Diese Berathung erzeugte einen andern bedeutenden

Vorwurf; Roland beschuldigte den Stadtrath täglich, bei den Lebensmitteln zu betrügen, und die Preise aus eitlem Haschen nach Volksgunst zu tief in Paris herabzudrücken. Die Jakobiner beantworteten dieses mit demselben Vorwurf, indem sie Roland selbst beschuldigten, er unterschlage bedeutende Summen, welche seinem Ministerium für den Aufkauf von Korn angewiesen seien, er sei das Haupt der Kornwucherer und werfe sich zum wahren Dictator in Frankreich auf, indem er sich aller Mittel zum Lebens-Unterhalte bemächtige, und darüber nach seinem Gutdünken verfüge.

Während dieses Streites in der Versammlung kam es in mehreren Departements, namentlich in dem der Eure und Loire zu Aufständen. Das Landvolk, aufgereitzt durch den Mangel, und verführt von seinen Pfarrern, warf dem Convent vor, die Quelle alles Unglücks zu seyn; und während es sich beklagte, daß er keine bestimmten Preise für das Getraide feststellen wolle, schuldigte es ihn an, die Religion zerstören zu wollen. Cambon war an diesem letztern Vorwurfe Schuld. Ein eifriger Anhänger aller sich nicht auf den Krieg beziehenden Ersparnisse, hatte er angekündigt, daß man die Kosten für die Kirche nicht länger bewilligen würde, sondern daß die, welche die Messe haben wollten, sie zu bezahlen hatten. Die Aufrührer behaupteten also, die Religion sei zu Grunde gerichtet, und machten dem Convent, in sonderbarem Widerspruch mit sich selbst, auf der einen Seite den Vorwurf einer zu großen Mäßigung rücksichtlich der Lebensmittel, auf der andern Seite den der Gewaltthätigkeit rücksichtlich der Kirche. Zwei von der Versammlung abgeschickte Mitglieder fanden bei Courville einen Haufen von mehreren tausenden mit Heugabeln und Jagdflinten bewaffneten Bauern, der sie unter Androhung des Todes

zwang einen Preis für das Getraide festzusetzen. Der Convent tadelte sie hierüber. Er erklärte, es wäre ihre Pflicht gewesen zu sterben, und hob die Preisbestimmung wieder auf. Man schickte bewaffnete Macht ab, um die zusammengerotteten Haufen zu zerstreuen. So fiengen die Unruhen im Westen an, theils als Folge des Elends, theils aus Anhänglichkeit an den Gottesdienst.

Die Versammlung erklärte auf Danton's Vorschlag, um die Bewohner des Westens zu beruhigen, daß ihre Absicht keineswegs sei, die Religion abzuschaffen; allein sie wies fortwährend den Antrag auf eine Preisfestsetzung ab. So erklärte sich also die Mehrheit, noch fest mitten unter Stürmen, und eine hinreichende Geistesfreiheit behauptend, gegen Beschrankungen und für die Freiheit des Handels. Wenn man also betrachtet, was bei den Heeren, in den Kanzleien, bei dem Processe gegen Ludwig XVI. vorfiel, so erblickt man ein schreckliches und sonderbares Schauspiel. Die feurigen Köpfe erhitzen sich und wollen die Heere und Kanzleien ganz neu zusammensetzen, um die Lauen und Verdächtigen zu entfernen; sie wollen gegen den Handel Gewalt gebrauchen, um ihn zu hindern stille zu stehen, und mit gräßlicher Rache jeden Gegner abschrecken. Die Gemäßigten dagegen fürchten sich, die Heere durch eine neue Zusammensetzung aufzulösen, den Handel durch Zwangsmaasregeln zu vernichten, Aufruhr durch Schrecken zu erregen; allein ihre Gegner werden selbst über diese Furcht erbittert, und steigern sich nur noch mehr in dem Gedanken, alles zu erneuern, zu erzwingen, zu bestrafen.

Die Sitzung des 30sten war sehr stürmisch durch die Klagen Rolands über die Fehler des Gemeinderathes, und durch den Bericht der in das Eure- und Loire-Departement geschickten Abgeordneten. Wenn man erst an-

fängt sich Fehler vorzuwerfen, so erinnert man sich an alle Gründe zu Mißvergnügungen, welche man je hatte; von der einen Seite erinnerte man an die Mordthaten, an die Aufruhrschriften, von der andern an das Schwanken, an die Ueberreste von Liebe zum Königthume, an die Langsamkeit bei Uebung der National-Rache. Marat sprach und erregte einen allgemeinen Lärmen. Robespierre nahm nun mitten im Tumulte das Wort, um einen Vorschlag zu machen, der mächtiger als alle anderen dazu beitragen soll die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, in den Schoos der Versammlung Zutrauen und Einstimmigkeit zu bringen, die Feinde des Convents zu beschamen, alle Verfassern von Schmähschriften und Mauer-Anschlägen zum Schweigen zu bringen, und ihre Verläumdungen zu entkraften. — „Nun worin besteht dieses Mittel?" ruft man. — Robespierre antwortet: „Wenn man morgen den Zwingherrn der Franzosen verurtheilt und somit den Vereinigspunkt aller Verschwörer zernichtet. Uebermorgen kann man über die Lebensmittel entscheiden, und am folgenden Tage die Grundlagen einer freien Verfassung legen."

Diese Schlauigkeit, als Mittel zur öffentlichen Ruhe eine von der rechten Seite bekämpfte Maasregel anzukündigen, nöthigte die Girondisten sich über die große Frage des Processes zu erklären: „Ihr sprecht vom König; sagte Buzot, diejenigen sind Schuld an den Unruhen, welche ihn ersetzen möchten. Wenn es Zeit seyn wird sich über sein Loos zu erklären, werde ich es mit der Strenge thun, welche er verdient hat; allein davon ist itzt nicht die Rede; es handelt sich von Unruhen, und diese stammen aus der Gesetzlosigkeit her; die Gesetzlosigkeit von dem Nichtvollzuge der Gesetze. Dieser aber wird so lange vorhanden seyn, als der Convent nichts thun wird um die Ordnung zu sichern." Legendre folgte sogleich Buzot, beschwor seine

Amtsbrüder alle Persönlichkeit zu entfernen, sich nur mit dem öffentlichen Wohle und den Aufständen zu beschäftigen, die nur die Rettung des Königes zum Zweck haben, und mit seinem Tode aufhören müssen. Er schlug dann vor, daß alle ausgearbeiteten Reden über den Proceß dem Vorstande übergeben, gedruckt und vertheilt werden, und man hierauf sogleich entscheide, ob Ludwig XVI. gerichtet werden soll, ohne die Zeit mit unnöthigen langen Reden zu verlieren. Jean-Bon-Saint-André rief, daß es nicht einmal dieser Vorbereitungen bedürfe, sondern daß es sich nur davon handle sogleich die Verurtheilung und die Art der Todesstrafe auszusprechen. Der Convent beschloß endlich Legendre's Vorschlag und den Druck aller Reden. Die Berathung wurde auf den 3ten December vertagt.

Am 3ten verlangte man von allen Seiten, die Erklärung in Anklagestand, die Abfassung der Anklage-Akte, und die Bestimmung der Formen, nach denen der Proceß vorzunehmen sei. Robespierre verlangte das Wort, und obgleich beschlossen worden war, daß alle Meinungen gedruckt und nicht gelesen werden sollten, so erhielt er es doch, weil er nicht über den Proceß, sondern gegen denselben, und für eine Verurtheilung ohne Urtheilsfällung sprechen wolle.

Er behauptete, daß die Einleitung eines Processes die Eröffnung einer Berathung sei; daß eine Berathung erlauben, einen Zweifel und selbst eine dem Angeklagten günstige Entscheidung erlauben heiße. Das Verbrechen Ludwigs XVI. in Zweifel zu ziehen, heiße aber die Pariser, die Verbündeten, alle Vaterlandsfreunde, welche den 10ten August bewirkt haben, anklagen; Ludwig XVI., die Aristokraten, die fremden Mächte und ihre Bekanntmachungen freisprechen; heiße mit Einem Worte das Königthum für unschuldig, die Republik für schuldig erklären.

„Seht nur, fuhr er fort, wie kühn die Freiheits-Feinde geworden sind, seitdem Ihr diesen Zweifel geäußert habt. Im August verbargen sich die Anhänger des Königes. Wer seine Vertheidigung übernommen hätte, wäre als Verräther bestraft worden. — Heute tragen sie keck ihr Haupt hoch; heute überschwemmen unverschämte Schriften Paris und die Departements; Bewaffnete, in diese Mauern gerufen ohne Euer Wissen und den Gesetzen zuwider, haben die Stadt von ihrem Aufruhr-Geschrei ertönen lassen und Ludwigs XVI. Ungestraftheit verlangt! Ihr habt nun nur noch diese Versammlung denen zu eröffnen, welche sich schon um die Ehre bewerben ihn zu vertheidigen! Doch was sage ich, schon heute theilt Ludwig die Abgeordneten des Volkes; man spricht für und gegen ihn! Wer hätte vor zwei Monaten denken sollen, daß hier ein Streit darüber entstehen könne, ob er unverletzlich sei? Allein seitdem der Bürger Pétion es für eine schwierige und besonders abzuhandelnde Frage ausgegeben hat, ob der König gerichtet werden könne, sind die Lehren der verfassunggebenden Versammlung hier wieder erschienen. O des Verbrechens, o der Schande, die Rednerbühne des französischen Volkes hat von einem Lobe Ludwigs XVI. ertönt! Wir haben die Tugenden und die Wohlthaten des Wüthrichs rühmen hören. Während wir nur mit größter Mühe die besten Bürger einer ungerechten und übereilten Verurtheilung entreissen konnten, ist nur die Sache des Zwingherrn so heilig, daß sie nicht lang und nicht frei genug abgehandelt werden mag! Wenn wir seinen Lobrednern glauben, so wird das Verfahren mehrere Monate dauern: er wird sich bis zum nächsten Frühjahre fortschleppen, wo die Despoten einen neuen allgemeinen Sturm gegen uns wagen werden. Welche Zeit für die Verschwörer! welche Nahrung für Intrigue und Aristokratie!

„Gerechter Himmel! die wilden Horden der Sclaverei bereiten sich aufs neue unser Vaterland im Namen Ludwigs XVI. zu zerfleischen! Ludwig kämpft noch aus seinem Kerker gegen uns, und man zweifelt noch, ob er schuldig ist, ob man ihn als Feind behandeln darf! Man fragt, welches die Gesetze sind, die ihn verurtheilen! Man ruft die Verfassung für ihn an! — Die Verfassung verbot Euch das, was Ihr schon gethan habt. Wenn er nur mit Entsetzung bestraft werden konnte, so durftet Ihr sie nicht aussprechen ohne seinen Proceß eingeleitet zu haben; Ihr durftet ihn nicht im Gefängnisse behalten; er kann Entschädigung und seine Freiheit verlangen: die Verfassung verurtheilt Euch, geht hin, und fleht zu Ludwigs XVI. Füßen um seine Gnade!"

Dieser giftige Wortschwall, der durchaus keinen neuen Gedanken enthielt, den Saint-Just nicht schon vorgebracht hätte, brachte doch einen tiefen Eindruck auf die Versammlung hervor, und sie wollte sogleich beschliessen. Robespierre hatte verlangt daß Ludwig XVI. sogleich gerichtet werde; allein mehrere Mitglieder und namentlich Pétion beharrten darauf, daß ehe man die Art des Urtheils aussprechе, man wenigstens die Versetzung in Anklagestand beschliessen müsse; denn das sei eine nothwendige Maasregel, auch wenn man sonst noch so schnell verfahren wolle. Robespierre wollte noch einmal sprechen, und schien das Wort erzwingen zu wollen; allein die Versammlung ärgerte sich über seine Unverschämtheit und versagte ihm die Rednerbühne. Endlich beschloß die Versammlung:

„Der National-Convent erklärt, daß Ludwig XVI. durch ihn gerichtet werden wird." (3. Dec.).

Am 4ten brachte man die Art des Verfahrens zur Sprache. Buzot, der viel von Liebe zum Königthume sprechen gehört hatte, bat um das Wort wegen einer Ordnungs-

Frage. Um allen Verdacht zu vermeiden, sagte er, verlange er Todesstrafe gegen Jeden, der die Wiederherstellung der königlichen Gewalt in Frankreich vorschlagen sollte. Solcher Mittel bedienen sich die Partheien oft, um zu beweisen, daß sie unfähig sind, das zu begehen, wessen man sie anschuldigt. Mit rauschendem Beifall wurde dieser unnütze Vorschlag aufgenommen; allein der Berg, der doch sich demselben am wenigsten hätte widersetzen sollen, that es doch aus Verdruß, und Bazire wollte ihn bestreiten. Man schrie: abgestimmt! abgestimmt! Philipeaux vereinigte sich mit Bazire, und schlug vor, sich nur mit Ludwig XVI. zu beschäftigen, und eine ununterbrochene Sitzung bis zu seiner Verurtheilung zu halten. Man fragte nun, warum die Widersprechenden Buzot's Vorschlag bestreiten, denn Niemand könne das Königthum bedauern. Lejeune antwortete, es werde blos etwas wieder zur Sprache gebracht, was durch die Abschaffung des Königthums schon entschieden sei. „Allein, sagte Rewbel, es ist davon di Rede, eine Strafbestimmung dem Abschaffungsbeschlusse beizufügen; das heißt aber nicht, eine schon beschlossene Sache noch einmal vornehmen." Merlin, noch ungeschickter als seine Vorgänger, schlug eine Aenderung vor, und wollte eine Ausnahme von der Todesstrafe, wenn nämlich der Vorschlag zur Wiederherstellung der Königswürde von den Versammlungen ausgehen sollte. Nun schrie man von allen Seiten: Itzt ist das Geheimniß entdeckt! Man will einen König, allein einen König der Wahlversammlungen, die auch Danton, Marat und Robespierre erwählt haben. Merlin suchte sich damit zu rechtfertigen, daß er der Volks-Souveränetät habe ein Opfer bringen wollen. Man erlegte ihm Stillschweigen auf, er sei ein Königsfreund, und müsse zur Ordnung gerufen werden. Da behauptete Guadet mit einer Bosheit, deren auch die rechtlichsten

Leute bei einem bitteren Streit fähig sind, man müsse die Freiheit der Meinung achten, welcher man die Entdeckung eines wichtigen Geheimnisses verdanke, und welche den Schlüssel zu einer großen Verschwörung gegeben habe. „Die Versammlung, sprach er, darf nicht bedauern, diesen Vorschlag gehört zu haben, der ihr beweißt, daß eine neue Zwingherrschaft der alten folgen soll, und man muß Merlin danken anstatt ihn zur Ordnung zu rufen.“ Ein lautes Gemurre bedeckte hier Guadet's Stimme. Bazire, Merlin, Robespierre klagten über Verlaumdung; und es ist wahr, der Vorwurf einen König aus dem Volke anstatt des entthronten aufstellen zu wollen, war eben so widersinnig, als der den Girondisten gemachte wegen des Föderalismus. Die Versammlung beschloß endlich Todesstrafe gegen Jeden, der in Frankreich das Königthum unter irgend einer Benennung wieder einführen würde.

Man kehrte zu den Formen des Verfahrens, und zum Vorschlage einer ununterbrochenen Sitzung fort. Robespierre verlangte aufs neue augenblickliches Urtheil. Pétion, siegreich von der Mehrheit unterstützt, wirkte den Beschluß aus, daß die Sitzung nicht ununterbrochen seyn, noch das Urtheil sogleich gefällt seyn soll, sondern daß die Versammlung sich alle Tage mit Ausschluß jeder anderen Sache von eilf Uhr bis sechs Uhr Abends mit dem Processe zu beschäftigen habe.

An den folgenden Tagen las man die bei Laporte vorgefundenen, und die in einem, vom Könige angeordneten, Schranke im Schlosse gefundenen Aktenstücke. Die Thüre dieses Wand-Schrankes war von Eisen, daher man ihn den eisernen Schrank nannte. Der zu seiner Verfertigung verwendete Arbeiter machte Roland die Anzeige, und dieser hatte die Unvorsichtigkeit sich sogleich hinzube-

geben, ohne sich von Zeugen aus der Versammlung begleiten zu lassen, was seinen Feinden den Vorwurf an die Hand gab, er habe einen Theil der Schriften unterschlagen. Roland fand hier alle Aktenstücke über die Verbindungen des Hofes mit den Ausgewanderten und den Mitgliedern der verschiedenen Versammlungen. Der Vertrag mit Mirabeau wurde hier bekannt, und schon sollte das Andenken des großen Redners der öffentlichen Verwünschung Preis gegeben werden, als man noch auf Manuel's, seines leidenschaftlichen Verehrers, Antrag beschloß, die sich auf ihn beziehenden Beweisstücke noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Man ernannte sodann einen Ausschuß, der nach diesen Aktenstücken eine Aufzählung der Ludwig XVI. zu machenden Vorwürfe abfassen sollte. Diese Aufzählung sollte dann der Versammlung zur Billigung vorgelegt werden. Dann sollte Ludwig XVI. selbst an der Schranke der Versammlung erscheinen, und vom Präsidenten über jeden einzelnen Punkt befragt werden. Zwei Tage sollen ihm zu seiner Vertheidigung Zeit gelassen, und am Tage nach der Vertheidigung sollte durch namentliche Abstimmung das Urtheil gefällt werden. Die ausübende Gewalt erhielt den Auftrag alle nöthigen Sicherheits-Anstalten während des Herbeibringens des Königes in die Versammlung zu treffen. Dieses war am 9ten beschlossen worden.

Am 10ten wurde die Anklage-Acte der Versammlung vorgelegt, und für den 11ten die Erscheinung Ludwigs XVI. angeordnet.

Der unglückliche Fürst sollte also vor dem National-Convent erscheinen und hier über alle seine Regierungshandlungen befragt werden. Clery hatte vom Processe und von der Vorforderung Nachricht erhalten, und mit Zittern theilte er die Nachricht der verzweifelnden Familie

mit. Er wagte es nicht sie dem Könige zu sagen, und theilte sie daher der Prinzessin Elisabeth mit, sammt der weiteren Schreckensbotschaft, daß der Gemeinderath beschlossen habe, den König während des Processes von seiner Familie zu trennen. Er kam mit ihr über einen geheimen Mittheilungsweg überein, welcher darin bestand, daß Cléry ein bestimmtes Taschentuch den Prinzessinnen zubringen würde, wenn der König krank seyn seyn sollte. Weiter wollten die unglücklichen Gefangenen einander nichts mittheilen. Der König wurde durch seine Schwester von seiner nahen Vorforderung und der während des Processes stattfindenden Trennung benachrichtigt. Er nahm diese Nachricht mit größter Ergebung auf, und bereitete sich zu diesem schmerzlichen Auftritte vor.

Der Gemeinderath hatte verordnet, daß vom 11ten Morgens an alle Verwaltungs-Behörden versammelt, alle Sectionen unter den Waffen befindlich, alle Wachen an den öffentlichen Plätzen, Kassen u. s. w. jede mit zweihundert Mann verstärkt, zahlreiche Abtheilungen an verschiedenen Plätzen mit vielem Geschütze aufgestellt, und der Wagen des Königes von einer ausgesuchten Begleitung umringt seyn sollten.

Am 11ten kündigte das Wirbeln der Trommeln Paris diesen traurigen und unerhörten Auftritt an. Zahlreiche Truppen umringten den Tempel, und das Getöse der Menschen und Pferde erreichte selbst die Gefangenen, die sich aber stellten, die Ursache hiervon nicht zu wissen. Um neun Uhr begab sich wie gewöhnlich die königliche Familie in das Zimmer des Königes zum Frühstück. Die mehr als je wachsamen Gemeinde-Beamten verhinderten durch ihre Gegenwart jede freie Mittheilung. Endlich trennte man sie. Vergeblich verlangte der König, daß man ihm seinen Sohn noch einige Augenblicke lasse. Trotz seiner

Bitten wurde das Kind weggeführt, und er blieb zwei Stunden allein. Nun erschienen der Maire von Paris und der Gemeinde-Anwalt und theilten ihm den Beschluß des Conventes mit, der ihn unter dem Namen Ludwig Capet vor sich forderte. „Capet, rief der König, das ist der Name eines meiner Vorfahren, aber nicht der meinige." Er stand auf, und begab sich in den Wagen des Maire's, welcher ihn erwartete. Sechshundert auserlesene Mann umgaben den Wagen. Drei Kanonen fuhren vor, und drei nach ihm. Zahlreiche Reuterhaufen eröffneten und beschloßen den Zug. Eine zahllose Menge betrachtete mit Schweigen das traurige Schauspiel, und duldete diese Ungerechtigkeit, wie sie so lange die Ungerechtigkeiten der alten Regierung geduldet hatte. Man hörte nur sehr selten einmal rufen. Der König wurde dadurch nicht bewegt, sondern unterhielt sich ruhig über die Gegenstände unter Wegs. Bei der Ankunft im Versammlungshause wurde ihm ein Saal angewiesen, um die Befehle der Versammlung zu erwarten.

Während dieser Zeit wurden verschiedene Anträge über die Art des Empfanges gemacht. Man schlug vor, daß keine Bitte gehört werden, kein Abgeordneter sprechen, dem Könige kein Zeichen des Beifalles oder Mißfallens gegeben werden dürfe. „Man muß ihn durch das Schweigen des Todes erschrecken," sagte Legendre. Ein Gemurre tadelte diesen rohen Ausdruck. Défermont verlangte, daß dem Angeklagten ein Sitz bereitet werde. Man fand dieses zu billig, um darüber abzustimmen, und stellte einen Stuhl an die Schranken. Aus einer lächerlichen Eitelkeit schlug Manuel vor, die gerade auf der Tagesordnung befindliche Frage zu berathen, damit es nicht scheine, als ob man sich nur mit dem Könige beschäftige. Was liegt daran, setzte er bei, wenn man ihn ein wenig vor der

Thüre warten lassen muß? Man berieth also ein Gesetz wegen der Ausgewanderten.

Santerre kündigt endlich die Ankunft Ludwigs XVI. an. Barrère ist Präsident. „Bürger, spricht er, Europa hat seine Augen auf Euch; die Nachwelt wird Euch mit unerbittlicher Strenge beurtheilen; bewahret also die Würde und Ruhe, welche Richtern geziemt. Erinnert Euch an das schreckliche Schweigen, welches Ludwig bei seiner Ankunft von Varennes empfieng."

Der König erscheint um halb drei Uhr an den Schranken. Der Maire, und die Generale Santerre und Wittengoff sind ihm zur Seite. Ein tiefes Schweigen herrscht in der Versammlung. Die Würde des Königes, seine ruhige Haltung in so großem Unglücke rühren Alle: die Abgeordneten der Mitte sind bewegt. Die Girondisten zeigen tiefe Rührung. Saint-Just, Robespierre, Marat selbst fühlen sich weniger wüthend, und erstaunen einen Menschen in dem Könige zu finden, dessen Tod sie verlangen.

„Setzen Sie sich, sagt Barrère zu Ludwig XVI., und antworten Sie auf die Fragen, welche Ihnen werden vorgelegt werden." Der König setzt sich und hört die Anklage-Acte Punkt für Punkt an. Alle Fehler des Hofes sind in ihr aufgezählt, und Ludwig XVI. persönlich Schuld gegeben. Man wirft ihm vor: die Unterbrechung der Sitzungen am 20sten Juni 1789; das am 23sten gehaltene lit-de-justice; die durch den Aufstand vom 14ten Juli gesprengte aristokratische Verschwörung; das Gastmahl der Leibwache; die Beschimpfung der National-Kokarde; die Verweigerung, die Erklärung der Menschenrechte und die verschiedenen Artikel der Verfassung zu unterzeichnen; alle Thatsachen, welche eine neue Verschwörung im October vermuthen lassen, und welche die Auftritte vom

5ten und 6ten October zur Folge hatten; die Versöhnungsreden nach allen diesen Begebenheiten, in welchen ein nie erfolgtes Anschließen versprochen wurde; den am 14ten Juli geleisteten Meineid; die Umtriebe von Talon und Mirabeau zur Bewirkung einer Gegen-Umwälzung; die Bestechung vieler Abgeordneten; die Vereinigung der Ritter vom Dolche am 28sten Februar 1791; die Flucht nach Varennes; das Blutbad auf dem Marsfelde; das Stillschweigen über die Uebereinkunft von Pillnitz; die Verspätung der Bekanntmachung des, Avignon mit Frankreich vereinigenden Beschlusses; die Bewegungen in Nimes, Montauban, Mende und Jalès; die Fortbezahlung des Soldes an die ausgewanderte Leibwache und die entlassene verfassungsmäßige Leibwache; den geheimen Briefwechsel mit den ausgewanderten Prinzen; die Schwäche der an den Gränzen versammelten Heere; die Weigerung das Lager von 20,000 Mann zu genehmigen; die schlechte Ausrüstung aller Festungen; die späte Anzeige des Herannahens der Preußen; die Errichtung von geheimen Kompagnieen in Paris, um sich derselben im Nothfalle zu bedienen; die Heerschau über die Schweitzer und die übrige Besatzung des Schlosses am 10ten August; die Verdopplung der Wache; die Berufung des Maire's in die Tuilerien; endlich das in Folge dieser Anstalten erfolgte Blutvergießen.

Wenn man das Verlangen seine angestammte Gewalt wieder zu erlangen, nicht als einen gültigen Entschuldigungsgrund betrachtete, so konnte dem Könige freilich sein ganzes Betragen zum Verbrechen gemacht werden; denn es war nichts als ein fortgesetztes Bedauern vermischt mit einigen schwachen Bemühungen, das Verlorene wieder zu erlangen. Bei jedem einzelnen Punkte hielt der Präsident inne, und fragte: Was haben Sie zu antworten? Der

König antwortete immer mit sicherer Stimme, läugnete einen Theil der Thatsachen, gab andere seinen Ministern Schuld, und stützte sich immer auf die Verfassung, von der er sich nie entfernt zu haben versicherte. Seine Antworten waren immer abgemessen. Nur bei der Stelle: „Sie haben das Blut des Volkes am 10ten August vergossen," rief er mit starker Stimme: Nein, mein Herr, nein, nicht ich!

Man zeigte ihm sodann alle Belege, und, ein ehrwürdiges Vorrecht gebrauchend, verweigerte er es, einen Theil derselben anzuerkennen, und läugnete das Vorhandenseyn des eisernen Wandschrankes. Dieses Läugnen brachte eine ungünstige Wirkung hervor, auch war es unklug, denn die Sache war bewiesen. Er verlangte sodann eine Abschrift von der Anklage und ihren Beweisstellen, so wie einen Anwalt, um ihm bei seiner Vertheidigung beizustehen.

Der Präsident zeigte ihm an, daß er abtreten könne. Man reichte ihm einige Erfrischungen in einem benachbarten Saale, und führte ihn dann wieder im Wagen in den Tempel zurück. Er kam dort um halb sieben Uhr an; sein erstes war, seine Familie sehen zu wollen; man schlug es ihm aus dem Grunde ab, weil der Gemeinderath ihre Trennung während der Dauer des Prozesses verordnet habe. Als man ihm um halb neun Uhr das Abendessen ankündigte, so verlangte er wieder seine Kinder zu umarmen. Das Mißtrauen des Gemeinderathes machte alle Wächter hartherzig, und man verweigerte ihm auch diesen Trost.

Während dessen war die größte Verwirrung in der Versammlung wegen des vom Könige gestellten Verlangens nach einem Anwalte. Treilhard, Pétion drangen mit Kraft darauf, daß ihm wiederfahren würde; Tallien, Bil-

lot-Varennes, Chabot, Merlin widersetzten sich und sagten, man wolle von neuem das Urtheil durch Ränke hinausschieben. Endlich bewilligte die Versammlung einen Anwalt. Eine Abordnung wurde an Ludwig XVI. abgesendet, um ihm dieses anzuzeigen, und ihn zu fragen, auf wen seine Wahl falle. Der König bezeichnete Target, oder an seiner Stelle Tronchet, und wenn es möglich sei', beide zugleich. Außerdem verlangte er Tinte, Federn und Papier, um an seiner Vertheidigung arbeiten zu können, so wie die Erlaubniß seine Familie sehen zu dürfen. Der Convent beschloß sogleich, daß er alles zum Schreiben nothwendige erhalten sollte, daß den beiden gewählten Vertheidigern die Anzeige gemacht werden würde, er mit ihnen frei sich besprechen dürfte, und er sich den Anblick seiner Familie verschaffen könne.

Target schlug den Antrag des Königes unter dem Vorwande ab, daß er schon seit 1785 nicht mehr öffentlich sprechen könne. Tronchet dagegen schrieb sogleich, daß er die ihm übertragene Vertheidigung übernehme, und während man sich damit beschäftigte, einen neuen Anwalt zu bezeichnen, erhielt der Convent einen Brief von dem verehrungswürdigen siebzigjährigen Malesherbes, dem Freunde Turgot's, und dem geachtetsten Richter Frankreichs. Der edle Greis schrieb dem Präsidenten: „Ich bin zweimal in den Rath dessen berufen worden, der mein Herr war, zu einer Zeit wo dieses Amt das Ziel jedes Ehrgeitzes war: ich bin ihm denselben Dienst zu einer Zeit schuldig, wo dieses Amt von Vielen für gefährlich gehalten wird."

Er bat den Präsidenten Ludwig XVI. zu benachrichtigen, daß er bereit sei, sich seiner Vertheidigung zu widmen.

Noch viele andere Bürger erboten sich dazu, und man theilte dem Könige die Nachricht mit. Er dankte allen

und nahm nur Tronchet und Malesherbes an. Der Gemeinderath beschloß, daß die beiden Vertheidiger selbst an den geheimsten Theilen untersucht werden sollten, ehe sie zu Ludwig XVI. gelassen würden. Der Convent, welcher einen freien Verkehr verordnet hat, wiederholte seinen Befehl, und sie hatten nun ungehinderten Zutritt. Bei Malesherbes Anblick eilte der König ihm entgegen; der ehrwürdige Greis fiel ihm in Thränen zerfließend zu Füßen. Ludwig hob ihn auf, und sie hielten sich lange umarmt. Sie beschäftigten sich sodann sogleich mit der Vertheidigung. Abgeordnete des Conventes brachten täglich die Beweisstücke in den Tempel mit dem Auftrage sie mitzutheilen, allein nie aus der Hand zu lassen. Der König gieng sie mit vieler Aufmerksamkeit und einer Ruhe durch, welche die Abgeordneten in ein immer steigendes Erstaunen versetzte.

Der einzige Trost, welchen er verlangt hatte, den nämlich seine Familie zu sehen, war ihm trotz des Befehles der Versammlung nicht gewährt worden. Der Gemeinderath widersetzte sich und verlangte eine Zurücknahme des Befehles. „Verordnet was Ihr wollt, sagte Tallien, wenn der Gemeinderath nicht will, so wird doch nichts daraus.“ Diese unverschämte Aeußerung hatte einen ungeheuren Lärmen verursacht. Allein die Versammlung änderte doch ihren Beschluß dahin ab, daß der König seine beiden Kinder um sich haben könne, allein unter der Bedingung, daß sie während des ganzen Prozesses nicht zu ihrer Mutter zurückkehren dürften. Der König fühlte, daß sie ihrer Mutter nothwendiger seien, und wollte sie also derselben nicht entziehen, und unterwarf sich diesem neuen Schmerz mit einer Ergebung, welche nichts ändern konnte.

Je weiter der Prozeß vorschritt, desto mehr fühlte

man die Wichtigkeit der Frage. Die einen sahen ein, daß wenn man durch einen Königsmord das Königthum angreife, man sich in eine Reihe von unerbittlichen und blutigen Thaten einlasse und der alten Ordnung der Dinge einen Krieg auf Leben und Tod ankündige; sie wollten zwar allerdings diese alte Ordnung der Dinge entfernt wissen, allein sie doch nicht auf eine so gräßliche Art zerstören. Die andern dagegen wollten einen solchen Vernichtungs-Krieg, der kein Schwanken, kein Zurückkehren gestatte, und zwischen dem Königthum und der Umwälzung einen Abgrund grabe. Die Person des Königes verschwand beinahe gegen die Unermeßlichkeit dieser Frage, und man beschäftigte sich nur damit, ob man mit der Vergangenheit durch eine schreckliche und auffallende Handlung brechen müsse oder nicht. Man hatte nur die Folgen im Gesichte, und bekümmerte sich wenig um das Opfer, welches fallen sollte.

Unter diesen Umständen setzten die Girondisten den Jakobinern lebhaft zu, sie riefen ihnen ohne Unterlaß die Verbrechen des Septembers ins Gedächtniß, und stellten sie als Beförderer der Gesetzlosigkeit vor, welche den Convent durch Schrecken beherrschen, und den König opfern wollen, um ihn durch Triumvirn zu ersetzen. Guadet gelang es beinahe, sie aus dem Convente zu stoßen, indem er einen Beschluß durchsetzte, daß die Wahlversammlungen von ganz Frankreich zusammenberufen werden sollten, um ihre Abgeordneten zu ernenern oder zu bestätigen. Dieser nach einigen Minuten wieder zurückgenommene Beschluß hatte die Jakobiner in den größten Schrecken versetzt. Andere Umstände beunruhigten sie noch weit mehr. Der Verbündeten kamen immer noch mehr an. Die Gemeinden schickten eine Menge Eingaben ein, welche zwar die Republik billigten und den Convent wegen ihrer Einführung

lobten, allein auch die Verbrechen und Ausschweifungen der Gesetzlosigkeit verdammten. Die afiliirten Gesellschaften warfen immer der Mutter-Gesellschaft vor, daß sie unter ihren Mitgliedern Blutmenschen habe, welche die öffentliche Sitten verderben, und die Sicherheit des Conventes bedrohen. Einige derselben sagten sich von der Mutter los, wollten nichts mehr von der Afiliation hören, und kündigten an, daß sie auf das erste Zeichen nach Paris eilen und dem Convente zu Hülfe kommen würden. Alle verlangten Marat's, und einige sogar Robespierre's Ausstoßung.

Die Jakobiner waren darüber in Verzweiflung und behaupteten die öffentliche Meinung in Frankreich verschlimmere sich; sie versprachen sich einig zu seyn, und keine Zeit zu verlieren, um in die Provinzen zu schreiben, und ihre verirrten Brüder aufzuklären, sie beschuldigten den Verräther Roland ihren Briefwechsel aufzufangen, und heuchlerische Briefe unterzuschieben, welche die Gemüther mißstimmten. Sie schlugen freiwillige Beiträge vor, um gute Schriften, namentlich die bewundernswerthen Reden Robespierre's zu verbreiten, und suchten Mittel sie trotz Roland zu verschicken, der das Postgeheimniß verletze. Doch gestanden sie ein, daß Marat ihnen durch seine wüthenden Schriften schade, und Frankreich sollte von ihnen erfahren, welchen Unterschied sie zwischen Marat, den seine heiße Einbildungskraft zu weit hinreisse, und dem weisen, dem tugendhaften Robespierre machen, der immer in den Gränzen der Wahrheit bleibe, und ohne Schwäche, allein auch ohne Uebertreibung wolle, was recht und was möglich sei. Ein heftiger Streit hatte sich über diese beiden Manner entsponnen. Man hatte anerkannt daß Marat kühn und selbstdenkend, allein zu weit gehend sei. Er sei, sagten einige, der Sache des Volkes nützlich gewesen, al-

lein er wisse kein Ende zu finden. Die Vertheidiger Marat's sagten, er selbst halte nicht für nöthig, daß alles geschehe, was er vorschlage, und er wisse besser als Jemand, wo man stehen zu bleiben habe. Sie führten mehrere Aussprüche von ihm an. „Man kann nur Einen Marat in der Republik brauchen. — Ich verlange das Höchste um das Mindeste zu erlangen. — Ehe sollte meine Hand verdorren als schreiben, wenn ich glaubte, daß das Volk alles thäte, was ich ihm rathe. — Ich überbiete dem Volke, weil ich weiß, daß es mit mir handelt." Die Galerieen unterstützten diese Vertheidigung durch ihren Beifall. Doch beschloß die Gesellschaft ein Rundschreiben abzufassen, in welchem sie den Charakter Marat's und Robespierre's schildern, und erklären wollte, welchen Unterschied sie zwischen der Klugheit des einen, und der Wuth des andern mache. Nachher wurden noch verschiedene weitere Vorschläge gemacht; und vorzüglich der Beschluß gefaßt, unaufhörlich den Abmarsch der Verbündeten an die Gränze zu verlangen. So oft man denn auch vernahm, daß Dumouriez's Heer durch Ausreisserei geschwächt werde, so rief man, der Abgang der Verbündeten sei nothwendig. Marat schrieb, man halte nun schon seit langer als einem Jahre die zuerst abgegangenen Freiwilligen zurück, und es sei billig, sie durch die in Paris befindlichen zu ersetzen. Man hörte, daß Custine habe Frankfurt verlassen müssen, daß Beurnonville einen vergeblichen Angriff auf das Kurfürstenthum Trier gemacht habe, und die Jakobiner behaupteten nun, daß, wenn die beiden Feldherren die Verbündeten bei sich gehabt hätten welche unnützerweise in der Hauptstadt liegen, sie diese Verluste nicht erlitten haben würden.

Die Nachrichten von Beurnonville's vergeblichem Versuche, und von Custine's Niederlage hatten eine große

Gährung verursacht. Diese Nachtheile waren übrigens leicht vorauszusehen, denn Beurnonville, in schlechter Jahreszeit und ohne hinlängliche Hülfsmittel uneinnehmbare Stellungen angreifend, konnte unmöglich seinen Zweck erreichen; und Custine, der, um seine Tollkühnheit nicht eingestehen zu müssen, durchaus nicht freiwillig an den Rhein zurückgehen wollte, mußte nothwendigerweise zu einem Rückzuge auf Mainz gezwungen werden. Oeffentliche Unfälle aber sind für Partheien eine Gelegenheit zu Vorwürfen. Die Jakobiner, welche die der Aristokratie verdächtigen Generale nicht liebten, schrieen gegen sie und schuldigten sie an, Feuillans und Girondisten zu seyn. Marat erhob sich aufs neue gegen die Eroberungswuth, die er immer getadelt habe, und welche nur ein versteckter Ehrgeitz der Feldherren sei, um zu einem schreckeneinjagenden Grad von Macht zu gelangen. Robespierre, seine Vorwürfe nach seinem Hasse richtend, behauptete, nicht die Generale seien anzuklagen, sondern die ruchlose Faction, welche den Convent und die ausübende Gewalt beherrsche. Der verrätherische Roland, der schleichende Brissot, die schurkischen Louvet, Guadet, Vergniaud seien Schuld an allem Unheile Frankreichs. Er wünscht zuerst von allen durch sie ermordet zu werden; allein vorher noch wolle er das Vergnügen haben sie öffentlich anzuklagen. Dumouriez und Custine, setzte er bei, kannten sie wohl, und hüteten sich, mit ihnen sich einzulassen: allein Jedermann fürchtet sie, weil sie über das Geld, die Stellen, alle Quellen des Staats verfügen. Ihre Absicht sei, denselben zu unterjochen, und deßwegen hindern sie alle wahre Vaterlands-Freunde, widerstreben ihrer Thätigkeit, und setzen Frankreich einer Besiegung durch seine Feinde aus. Ihre Haupt-Absicht sei, die Gesellschaft der Jakobiner zu zerstören, und jeden zu erdolchen, der es wagen würde, ihnen zu wider-

stehen. Was mich betrifft, rief Robespierre, was mich betrifft, ich verlange von Roland erdolcht zu werden! (Sitzung vom 12ten December.).

Dieser wüthende Haß theilte sich der ganzen Gesellschaft mit, und bewegte sie wie ein aufrührerisches Meer. Man versprach sich die Gegner auf Leben und Tod zu bekampfen; man verwarf zum Voraus jeden Gedanken an Versöhnung, und, wie wenn von einem neuen Ausgleichungs-Entwurfe die Rede gewesen wäre, verband man sich für immer den Judas-Kuß zu verwehren *).

Dieselben Auftritte trugen sich auch im Convente zu während der Ludwig XVI. zu seiner Vertheidigung eingeräumten Zeit. Man wiederholte immer wieder, die Vaterlandsfreunde werden von den Königlichgesinnten bedroht, und es werden überall Flugschriften für den König verbreitet. Thuriot schlug ein Mittel vor, nämlich Todesstrafe gegen Jeden, welcher die Einheit der Republik stören, oder einen Theil von derselben abreissen wolle. Es war dieß ein Beschluß gegen den fabelhaften Föderalismus, das heißt gegen die Girondisten. Buzot beeilte sich durch einen anderen Beschluß zu antworten, und schlug die Verbannung der Familie Orléans vor. Die Partheien wechseln immer Falschheit gegen Falschheit, und rächen sich durch Verläumdungen für Verläumdungen. Während die Jakobiner den Girondisten den Vorwurf des Föderalismus machten, klagten diese sie an, den Herzog von Orléans für den Thron zu bestimmen, und Ludwig XVI. nur deßwegen opfern zu wollen, um die Stelle zu erledigen.

Der Herzog von Orléans lebte in Paris und gab sich

---

*) Baiser la mourette, ein unübersetzliches Wortspiel, das auf den Aussöhnungs-Antrag des Bischoffs Lamourette anspielt, von dem in Band II. Seite 134 die Rede war.

Uebers.

vergebliche Mühe, sich im Schooße des Conventes vergessen zu machen. Es war dieses freilich kein schicklicher Platz für ihn, mitten unter den wüthenden Pöbelfreunden, allein wohin fliehen? In Europa stieß er überall auf die Ausgewanderten, und Beschimpfung, wo nicht Tod erwarteten den Verwandten des königlichen Hauses, der seine Geburt und seinen Rang verläugnet hatte. In Frankreich bemühte er sich seinen Rang unter den niedrigsten Titeln zu verbergen, und nannte sich Egalité. Allein das unverlöschliche Andenken an seine Herkunft, und das Zeugniß seiner unermeßlichen Reichthümer blieb. Wie wollte er, ohne sich in Lumpen zu hüllen, und sich durch übertriebenen Cynismus verächtlich zu machen, dem Verdachte entgehen? In den Reihen der Girondisten wäre er am ersten Tage verloren gewesen, und alle Vorwürfe von Anhänglichkeit an das Königthum wären gerechtfertigt erschienen. Bei den Jakobinern hatte er das wüthende Paris zur Stütze, allein dagegen entgieng er den Anklagen der Girondisten nicht. Diese verziehen ihm seine Verbindung mit ihren Feinden nicht, und nahmen an, daß er, um sich Duldung zu verschaffen, seine Schätze an die Gesetzstörer verschwende, und sie mit seinem Reichthum mächtig unterstütze.

Der verdachtvolle Louvet gieng noch weiter, und war ganz ernstlich der Meinung, daß er noch immer Hoffnung auf den Thron nähre. Ohne diese Meinung zu theilen, allein um den Ausfall Thuriot's durch einen andern zurückzutreiben, bestieg Buzot die Rednerbühne: „Wenn der von Thuriot vorgeschlagene Beschluß das Vertrauen wieder bringen soll, so will auch ich einen Vorschlag machen, der diese Wirkung nicht minder haben wird. Das Königthum ist umgestürzt, allein es lebt noch in den Gewohnheiten, in dem Andenken seiner alten Anhänger. Ahmen wir den Römern nach: sie haben Tarquin und seine Familie

verjagt: verjagen wir, wie sie, die Familie der Bourbone. Ein Theil derselben liegt im Kerker, allein ein anderer Theil ist viel gefährlicher, weil er weit beliebter war; es ist die Familie Orléans. Das Bildniß Orléans wurde im Triumph in Paris umhergetragen, seine von glänzendem Muthe beseelten Söhne zeichnen sich in unsern Heeren aus, und selbst ihre Verdienste machen sie gefährlich für die Freiheit. Mögen sie dem Vaterland ein letztes Opfer bringen, sich aus seinen Gränzen verbannen, und anderswohin das Unglück tragen, dem Throne nahe gestanden zu seyn, und das noch größere Unglück, einen uns verhaßten Namen zu führen, von dem das Ohr jedes freien Mannes verletzt wird."

Louvet folgte Buzot und wendete sich geradezu an Orléans, führte ihm das Beispiel der freiwilligen Verbannung des Collatinus an, und forderte ihn auf, demselben nachzuahmen. Lanjuinais erinnerte an die Pariser Wahlen, die auch Egalité zum Abgeordneten gemacht, wie sie unter dem Dolche der Gesetzstürmer vollzogen worden seien; er erinnerte an die Bemühungen einen Kanzler von Orléans zum Kriegsminister zu machen, an den von seinen Söhnen im Heere errungenen Einfluß; und aus allen diesen Gründen verlangte er die Verbannung der Bourbone. Bazire, Saint-Just, Chabot widersetzten sich, mehr aus Haß gegen die Girondisten, denn aus Theilnahme an Orléans. Sie behaupten, itzt sei doch nicht die Zeit gegen den einzigen der Bourbone zu verfahren, welcher sich gegen das Volk gut betragen habe; zuerst sei der gefangene Bourbon zu bestrafen, dann die Verfassung zu entwerfen, und dann könne man sich mit den gefährlich gewordenen Bürgern beschäftigen; überdieß heiße, Orléans außerhalb Frankreich verbannen, ihn in den Tod schicken, und diese grausame Maasregel müsse man wenigstens verschieben.

Doch wurde die Verbannung durch Zuruf beschlossen. Es war bei der Abfassung des Beschlusses nur noch von der Zeit der Verbannung die Rede. „Da Ihr den Ostracismus gegen Egalité anwendet, ruft Merlin, so wendet ihn gegen alle Gefährlichen an, und vor allen verlange ich ihn gegen die ausübende Gewalt. — Gegen Roland, ruft Albitte. — Gegen Roland und Pache, setzt Barrère bei, weil sie zur Ursache des Streites unter uns geworden sind; beide werden aus dem Ministerum verbannt, um uns Einigkeit und Frieden wieder zu geben. — Allein Kersaint fürchtet England möchte eine solche Auflösung des Ministeriums benutzen, um einen verderblichen Krieg zu erwecken, wie dieß 1757 der Fall gewesen sei, als d'Argenson und Machaud entlassen worden seien.

Rewbel frägt, ob man einen Volksvertreter verbannen könne, und ob nicht Philipp Egalité in dieser Eigenschaft der ganzen Nation angehöre. Diese verschiedenen Bemerkungen halten die Menge auf. Man beobachtet, man unterbricht sich, kömmt zurück, und ohne den Beschluß wegen der Verbannung der Bourbone zurückzunehmen, verlegt man die Berathung, ob man Egalité verbannen, und ohne Gefahr die Minister des Innern und des Krieges erneuen könne, auf den dritten Tag, um ruhiger zu werden und reiflicher darüber nachzudenken.

Man kann sich denken, welcher Lärmen auf diese Berathung bei den Jakobinern, im Gemeinderathe und in den Sectionen entstand. Man schrie auf allen Seiten über Ostracismus und es wurden Eingaben vorbereitet für die Wiedereröffnung der Berathung. Diese eröffnete sich wieder nach Verfluß der drei Tage; der Maire kam an der Spitze der Sectionen, um den Widerruf des Beschlusses zu fordern; die Versammlung gieng nach Verlesung der Eingaben zur Tagesordnung über, allein Pétion,

welchen der Lärmen, den die Frage erregte, beunruhigte, verlangte Vertagung bis nach dem Urtheile über Ludwig XVI. Diese Art Uebereinkunft wurde angenommen, und alle warfen sich nun wieder gemeinschaftlich über das unglückliche Opfer her, und der Proceß wurde wieder aufgenommen.

Die dem Könige zu Anfertigung seiner Vertheidigung eingeräumte Zeit war kaum hinreichend um die unermeßlichen Materialien durchzugehen, auf welche sie gegründet werden sollte. Die beiden Vertheidiger verlangten daher noch einen jüngeren, thätigeren, welcher die Vertheidigung abfassen und halten sollte, während sie die Mittel aufsuchen und vorbereiten wollten. Dieser junge Advokat war Deséze, welcher Besenval nach dem 14ten Juli vertheidigt hatte. Da der Convent die Vertheidigung genehmigt hatte, so schulg er einen weitern Anwalt nicht ab, und Deséze erhielt, wie Tronchet und Malesherbes, die Erlaubniß, in den Tempel zu gehen. Eine Abordnung brachte alle Tage die Beweisstücke hin, zeigte sie dem Könige, welcher sie mit vieler Kaltblütigkeit aufnahm, wie wenn, sagte ein Bericht des Gemeinderathes, der Proceß einen Dritten betroffen hätte. Er war gegen die Abgeordneten äußerst artig, und ließ für sie auftragen, wenn die Sitzungen zu lange gedauert hatten. Während er sich so mit dem Processe beschäftigte, fand er ein Mittel mit seiner Familie in Verbindung zu treten. Er schrieb auf das Papier, welches man ihm zu seiner Vertheidigung gegeben hatte, und die Prinzessinnen antworteten durch Nadelstiche. Manchmal wickelte man die Papiere in Garnknäulchen, die ein Aufwärter beim Auftragen auf die Tafel warf, anderemale ließ man sie an einem Faden von einem Stockwerke zum andern herab. Die armen Gefangenen gaben sich Nach-

richt von ihrer Gesundheit, und fanden einen großen Trost darin sich nicht krank zu wissen.

Desèze hatte endlich seine Vertheidigung, an welcher er Tag und Nacht arbeitete, vollendet. Der König strich alles aus, was ihm zu rednerisch erschien, und wollte, er solle sich an die einfache Entwicklung der Vertheidigungsmittel halten. Am 26sten war um halb zehn Uhr Morgens die ganze gewaffnete Macht auf den Beinen, um ihn vom Tempel nach dem Versammlungshause zu bringen; die nämlichen Vorsichtsmaasregeln, und die nämliche Ordnung wurden beobachtet, wie das erstemal. Der König unterhielt sich im Wagen des Maire mit derselben Ruhe, wie gewöhnlich; man sprach von Seneka, Livius, den Hospitalern; er spottete sogar ziemlich fein über einen der Gemeindebeamten, welcher den Hut im Wagen aufbehalten hatte. Im Versammlungsgebäude angelangt zeigte er sehr viele Sorgfalt für seine Vertheidiger, er setzte sich in der Versammlung neben sie, betrachtete mit Ruhe die Reihen seiner Ankläger und Richter, suchte zu erforschen, welchen Eindruck Desèze's Rede auf sie mache, und unterhielt sich mehreremale lachelnd mit Tronchet und Malesherbes. Die Versammlung hörte die Vertheidigung mit starrem Schweigen an, und zeigte keine Mißbilligung.

Zuerst beschäftigte sich der Vertheidiger mit den Rechtsgrundsätzen, und dann mit den Ludwig XVI. Schuld gegebenen Thatsachen. Obgleich die Versammlung durch den Beschluß, daß der König durch sie gerichtet werden solle, mittelbarerweise bestimmt hatte, daß Unverletzlichkeit nicht in Anspruch genommen werden könne, so zeigte Desèze doch sehr gut, daß die Freiheit der Vertheidigung unbeschränkt bleibe, und sie auch nach diesem Beschlusse noch bestehe; daß also, wenn Ludwig die Unverletzlichkeit glaube vertheidigen zu können, ihm dieses zustehen müsse. Zuerst

war er genöthigt die Souveränetät des Volkes einzugestehen, er behauptete aber, wie alle Vertheidiger der Verfassung von 1791, daß das souveräne Volk, obgleich Oberherr, doch sich verbindlich machen könne, daß es sich gegen Ludwig XVI. durch Festsetzung der Unverletzlichkeit habe wollen verbindlich machen; daß es nach den Grundsätzen des einherrlichen Staates keine Widersinnigkeit begangen habe; und daß, wenn sich der König auch alle möglichen Fehler schuldig gemacht habe, er nur durch Entsetzung bestraft werden dürfe. Er sagte, ohne diese Annahme wäre die Verfassung von 1791 eine treulose dem König gestellte Falle, da man ihm etwas versprochen haben würde, mit der Absicht es nicht zu halten. Er sagte ferner, daß, wenn man Ludwig XVI. auch seine Rechte als König nicht gewähren wolle, man ihm zum mindesten die als Bürger lassen müsse, und er fragte, wo die schützenden Formen seien, welche jeder Bürger berechtigt sei zu verlangen, zum Beispiele eine Trennung der Anklage-Geschworenen von den Richter-Geschworenen; das Recht auszuschliessen; die nothwendige Mehrheit von zwei Drittheilen; die geheime Abstimmung, und das Schweigen der Richter während ihre Meinung sich bilde? Er gieng dann zu der Auseinandersetzung der Thatsachen über, die er unter zwei Abtheilungen brachte, diejenigen welche der Annahme der Verfassungsurkunde vorgiengen, und diejenigen, welche ihr nachfolgten. Die ersteren seien unstrafbar durch die Annahme dieser Urkunde, die späteren durch die Unverletzlichkeit. Doch weigere er sich nicht, sie durchzugehen; und er that dieses auch auf eine siegreiche Art, denn man hatte nur eine Menge unbedeutender Einzelnheiten zusammengebracht in Ermanglung unmittelbarer Beweise des Einverständnisses mit den Fremden; von dem man zwar überzeugt war, allein doch noch keinen bestimmten Beweis

hatte. Er widerlegte glänzend die Anschuldigung das Blut der Franzosen am 10ten August vergossen zu haben. An diesem Tage war auch allerdings nicht der König, sondern das Volk der angreifende Theil gewesen. Und es war doch ganz gesetzlich, daß Ludwig XVI. sich gegen einen Angriff vertheidigte, und die nöthigen Sicherheitsmaasregeln nahm. Die Behörden selbst hatten es gebilligt und den Truppen den bestimmten Befehl gegeben, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Und dessen ungeachtet, sagte Desèze, wollte der König keinen Gebrauch von dieser Erlaubniß machen, sondern zog sich in den Schooß der gesetzgebenden Versammlung zurück, um jedes Blutvergießen zu verhindern. Der Kampf konnte ihm nicht mehr beigemessen werden, und hätte ihm eher Dank als Strafe bringen sollen, da es ein Befehl von seiner Hand war, auf den hin die Schweitzer die Vertheidigung des Schlosses und ihres Lebens aufgegeben haben. — Es sei also eine schreiende Ungerechtigkeit dem Könige Blutververgießen vorzuwerfen, in diesem Punkte sei er ganz untadelhaft und voll Gefühl und Tugend.

Der Vertheidiger schloß mit folgenden kurzen und wahren Worten, den einzigen in welchen die Rede von Ludwigs XVI. Tugenden war:

„Mit zwanzig Jahren bestieg Ludwig einen Thron, und seit zwanzig Jahren gab er auf dem Throne das Beispiel guter Sitten; er brachte keine strafbare Schwäche, noch eine verderbende Leidenschaft mit; er war sparsam, gerecht, strenge, und zeigte sich immer als einen getreuen Freund des Unglücks. Das Volk verlangte die Aufhebung einer harten auf ihm lastenden Abgabe: er hob sie auf; das Volk forderte die Aufhebung der Leibeigenschaft: er hob sie zuerst auf den Krongütern auf: das Volk bat um eine Verbesserung der Strafgesetzgebung, um Milde-

rung des Looses der Angeklagten: er nahm die Abänderungen vor: das Volk wollte, daß tausende von Franzosen, welche die Strenge der Gewohnheit von den allen Bürgern gebührenden Rechten ausschloß, diese Rechte erhalten sollen: er ließ sie durch seine Gesetze derselben genießen; das Volk wollte Freiheit: er gab sie ihm! Er selbst kam ihm mit Opfern entgegen, und doch fordert man heute im Namen desselben Volkes — Bürger, ich endige nicht — ich halte an vor der Geschichte: Bedenkt daß sie Euer Urtheil richten wird, und daß das ihrige das der Jahrhunderte seyn wird!"

Ludwig XVI. nahm unmittelbar nach seinem Vertheidiger das Wort, und sprach einige Worte die er aufgeschrieben hatte:

„Man hat, sagte er, Ihnen meine Vertheidigungsgründe auseinandergesetzt; ich werde sie nicht wiederholen; ich spreche vielleicht zum letztenmale zu Ihnen, und erkläre, daß mir mein Gewissen nichts vorwirft, und daß meine Vertheidiger die Wahrheit gesagt haben.

„Ich habe es nie gescheut, daß mein Betragen öffentlich untersucht werde; allein es schmerzt mich tief in der Anklage-Acte zu lesen, daß ich das Blut des Volkes habe vergießen wollen, und besonders, daß das Unglück vom 10ten August mir zugeschrieben wird.

„Ich gestehe, daß die vielfachen Beweise, welche ich zu allen Zeiten von meiner Liebe zum Volke gab, und die Art, wie ich mich immer betragen habe, hätten beweisen sollen, daß ich nicht fürchtete mich auszusetzen um sein Blut zu schonen, und daß ich eine solche Beschuldigung nicht verdiente."

Der Präsident fragte dann Ludwig XVI., ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe. Da der König erklärte, alles gesagt zu haben, so sagte ihm der

Präsident, daß er abtreten könne. In einen benachbarten Saal sammt seinen Vertheidigern gebracht beschäftigte er sich mit Sorgfalt mit dem jungen Desèze, den das lange Sprechen angegriffen zu haben schien. Dann wurde er wieder in den Wagen geführt, wo er mit derselben Heiterkeit mit seinen Begleitern sprach. Er kam um fünf Uhr im Tempel an.

Kaum hatte er den Convent verlassen, so war dort ein fürchterlicher Sturm losgebrochen. Die einen wollten, man solle die Berathung über des Königes Betragen eröffnen; die andern beklagten sich über die ewigen Zögerungen, mit denen man die Entscheidung hinausschiebe, verlangten sogleich namentliche Abstimmung, weil in jedem Gerichtshofe sogleich nach Vernehmung des Angeklagten zur Abstimmung geschritten werde. Lanjuinais nährte seit dem Anfange des Processes eine Erbitterung, die zu unterdrücken ihm sein heftiger Charakter nicht länger erlaubte. Er schwingt sich auf die Rednerbühne, und verlangt hier mitten in dem durch seine Gegenwart erzeugten Lärmen, nicht einen Aufschub der Berathung, sondern eine Niederschlagung des ganzen Verfahrens; er ruft, die Zeit der Blutmenschen sei itzt vorüber, man dürfe die Versammlung nicht durch einen Spruch gegen Ludwig XVI. entehren; Niemand in Frankreich habe dazu ein Recht, und namentlich die Versammlung sei durchaus nicht berechtigt dazu; wenn sie als politischer Körper handeln wolle, so dürfe sie nur Sicherheitsmaasregeln gegen den ehemaligen König nehmen; wenn sie aber als Gerichtshof sprechen wolle, so übertrete sie alle Grundsätze, denn das heiße ja den Besiegten durch den Sieger richten lassen, da die Mehrzahl der Mitglieder sich für Verschwörer vom 10ten August erklärt haben. — Bei dem Worte Verschwörer erhebt sich ein furchtbares Geschrei von allen

Seiten. Man ruft: Zur Ordnung! In die Abtei! Herunter von der Rednerbühne! — Lanjuinais sucht vergeblich sich des Wortes wegen zu rechtfertigen, indem er sagt, es müsse in einem günstigen Sinne verstanden werden, da der 10te August eine ehrenvolle Verschwörung sei: er fährt mitten im Larmen fort, und schließt mit der Versicherung, lieber tausendmal sterben zu wollen, als gegen das Gesetz auch den abscheulichsten Wütherich zu verurtheilen.

Eine Menge Redner folgen ihm, und der Lärmen steigt immer. Man will nichts mehr hören, man verläßt seinen Platz, man vermengt sich, man bildet Haufen, bedroht, beleidigt einander, so daß der Präsident genöthigt ist sich zu bedecken. Nach einer Unruhe von einer Stunde legt sich der Larmen in etwas, und die Versammlung nimmt den Vorschlag derjenigen an, welche das Betragen Ludwigs XVI. untersucht haben wollen, und beschließt, daß die Berathung eröffnet sei und mit Ausschluß aller andern Geschäfte bis zur Fällung des Urtheils fortgesetzt werden soll.

Die Berathung wird also am 27sten wieder vorgenommen; eine Menge schon gehörter Redner erscheint wieder auf der Rednerbühne. Saint-Just tritt abermals auf; die Gegenwart des gedehmüthigten, besiegten und auch im Unglücke noch ruhigen Königes hat einige Einwürfe bei ihm aufsteigen machen. Allein er beantwortet sie, indem er Ludwig XVI. einen bescheidenen, geschmeidigen Zwingherrn nennt, der mit Bescheidenheit unterdrückt habe, sich mit Bescheidenheit vertheidige, und gegen dessen einschmeichelnde Sanftmuth man sich aufs äußerste hüten müsse. Er habe die Reichsstände einberufen, allein dieß sei geschehen um den Adel zu erniedrigen, und durch Trennung zu herrschen: auch habe er sie, sobald er ihre schnell wachsende Macht bemerkt habe, sogleich wieder sprengen

wollen. Am 14ten Juli, am 5ten und 6ten October habe man ihn heimlich die Mittel sammeln sehen, um das Volk zu besiegen; allein jedesmal, so oft diese Verschwörungen durch den Ernst des Volkes gesprengt worden seien, habe er geschienen, es zu bereuen, und über seine Niederlage und den Sieg des Volkes eine heuchlerische und unnatürliche Freude bezeugt. Seither habe er, weil er nicht mehr Gewalt habe gebrauchen können, die Vertheidiger der Freiheit bestochen, mit den Fremden unterhandelt, seine Minister in Verzweiflung gebracht, und einen derselben genöthigt ihm zu schreiben: „Ihre geheimen Verbindungen hindern mich die Gesetze zur Vollziehung zu bringen, deßhalb ziehe ich mich zurück." Mit Einem Worte er habe alle Mittel der tiefsten Heuchelei bis zum 10ten August angewendet und noch itzt zeige er eine unwahre Sanftmuth, um seine Richter zu rühren und ihnen zu entgehen.

Auf diese Art stellte sich die so natürliche Unsicherheit Ludwigs XVI. einem heftigen Menschen dar, der eine berechnete und verständige Hinterlist da sah, wo nur Schwäche und Bedauern des Vergangenen war. Andere Redner folgten auf Saint-Just und man erwartete mit Ungeduld, daß die Girondisten das Wort nähmen; sie hatten sich noch nicht ausgesprochen, und es war endlich hohe Zeit dazu. Wir haben schon gesehen, welches ihre Stimmung und ihre Neigung war, einen Widerstand von Seiten des Königes zu entschuldigen, den sie besser als ihre Gegner faßten. Vergniaud gestand seine Rührung gegen seine Freunde. Ohne vielleicht eben so bewegt zu seyn, waren alle geneigt, Mitleiden mit dem Opfer zu haben; und in dieser Stimmung ergriffen sie ein Mittel, welches ihre innere Bewegung und ihre unangenehme äußere Stellung beweist: dieses Mittel war die Berufung auf das Volk. Die Girondisten wollten eine gefährliche Verantwortlich-

keit abwerfen, und der ganzen Nation den Vorwurf der Grausamkeit aufladen, wenn der König verurtheilt würde, den der Königsliebe, wenn er freigesprochen würde; und dieses Betragen war schwach. Wenn sie beim Anblicke des großen Unglücks Ludwigs XVI. gerührt waren, so mußten sie den Muth haben, ihn selbst zu vertheidigen, und nicht einen Bürgerkrieg dadurch veranlassen, daß sie eine Frage den vierundvierzigtausend Gemeinden überwiesen, welche alle Partheien einander entgegenstellen und die wüthendsten Leidenschaften erwecken mußte. Sie mußten sich der öffentlichen Gewalt mit Kraft bemächtigen, sie selbst zu gebrauchen wissen, und nicht auf das ganze Land ein Geschäft abladen, dem sie sich nicht gewachsen fühlten, und welches einen furchtbaren innern Krieg erregt hätte. Die Girondisten gaben hier ihren Gegnern einen unendlichen Vortheil, indem sie ihnen Gelegenheit zu dem Vorwurfe gaben, sie suchen einen Bürgerkrieg zu erregen, und sie haben weder Muth noch Offenheit. Auch sagte man sogleich bei den Jakobinern, daß die, welche Ludwig XVI. geradezu freisprechen wollen, offener und achtenswerther als die seien, welche die Berufung an das Volk verlangen. Allein so ist immer das Betragen der gemäßigten Partheien: hier wie am 2ten und 3ten September zauderten die Girondisten sich für einen König auszusetzen, den sie als ihren Feind betrachteten, und der sie, wie sie glaubten, durch fremde Horden hatte wollen vernichten lassen; allein gerührt beim Anblicke dieses überwundenen Feindes, versuchten sie ihn zu vertheidigen, erboßten sich über die gegen ihn begangene Gewaltthat, und thaten somit genug, um sich zu verderben, ohne genug zu thun, um ihn zu retten.

Salles, welcher sich Louvet's Träumereien am meisten hingab, und ihn sogar im Glauben an angebliche

Verschwörungen noch übertraf, schlug zuerst in der Sitzung vom 27sten die Berufung an das Volk vor. Er tadelte mit aller republikanischen Heftigkeit des Königes Betragen, gestand, daß er die strengsten Strafen verdient habe, machte aber doch bemerklich, daß die Versammlung keine Rache, sondern eine große staatsrechtliche Handlung auszuüben habe; man müsse also die Frage aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Wohles betrachten. Nun sehe er sowohl bei der Lossprechung als bei der Verurtheilung ungeheure Nachtheile. Die Lossprechung wäre eine ewige Ursache zu Unruhen, und der König würde der Vereinigungspunkt aller Partheien. Das Andenken an seine Verbrechen würde der Versammlung immer vorgehalten werden um ihr ihre Schwäche vorzuwerfen: die Ungestraftheit würde zum öffentlichen Aergernisse gereichen und vielleicht Volks-Aufstände erzeugen, jedem Unruhestifter zum Vorwande dienen. Die Blutmenschen, welche den Staat durch ihre Unthaten schon in Verwirrung gebracht haben, würden sich der Freisprechung bedienen, um neue Schandthaten zu entschuldigen, so wie sie der Langsamkeit der Gerichtshöfe sich bedient hätten, um die September-Morde zu beschönigen. Von allen Seiten würde man dem Convente Schuld geben, nicht den Muth zu haben, diese Unruhen zu beendigen, und den Freistaat durch ein entscheidendes und schreckendes Beispiel zu gründen.

Verurtheilt dagegen, würde der König alle seine Ansprüche seiner Familie hinterlassen, und zwar sie Brüdern hinterlassen, welche, weniger wegen Schwäche verachtet, gefährlicher seien. Das Volk werde nicht mehr die Verbrechen, sondern nur die Strafe sehen, und das Schicksal des Königes vielleicht bemitleiden, und auch hierin können Unruhestifter ein Mittel finden, um es gegen den Convent aufzubringen. Die Fürsten Europa's verharren in einem

tiefen Stillschweigen, weil sie hoffen, eine solche That werde den allgemeinen Unwillen erregen; allein kaum werde das Haupt des Königes gefallen seyn, so werden alle diesen Vorwand benutzen, um über Frankreich herzufallen und es zerstückeln. Vielleicht werde dann Frankreich im Gefühl seiner Leiden dem Convente die Ursache eines solchen unheilbringenden Krieges beimessen.

„Das ist, sprach Salles, die schwierige dem Convent vorgelegte Doppelfrage. In einem solchen Falle muß das Volk selbst entscheiden, und sein Schicksal mit dem Schicksale Ludwigs zugleich bestimmen. Die Furcht vor einem Bürgerkriege ist ungegründet, denn es ist kein Bürgerkrieg ausgebrochen als man die Urversammlungen einberief zur Ernennung eines Conventes, der über das Loos Frankreichs entscheiden sollte, und man scheint ihn auch bei einer andern eben so wichtigen Gelegenheit nicht zu furchten, da man dem Volke die Entscheidung über die Verfassung überlassen will. Noch weniger Stich halten die Einwürfe von Langsamkeit und Schwierigkeit bei der Berathung in vierundvierzigtausend Gemeinden; denn es ist ja von keiner Berathung die Rede, sondern nur von einer Wahl zwischen zwei vom Convente vorgelegten Vorschlägen. Man wird die Urversammlung fragen: Soll Ludwig XVI. hingerichtet, oder bis zum Frieden gefangen gehalten werden? Und sie werden antworten: Gefangen oder Hingerichtet. Durch eigene Eilboten kann in vierzehn Tagen die Antwort von den entferntesten Punkten Frankreichs angekommen seyn."

Diese Meinung machte sehr verschiedenen Eindruck. Serres, Abgeordneter des Departements der hohen Alpen nahm seine frühere Meinung, welche auf Tod gieng, zurück und stimmte für die Berufung an das Volk. Barbaroux bekämpfte die Rechtfertigung des Königes ohne

aber einen Antrag zu stellen, denn er mochte weder gegen den Willen seiner Abordner freisprechen, noch gegen den seiner Freunde verurtheilen. Buzot sprach sich für die Berufung aus; doch änderte er den Vorschlag von Salles, indem er vorschlug der Convent solle selbst den Antrag auf Tod stellen, und von den Urversammlungen nur die Genehmigung des Beschlusses verlangen. Rabaut Saint-Etienne, jener schon in der verfassunggebenden Versammlung durch Kenntnisse und Talente ausgezeichnete protestantische Geistliche, war über die dem Convente zugetheilte Häufung von Gewalten empört: „Was mich betrifft, sprach er, so bin ich meines Antheils an Zwingherrschaft herzlich satt; ich bin müde und erschöpft durch die Tyrannei, welche ich ausübe, und ich seufze nach dem Augenblicke, wo Ihr ein Gericht werdet ernannt haben, das mir das Ansehen und die Haltung eines Wüthrichs abnimmt — Ihr sucht nach Gründen der Staatsklugheit; diese Gründe liegen in der Geschichte. — Das Volk von London, welches den Tod Karls I. so sehr betrieben hatte, war das erste, welches seinen Richtern fluchte, und sich vor seinem Nachfolger in den Staub warf. Als Karl II. den Thron bestieg, gab ihm die Stadt ein herrliches Fest, das Volk überließ sich der unsinnigsten Freude, und lief hin, jene Richter hinrichten zu sehen, welche Karl den Manen seines Vaters opferte. Volk von Paris, Parlament von Frankreich, habt Ihr mich verstanden? —"

Faure verlangte die Zurücknahme aller Beschlüsse wegen Anklage. Endlich trat der düstere Robespierre auf, ganz mit Zorn und Bitterkeit überfüllt. „Auch er, sagte er, sei gerührt gewesen, und habe gefühlt, wie seine republikanische Tugend in seiner Brust wanke beim Anblicke des vor den höchsten Gewalten gedemüthigten Schuldigen. Allein der letzte dem Vaterlande schuldige Beweiß der Auf-

opferung sei die Unterdrückung jeder Regung von Gefühl." Er wiederholte nun alles, was schon über die Zuständigkeit des Conventes, über das ewige Hinausschieben der National-Rache, über die gegen den Zwingherrn bezeugte Schonung gesagt worden war; er behauptete die Berufung an das Volk sei eine ähnliche Maasregel, wie die von Guadet vorgeschlagene Reinigungswahl; dieses treulose Mittel bezwecke einen neuen Zweifel über die Versammlung, über den 10ten August, selbst über die Republik. Ohne Unterlaß die Frage auf sich und seine Feinde beziehend verglich er die itzige Lage der Dinge, mit der im Julius 1791, als es sich davon handelte Ludwig XVI. wegen seiner Flucht nach Varennes zu richten. Robespierre hatte damals eine Hauptrolle gespielt. Er erinnerte an seine überstandenen Gefahren und an die glücklichen Bemühungen seiner Gegner den König wieder auf den Thron zu setzen, an das daraus entstandene Gemetzel auf dem Marsfelde, und an die Gefahren, welche der wieder eingesetzte König der öffentlichen Sache erweckt habe. Er gesellt boshaft seine itzigen Gegner seinen früheren bei, stellt sich und Frankreich als in derselben Gefahr schwebend dar, und zwar immer durch die Umtriebe der Schurken, welche sich ausschließlich die Ehrenleute nennen. „Heute, setzte er bei, schweigen sie über die wichtigsten Angelegenheiten; sie sprechen ihre Meinung über den letzten König nicht aus; allein durch ihre geheime und verderbliche Thätigkeit erzeugen sie alle die Unruhen, welche das Vaterland umwühlen; und, um die rechtliche aber oft irregeleitete Mehrheit zu betrügen, verfolgen sie die wärmsten Vaterlandsfreunde unter dem Namen einer unruhestiftenden Faction. Die Minderzahl hat sich oft in die Mehrheit verwandelt, wenn sie die irregeführten Versammlungen aufklärte. Die Tugend war immer in der Minderzahl auf der Erde!

Wäre sonst die Erde mit Zwingherren und Sclaven bevölkert? Hampden und Sidney waren von der Minderzahl, denn sie starben auf dem Blutgerüste. Critias, Anitus, Cäsar, Clodius waren von der Mehrzahl; allein Socrates war von der Minderzahl, denn er trank Schierling: Cato war von der Minderzahl, denn er stieß sich das Schwert in die Brust." Dann empfahl Robespierre dem Volke Ruhe, damit es seinen Feinden jeden Vorwand nehme, weil diese schon einen bloßen seinen getreuen Stellvertretern gezollten Beifall für einen Aufruhr ausgeben. „Volk, sprach er, halte Deinen Beifall zurück, fliehe das Schauspiel unserer Versammlungen! Wir werden, auch entfernt von Dir, doch muthig kampfen." Er endigte mit dem Antrage, Ludwig XVI. sogleich für schuldig und zum Tode verurtheilt zu erklären.

Die Redner folgten auf einander während des 28sten, 29sten, selbst bis zum 31sten. Endlich nimmt Vergniaud zum erstenmale das Wort, und wird mit einer außerordentlichen Aufmerksamkeit und Stille angehört, da die Girondisten endlich sich durch die Stimme ihres beredtesten, edelsten Redners aussprechen, und ein Stillschweigen brechen, dessen sie nicht Robespierre allein anklagte.

Zuerst entwickelt Vergniaud den Grundsatz der Volks-Souveränetät, und bezeichnet die Fälle, in denen die Stellvertreter sich an das Volk zu wenden haben. „Es würde zu lange aufhalten, zu viele Schwierigkeiten machen, um wegen jedes Aktes der Gesetzgebung sich an ein großes Volk zu wenden, allein anders verhält es sich mit einzelnen Gegenständen von solcher Wichtigkeit. Die Verfassung zum Beispiele ist zum Voraus der Bestätigung des Volkes vorbehalten worden. Allein sie ist nicht der einzige Fall, in dem es einer außerordentlichen Bestätigung bedarf. Das Urtheil über Ludwig XVI. hat einen so gewichtigen Charak-

ter, theils wegen der Häufung der von der Versammlung ausgeübten Gewalten, theils wegen der dem Fürsten verfassungsmäßig verheissenen Unverletzlichkeit, theils endlich wegen der Wichtigkeit der Folgen einer Verurtheilung, daß man die hohe Wichtigkeit der Handlung und die Nothwendigkeit sie dem Volke vorzulegen, nicht läugnen kann." Nachdem Vergniaud dieses ausführlich entwickelt, und namentlich Robespierre widerlegt hat, kömmt er endlich zu den politischen Nachtheilen, welche eine Berufung an das Volk haben kann, und berührt itzt alle großen Fragen, über welche die Partheien im Streite sind.

Zuerst beschäftigt er sich mit den Uneinigkeiten, denen man sich aussetze, wenn man das Urtheil über den König dem Volke überweise. Er wiederholt die von anderen Girondisten angegebenen Gründe, und behauptet, daß, wenn man den Bürgerkrieg nicht scheue bei einer Einberufung der Urversammlungen zur Bestätigung der Verfassung, er nicht einsehen könne warum man ihn scheue bei einer Einberufung derselben zur Verurtheilung des Königes. Dieser so oft wiederholte Grund war übrigens schlecht, denn die Verfassung war nicht die eigentliche Frage der neuen Umwälzung, sie konnte nur die weitere und genauere Ausführung einer schon beschlossenen und zugestandenen Maasregel, der Verwandlung des Staates in eine Republik, seyn. Allein die Frage über die Hinrichtung des Königes war eine furchtbare, es handelte sich davon zu wissen ob man durch diesen Tod mit der Vergangenheit für immer brechen, und mittelst unerbittlicher Rache und Grausamkeit bis zu dem vorgesteckten Ziele sich hinarbeiten wolle. Wenn nun eine so wichtige Frage schon den Convent und Paris so mächtig theilte, so war es sehr gefährlich, sie auch noch den vierundvierzigtausend Gemeinden Frankreichs vorzulegen. In allen Theatern, in allen Volksgesellschaften sprach man

sich unter gräßlichem Gelärme, und der Convent mußte die Kraft haben, selbst zu entscheiden, und die Entscheidung nicht Frankreich überlassen, das sie vielleicht mit den Waffen gab.

Vergniaud, die Ansicht seiner Freunde hierin theilend, behauptet, ein bürgerlicher Krieg sei nicht zu fürchten. Er sagt, die Unruhestifter haben in den Departements noch nicht die Herrschaft errungen, welche ihnen feige Schwäche in Paris eingeräumt habe, sie haben wohl die Republik durchstreift, allein überall nur Verachtung gefunden, und man habe den Gesetzen das größte Opfer dadurch gebracht, daß man des unreinen in ihren Adern rollenden Blutes verschonte. Dann widerlegt er die Gerüchte, welche man über die Mehrheit verbreitet habe, von der man behaupte, sie bestehe aus Königlichgesinnten, Aristokraten, Intriganten; er erhebt sich gegen die anmaßende Behauptung, daß die Tugend auf der Erde in der Minderzahl sei. „Bürger, ruft er, Catilina war im Römischen Senate in der Minderzahl, und wenn diese Minderzahl gesiegt hätte, so war es um Rom, seinen Senat und seine Freiheit geschehen. In der verfassunggebenden Versammlung waren Mauri, Cazalès in der Minderzahl, und wenn sie gesiegt hätte, so war es um Euch geschehen! Auch die Könige sind in der Minderzahl auf der Erde, und um die Völker zu fesseln, sagen auch sie, die Tugend sei in der Minderzahl! Auch sie sagen, die Mehrzahl der Völker bestehe aus Unruhestiftern, denen man durch Schrecken Schweigen auferlegen müsse, wenn man die Reiche von einem allgemeinen Umsturz bewahren wolle."

Vergniaud fragt, ob man um eine Mehrheit im Sinne gewisser Menschen zu Stande zu bringen, Verbannung und Tod anwenden, Frankreich in eine Wüste umwandeln, und es so einigen Schurken überliefern wolle?

Nachdem er so die Mehrheit und Frankreich vertheidigt hat, vertheidigt er sich selbst und seine Freunde, die er als immerwährend und mit gleichem Muthe jeder Art von Zwingherrschaft der des Hofes sowohl, als der der September-Meuchelmörder widerstehend schildert. Er schildert sie, wie sie am 10ten August unter dem Donner der Kanonen des Schlosses versammelt saßen, die Absetzung vor dem Siege des Volkes aussprachen, während jene Brutus, welche itzt so großen Drang fühlten die besiegten Zwingherren hinzuschlachten, ihre Furcht im Eingeweide der Erde verbargen und dort den Ausgang des ungewissen Kampfes erwarteten, welchen die Freiheit dem Despotismus lieferte.

Er giebt dann seinen Gegnern den Vorwurf zurück, zum Bürgerkriege aufzureitzen: „Ja, diejenigen wollen den Bürgerkrieg, welche Meuchelmord gegen die Anhänger der Gewaltherrschaft predigen, und hierunter alle die begreifen, welche ihr Haß opfern will; diejenigen, welche die Dolche gegen die Volksvertreter schwingen und die Auflösung der Regierung und des Conventes verlangen; diejenigen, welche wollen, daß die Minderzahl über die Mehrheit herrsche, daß sie ihre Urtheilssprüche durch Aufruhr rechtfertige, daß die Catilina's im Senate die Oberhand haben. Diejenigen wollen den Bürgerkrieg, welche diese Grundsätze an allen öffentlichen Orten predigen, und das Volk irre führen, indem sie die Vernunft des Feuillantismus, die Gerechtigkeit des Kleinmuths und die Menschlichkeit der Verschwörung beschuldigen.

„Bürgerkrieg, weil man sich an die Oberherrschaft des Volkes wendet! Ihr waret im Juli 1791 bescheidener, Ihr wolltet damals dasselbe nicht unthätig machen, sondern nur in seinem Namen herrschen. Ihr verbreitetet eine Bittschrift, um das Volk über die gegen Ludwig XVI. nach seiner Rückkunft von Varennes auszusprechenden

Strafe zu befragen! Damals war Euch die Oberherrschaft des Volkes recht, und Ihr dachtet nicht, daß eine Anrufung derselben zum Bürgerkriege führe! Wäre vielleicht das die Ursache, daß sie damals Eure geheimen Absichten befördert hätte, itzt aber denselben entgegen ist?"

Der Redner geht sodann zu andern Betrachtungen über. Man habe gesagt, die Versammlung müsse Muth und Größe genug haben, um selbst ihr Urtheil zu vollstrecken, ohne sich dabei auf das Volk zu stützen: „Muth bedurfte es um Ludwig XVI. in seiner Allmacht anzugreifen; bedarf es denn aber so vielen, um den Entwaffneten und Besiegten zum Blutgerüste zu schicken? Ein cimbrischer Soldat tritt in Marius Kerker um ihn zu ermorden; erschrocken über den Anblick des Schlachtopfers flieht er ohne zu wagen den Streich zu führen. Wenn dieser Soldat Mitglied eines Senates gewesen wäre, glaubt Ihr, er würde sich bedacht haben das Todesurtheil des Wüthrichs auszusprechen? Welchen Muth findet Ihr in einer Handlung deren ein Feiger fähig wäre?"

Er spricht sodann von einer andern Art von Muth, dem gegen die fremden Mächte zu zeigenden. „Weil man immer von einem großen politischen Streiche spricht, so ist es nicht überflüssig, die Frage auch aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle fremden Mächte nur noch diesen Vorwand erwarten, um sich insgesammt über Frankreich herzuwerfen. Man wird sie besiegen, kein Zweifel hieran; der Heldenmuth unserer Krieger bürgt uns hiefür; allein es wird weitere Ausgaben, weitere Anstrengungen aller Art erfordern. Wenn der Krieg eine neue Ausgabe von Assignaten erfordert, welche auf eine schreckende Art die ersten Lebensbedürfnisse steigern; wenn er dem Handel neue und tödtliche Schläge beibringt; wenn er auf dem Festlande und

auf dem Meere Ströme von Blut vergießt, welchen großen Dienst werdet Ihr der Menschheit geleistet haben? Welchen Dank wird Euch das Vaterland schuldig seyn, wenn Ihr in seinem Namen und zum Trotze der verkannten Volks-Oberherrschaft, eine Handlung der Rache begangen habt, welche die Ursache, oder auch nur der Vorwand so unglücklicher Ereignisse ist? Ich weise jeden Gedanken an Kriegsunglück von mir, allein werdet Ihr wagen, ihm Eure Dienste zu rühmen? Es giebt nicht eine Familie, die nicht ihren Vater oder ihren Sohn zu beweinen hat; dem Ackersmann wird es bald an Armen fehlen; die Werkstätten werden verlassen werden; Eure Ausgaben werden neue Auflagen erheischen; die bürgerliche Gesellschaft, angegriffen von äußeren Feinden und von inneren Aufruhren, wird langsam hinsterben. Fürchtet, Frankreich möchte mitten unter Siegen jenen berühmten Denkmahlen gleichen, welche in Aegypten die Zeit besiegt haben: der vorüberziehende Fremde staunt ihrer Größe; wenn er eindringen will, was findet er? entseelte Asche und das Schweigen der Gräber!"

Außer dieser Furcht hat Vergniaud noch andere Gründe zur Besorgniß; sie werden ihm durch die englische Geschichte eingeflößt, und durch Cromwel, den hauptsächlichsten aber geheimen Urheber des Todes Karls I. Dieser, das Volk zuerst gegen den König, dann gegen das Parlament selbst anreitzend, zerbrach endlich sein schwaches Werkzeug und schwang sich auf den Thron. „Habt Ihr nicht hier im Saale und anderswo rufen hören: Wenn das Brod theuer ist, so ist der Tempel Schuld daran; wenn das baare Geld selten ist, wenn unsere Heere schlecht versehen sind, so ist der Tempel Schuld daran; wenn wir täglich das traurige Schauspiel der Armuth haben, so ist der Tempel Schuld daran!

„Die aber, welche so reden, wissen recht gut, daß der hohe Preis des Brodes, der Mangel an Verkehr, die schlechte Heerverwaltung, und die unsere Augen betrübende Armuth andere Ursachen haben als den Tempel. Was ist also ihre Absicht? Wer steht mir dafür, daß dieselben Menschen, welche den Convent beständig herabzuwürdigen suchen, und welchen es vielleicht gelungen wäre, wenn die ihm beiwohnende Majestät des Volkes von ihren Verräthereien abhängig wäre; daß dieselben Menschen, welche überall ausbreiten, daß eine neue Umwälzung nöthig seie, welche diese oder jene Section in beständigen Aufruhrstand erklären, welche im Gemeinderathe sagen, daß man am Convente nur einen andern Zwingherrn anstatt Ludwigs XVI. erhalten habe, und man eines neuen 10ten Augusts bedürfe; daß dieselben Menschen, welche nur von Verschwörungen, von Tod, von Verräthern, von Aechtungen reden; welche in den Sections-Versammlungen und in ihren Schriften aussprechen, daß die Republik einen Vertheidiger nöthig habe, daß nur ein Haupt sie retten könne: wer steht mir dafür, sage ich, daß dieselben Menschen auch nach Ludwigs Tode mit der größten Wuth schreien: Wenn das Brod theuer ist, so ist der Convent Schuld daran; wenn das baare Geld selten ist, wenn unsere Heere schlecht versehen sind, so ist der Convent Schuld daran; wenn die Staatsmaschine sich schwer bewegt, so ist der Convent, der sie leiten soll, Schuld daran; wenn das Unglück des Krieges sich durch die Erklärungen von England und Spanien vermehrt hat, so ist der Convent Schuld daran, der durch den übereilten Tod Ludwigs diese Erklärungen veranlaßt hat!

„Wer steht mir dafür, daß sich mit diesem Geschrei der gesetzlosen Unruhe nicht die rachedürstende Aristokratie, die nach Veränderung lechzende Armuth, selbst das

durch eingewurzelte Vorurtheile für Ludwig XVI. aufgeregte Mitleiden verbinden wird? Wer steht mir dafür daß in diesem Sturme, während dessen die Meuchelmörder des Septembers aus ihren Höhlen hervorkommen werden, man Euch nicht ganz mit Blut bedeckt und als Befreier diesen Vertheidiger, dieses so nothwendige Haupt wird aufdringen wollen? Ein Haupt! wenn ihre Frechheit so weit gienge, so würde er sogleich von tausend Stichen durchbohrt niedersinken! Allein welchem Gräuel wäre Paris ausgesetzt, Paris, dessen Heldenmuth gegen die Könige die Nachwelt bewundern wird, und von dem sie nie begreifen wird, wie es sich von einer Hand voll Räuber, dem Abschaume der Menschheit, so schmählich unterjochen, sich nach allen Seiten durch die krampfhaften Bewegungen ihrer Wuth und ihres Ehrgeitzes zerreissen ließ! Und Ihr, arbeitsame Bürger, deren ganzer Reichthum in der Arbeit ist, deren Arbeit unmöglich gemacht würde, die Ihr der Umwälzung so große Opfer gebracht habt, und denen man die letzte Möglichkeit das Leben durchzubringen entzöge, Ihr, bei denen Tugenden, glühende Vaterlandsliebe und Ehrlichkeit eine Verführung so leicht machte, was würde aus Euch werden? Welches wären Eure Hülfsquellen? Welche Hände würden Eure Thränen trocknen und Euren verzweifelnden Familien Hülfe bringen?

„Würdet Ihr Euch an die falschen Freunde, an die treulosen Schmeichler wenden, die Euch in den Abgrund stürzten? Flieht sie! Fürchtet ihre Antwort! Ich will sie Euch nennen. Ihr würdet Brod von ihnen verlangen und sie Euch antworten: „Geht hin in die Steinbrüche und streitet Euch mit dem Grabe um einige blutigen Glieder der von Euch Erwürgten!" Oder: „Wollt Ihr Blut? Da nehmt, Blut und Leichname, sonst können wir Euch keine Nahrung bieten!" — Ihr schaudert, Bürger! O mein

Vaterland, auch ich will meinen Eifer bezeugen dich zu retten."

Diese aus dem Stegreife gehaltene Rede Vergniaud's hatte auf seine Zuhörer von allen Seiten einen tiefen Eindruck gemacht, sie zu lauter Bewunderung hingerissen. Robespierre war durch diese freimüthige und hinreissende Beredtsamkeit niedergeschmettert. Noch wurden mehrere Redner für oder wider die Berufung an das Volk gehört; Brissot, Gensonné, Pétion vertheidigte sie. Endlich hatte Barrère einen entscheidenden Einfluß. Er war durch seine Geschmeidigkeit, seine kalte und ausweichende Beredtsamkeit das Orakel und das Muster der Mitte. Er sprach lange über den Proceß, betrachtete ihn von allen Seiten, unter dem Gesichtspunkte der Thatsachen, der Gesetze und der Staatsklugheit und gab allen Schwachen, welche nur eine anscheinende Ursache zum Nachgeben wünschte, Verurtheilungsgründe an die Hand. Sein mittelmaßiger Beweis diente allen Feigen zum Texte, und von diesem Augenblicke an war der unglückliche König verurtheilt. Die Berathung hatte bis zum 7ten fortgedauert, und Niemand wollte mehr die ewige Wiederholung derselben Thatsachen und Beweise hören. Der Schluß der Berathung wurde ohne Widerspruch ausgesprochen; allein der Vorschlag zu einer neuen Vertagung erregte den wildesten Sturm, und endlich wurde durch einen Beschluß die Fragestellung und die namentliche Abstimmung auf den 14ten festgesetzt.

An diesem unheilbringenden Tage umgab eine ungeheure neugierige Menge die Versammlung und füllte die Galerieen. Eine Menge Redner schlugen verschiedene Fassungen der Fragen vor. Endlich nach langen Berathungen faßte der Convent sie in folgenden drei zusammen:

Ist Ludwig Capet der Verschwörung gegen die Frei-

heit des Volkes, und des Verbrechens gegen die Sicherheit des Staates schuldig?

Soll das Urtheil, wie es ausfallen möge, dem Volke zur Bestätigung zugesendet werden?

Welche Strafe hat er verdient?

Der ganze 14te Jänner war mit der Stellung der Fragen zugebracht worden. Am 15ten sollte die laute und namentliche Abstimmung anfangen. Die Versammlung befahl, jedes Mitglied habe seine Stimme auf der Rednerbühne abzulegen; die Stimme könne mit Gründen versehen, und müsse schriftlich abgefaßt und unterzeichnet seyn; die ohne gültigen Entschuldigungsgrund Abwesenden sollen einen Verweis erhalten, die später Eintretende aber selbst nach dem Namen-Aufrufe noch ihre Stimmen ablegen. Endlich fieng die unglückliche Abstimmung über die erste Frage an. Acht Mitglieder waren wegen Krankheit, zwanzig aus Auftrag der Versammlung abwesend. Siebenunddreißig erkannten, aus verschiedenen Gründen, Ludwig für schuldig, allein erklärten sich nicht für befugt ihn zu verurtheilen, und verlangten nur Maasregeln der öffentlichen Sicherheit gegen ihn. Sechshundert und dreiundachtzig Mitglieder erklärten Ludwig XVI. für schuldig. Die Versammlung bestand aus siebenhundert neunundvierzig Mitgliedern.

Der Präsident erklärte im Namen des National-Conventes Ludwig XVI. für schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit des Volkes, und des Verbrechens gegen die öffentliche Sicherheit des Staates.

Der Stimmen-Aufruf über die zweite Frage begann; neunundzwanzig Mitglieder waren abwesend. Vier, nämlich Lafont, Wandelaincourt, Morisson und Lacroix weigerten sich zu stimmen. Einer Namens Noël verwarf sich als Richter. Eilf gaben ihre Meinung unter verschiede-

nen Bedingungen. Zweihundert einundachtzig stimmten für die Berufung an das Volk; vierhundert und dreiundzwanzig verwarfen sie. Der Präsident erklärte im Namen des National-Conventes, daß das Urtheil dem Volke nicht zur Bestätigung zugesendet werden werde.

Der ganze 15te war unter diesen beiden namentlichen Aufrufen hingegangen; der dritte wurde auf den folgenden Tag verschoben.

Die Bewegung nahm in Paris je mehr zu, je näher man sich dem entscheidenden Augenblicke näherte. In den Theatern hatten sich Stimmen zu des Königes Gunsten hören lassen bei Gelegenheit des Stückes: der Gesetzfreund. Der Stadtrath gebot die Schließung aller Schauspielhäuser; allein der Ministerrath hatte die Maasregel wieder aufgehoben als der Preßfreiheit zu nahe tretend, unter welcher man auch die Theaterfreiheit begriff. In den Gefängnissen herrschte eine tiefe Bestürzung. Man hatte ausgesprengt, die September-Gräuel werden wiederholt werden, und die Gefangenen und ihre Freunde bestürmten die Abgeordneten mit Flehen, sie dem Tode zu entreissen. Die Jakobiner dagegen verbreiteten ihrer Seits, man verschwöre sich überall, um Ludwig XVI. der Hinrichtung zu entreissen und das Königthum wieder herzustellen. Ihr Zorn war durch Aufschub und Hindernisse gesteigert worden, und die beiden Partheien erschreckten sich gegenseitig, indem sie unheilschwangere Plane bei einander vermutheten. Die Sitzung vom 16ten hätte einen noch größeren Zusammenfluß von Zuschauern an sich gezogen, als selbst die beiden früheren. Es war die entscheidende Sitzung, denn die Bejahung der Schuld hieß nichts, wenn der König nur zur Verbannung verurtheilt wurde, wie sich die vorsetzten, welche ihn retten wollten, denn alles was sie im itzigen Augenblicke verlangen konnten, war, ihn dem

Blutgerüste zu entreissen. Die Galerieen waren schon früh Morgens von Jakobinern in Besitz genommen worden, welche auf die Rednerbühne hinstarrten, auf der jedes Mitglied seine Stimme abgeben sollte. Ein großer Theil des Tages wurde mit Maasregeln für die öffentliche Sicherheit, mit Herbeirufung und Anhörung der Minister, mit einer Aufforderung an den Maire, sich über die angebliche Schließung der Thore zu verantworten, zugebracht. Der Convent beschloß, daß sie offen bleiben, und die in Paris anwesenden Verbündeten mit den Pariser den Dienst in der Stadt versehen sollen. Da der Tag schon weit vorgerückt war, so beschloß man, daß die Sitzung bis zur Beendigung des namentlichen Aufrufes ununterbrochen fortdauern solle. In dem Augenblicke, als man beginnen wollte, wurde gefragt, welche Stimmenanzahl zur Fällung des Urtheiles nothwendig sei. Lehardy schlug zwei Drittheile der Stimmen vor, wie dieses in den gewöhnlichen Strafgerichtshöfen der Fall sei. Danton der so eben aus Belgien ankam, widersetzte sich heftig, und forderte die einfache Mehrheit, also Eine Stimme weiter als die Hälfte. — Lanjuinais setzte sich einem neuen Sturme aus, indem er verlangte, daß man nach so vielen Verletzungen der Formen der Gerechtigkeit, wenigstens die beobachte, welche zwei Drittheile der Stimmen verlange. „Wir stimmen, rief er, unter den Dolchen und Kanonen der Aufrührer." Bei diesen Worten erhob sich ein neues Geschrei und der Convent erklärte, nur Eine Form für seine Beschlüsse zu haben, und diese sei die einfache Mehrheit.

Um sieben und ein halb Uhr fieng die namentliche Abstimmung an und dauerte die ganze Nacht durch. Die einen stimmten einfach für den Tod; die andern erklärten sich für Gefangenschaft und Verbannung beim Frieden;

andere stimmten für den Tod mit der Einschränkung, daß bestimmt werde, ob nicht die Hinrichtung aufzuschieben sei. Mailhe war der Urheber dieser Beschränkung, welche den König retten konnte, denn alles lag daran Zeit zu gewinnen, und ein Aufschub war eine Lossprechung. Ziemlich viele Abgeordnete hatten sich für diese Meinung ausgesprochen. Das Stimmen ward mitten im Lärmen fortgesetzt. In diesem Augenblick war der Antheil, welchen man an Ludwig XVI. nahm, aufs Höchste gestiegen, und viel Mitglieder kamen in der Absicht an, zu seinen Gunsten zu stimmen; allein von der andern Seite war auch die Wuth seiner Feinde gestiegen, und das Volk vermengte das Bestehen der Republik mit dem Tode des Königs, und betrachtete die Republik als vernichtet, und das Königthum als wiederhergestellt, wenn Ludwig XVI. freigesprochen werden sollte. Erschrecken durch die hierdurch entstandene Wuth fürchteten viele Mitglieder einen Bürgerkrieg, und scheuten sich, obgleich tief gerührt über Ludwigs XVI. Loos, vor den Folgen einer Lossprechung. Diese Furcht wurde noch lebhafter beim Anblicke der Versammlung und der sich in derselben ereignenden Vorfälle. Wenn ein Abgeordneter die Stufen der Rednerbühne bestieg, so schwieg man, um ihn zu hören; allein sogleich nach seiner Stimmgebung brach Beifall oder Mißbilligung laut aus, und geleitete ihn wieder zu seinem Platze. Die Galerieen beantworteten jede Abstimmung, welche nicht auf Tod lautete mit Murren; oft bedrohten sie die Versammlung. Die Abgeordneten antworteten aus dem Saale und so entspann sich ein Austausch von Drohungen und Beleidigungen. Dieser düstere und furchtbare Anblick erschütterte alle und machte manchen Entschluß wankend. Lecointre von Versailles, dessen Muth nicht zweifelhaft war, und der immerwährend gegen die Galerieen gestritten hatte, kam auf die Redner-

bühne, stotterte und ließ endlich das unerwartete Wort: Tod, fallen. Vergniaud, der tief durch Ludwigs Schicksal gerührt war, und oft gegen seine Freunde erklärt hatte, er könne diesen unglücklichen Fürsten nicht verurtheilen, glaubte bei dem Anblicke dieses lärmenden Auftritts den Bürgerkrieg in Frankreich zu sehen, und sprach ein Todesurtheil aus, jedoch mit Mailhe's Zusatz. Man befragte ihn über seine Meinungs-Aenderung, und er antwortete, er habe den Bürgerkrieg am Ausbruche gewähnt, und das Leben eines Einzelnen nicht gegen das Wohl Frankreichs setzen können.

Beinahe alle Girondisten nahmen Mailhe's Zusatz an. Ein Abgeordneter, dessen Abstimmung eine lebhafte Bewegung veranlaßte, war der Herzog von Orléans. Genöthigt sich den Jakobinern angenehm zu machen oder zu Grunde zu gehen, stimmte er für den Tod seines Verwandten und kehrte mitten unter dem durch seine Stimme erzeugten Tumult an seinen Platz zurück. Diese traurige Sitzung dauerte die ganze Nacht des 16ten, und bis zum Abend des 17ten fort. Man erwartete das Ergebniß der Abstimmung mit unendlicher Begierde. Alle Zugänge waren von einer unermeßlichen Menge besetzt, die einander über das Ergebniß befragte. In der Versammlung war man ungewiß, und man glaubte, das Wort Gefangenschaft oder Verbannung eben so oft gehört zu haben, als das Wort Tod. Nach der Meinung der Einen fehlte es um Eine Stimme zur Verurtheilung; nach der Meinung der Andern war zwar Mehrheit, sie bestand aber nur aus Einer Stimme. Von allen Seiten hieß es Eine Stimme könne entscheiden, und man sah sich mit Aengstlichkeit um, ob nicht noch ein neuer Abstimmender erscheine. In diesem Augenblick erscheint ein Abgeordner auf der Rednerbühne, der nur mit Mühe gehen kann, und dessen

umwundener Kopf einen Kranken anzeigt. Es ist Duchastet, Abgeordneter des Departements der Deux-Sèvres, der sich von seinem Bette aufgerafft hat, um abzustimmen. Bei seinem Anblick erhebt sich ein lautes Geschrei. Man behauptet, er sei herbeigeholt worden um Ludwig XVI. zu retten. Man will, daß er befragt werde, allein die Versammlung weigert sich dessen, und gestattet ihm abzustimmen in Gemäßheit ihres Beschlusses, daß auch noch nach Beschluß des namentlichen Aufrufes noch Stimmen angenommen werden würden. Duchastet besteigt mit Festigkeit die Rednerbühne und spricht sich für Verbannung aus.

Neue Streitfragen erheben sich. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten verlangt das Wort um eine Note des spanischen Botschafters Ritters Ocariz mitzutheilen. Er bietet die Neutralitat Spaniens und seine Vermittlung bei allen Machten an, wenn man Ludwig XVI. das Leben schenken wolle. Die ungeduldigen Jakobiner behaupten, es sei dieses abgekartet, um eine neue Verschleifung der Sache zu Wege zu bringen, und verlangen die Tagesordnung. Danton will, man soll Spanien sogleich den Krieg erklären. Die Versammlung nimmt die Tagesordnung an. Nun kündigt man eine neue Bitte an: es sind die Vertheidiger des Königes, welche vor der Versammlung erscheinen und ihr eine Mittheilung machen wollen. Neues Geschrei vom Berge. Robespierre behauptet, alle Vertheidigung sei nun geschlossen, die Vertheidiger können dem Convente nichts mehr mittheilen, das Urtheil sei gefällt, und müsse itzt ausgesprochen werden. Man beschließt die Vertheidiger erst nach Aussprechung des Urtheils vor die Versammlung zu lassen.

Vergniaud führt den Vorsitz: „Bürger, spricht er, ich werde itzt das Ergebniß der Abstimmung bekannt machen. Ich hoffe, Ihr werdet ein tiefes Schweigen beob-

achten. Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, ist die Menschlichkeit an der Reihe."

Die Versammlung bestand aus siebenhundert und neunundvierzig Mitgliedern: fünfzehn waren verschickt, acht krank, fünf hatten nicht stimmen wollen; dadurch wurde also die Zahl der Anwesenden auf siebenhundert und einundzwanzig heruntergesetzt, und die absolute Mehrheit waren dreihundert und einundsechzig. Zweihundert sechsundachtzig hatten für die Verbannung oder Gefangenschaft unter verschiedenen Bedingungen gestimmt. Zwei hatten für die Galeeren gestimmt; sechsundvierzig für Tod mit Aufschub, entweder bis zum Frieden, oder bis zur Bestätigung der Verfassung. Sechsundzwanzig hatten für den Tod gestimmt allein, nach Mailhe's Antrag verlangt, daß berathen werde, ob es nicht nützlich sei die Vollstreckung des Urtheils zu verschieben, doch war ihre Abstimmung nicht förmlich durch diesen Zusatz bedingt. Dreihundert und einundsechzig hatten auf den Tod ohne Bedingung gestimmt.

Der Präsident erklärt mit schmerzlich angegriffener Stimme im Namen des Conventes, daß die gegen Ludwig Capet ausgesprochene Strafe der Tod sei.

In diesem Augenblick führt man die Vertheidiger des Königes ein. Desèze sagt, er sei von seinem Clienten abgeschickt, um Berufung an das Volk gegen das Urtheil des Conventes einzulegen. Er stützt sich auf die geringe Stimmenmehrheit, und behauptet, daß, wenn solcher Zweifel sich der Versammlung aufgedrungen habe, es schicklich sei sich an das Volk selbst zu wenden. Tronchet setzt bei, daß das Strafgesetzbuch in der Strenge der Strafe befolgt worden sei, und man ihm also auch rücksichtlich der schützenden Formen hätte folgen sollen, daß namentlich die,

welche zwei Drittheile der Stimmen fordere, nicht hätte hintangesetzt werden sollen. Endlich spricht der ehrwürdige Malesherbes, seine Stimme wird von Schluchzen unterbrochen: „Bürger, ich bin nicht gewohnt öffentlich zu reden. — Ich sehe mit Schmerzen, daß man mir die Zeit versagt meine Gedanken zu sammeln über die Art wie die Stimmen gezählt werden sollen. — Ich habe viel über den Gegenstand nachgedacht; ich habe Euch viele Bemerkungen zu machen — aber — Bürger — entschuldigt meine Verwirrung — gestattet mir, Euch morgen meine Gedanken mitzutheilen."

Die Versammlung ist beim Anblicke der Thränen und der weissen Haare des ehrwürdigen Greises gerührt: „Bürger, sagt Vergniaud zu den drei Vertheidigern, der Convent hat Euer Verlangen gehört; es zu stellen war Eure heilige Pflicht. Will man, sich an die Versammlung wenwend, den Vertheidigern Ludwigs die Ehre der Sitzung zuerkennen?" — Ja, ja, ertönt es einstimmig.

Robespierre nimmt sogleich das Wort, erinnert an den Beschluß gegen die Anfrage beim Volke und verwirft den Antrag der Vertheidiger. Guadet will man soll zwar nicht die Berufung gestatten, aber Malesherbes vierundzwanzig Stunden bewilligen. Merlin von Douai behauptet, es sei über die Art der Stimmenzählung nichts zu bemerken; denn wenn das in Anspruch genommene Strafgesetz auch zwei Drittheile der Stimmen für die Entscheidung über die Thatsache verlange, so verlange es nur die einfache Mehrheit für die Anwendung der Strafe. Nun sei aber die Schuld beinahe einstimmig anerkannt worden, und es sei also gleichgültig, daß man für die Straf-Anwendung nur die einfache Stimmenmehrheit erhalten habe.

Nach diesen Bemerkungen beschließt der Convent rücksichtlich der Forderungen der Vertheidiger den Uebergang

zur Tagesordnung, erklärt die Berufung des Königes an das Volk für unzuläßig, und verschiebt auf den folgenden Tag die Frage über den Aufschub. Am folgenden Tage, dem 18ten, wird behauptet, die Zählung der Stimmen sei nicht regelmäßig vorgenommen worden, und ihre Widerholung verlangt. Der ganze Tag wird mit Streiten zugebracht; endlich wird die Zählung als richtig anerkannt und die Frage wegen des Aufschubes auf den folgenden Tag verlegt.

Am 19ten endlich wird diese letzte Frage verhandelt. Es hieß den ganzen Proceß noch einmal vornehmen, denn ein Aufschub war Rettung für den König. Auch wußten die Girondisten und die Uebrigen, welche Ludwig XVI. retten wollten, nichts mehr vorzubringen, nachdem sie alle ihre Gründe bei der Strafe und der Berufung erschöpft hatten; sie sprachen wieder von Klugheitsgründen, allein man antwortete ihnen; daß, wenn der König todt sei, man sich bewaffnen werde, um ihn zu rächen; und daß man, wenn er lebend und gefangen sei, man sich gleichfalls bewaffnen werde, um ihn zu befreien, daß also die Folgen ganz die nämlichen seyn werden. Barrère behauptete, es sei unwürdig, allen fremden Höfen einen Kopf vorzuhalten, und das Leben oder den Tod eines Verurtheilten zu einer Vertragsbedingung zu machen. Er setzte bei, es würde selbst eine Grausamkeit gegen Ludwig XVI. seyn, der bei jeder Bewegung der Heere stürbe. Die Versammlung schloß sogleich die Berathung und bestimmte, daß jedes Mitglied mit Ja oder Nein abzustimmen habe. Am 20sten Jänner Morgens um drei Uhr war der Namen-Aufruf vorüber, und der Präsident erklärte, daß vermöge einer Mehrheit von dreihundert dreiundachtzig Stimmen gegen dreihundert zehn die Hinrichtung Ludwig Capet's nicht aufzuschieben sei.

In diesem Augenblicke kam ein Brief von Kersaint an. Er gab seine Entlassung. Er könne, sagte er der Versammlung, nicht länger die Schande tragen, mit Blutmenschen zusammen zu sitzen, wenn ihre durch Schrecken unterstützte Meinung den Sieg über die Ansicht der rechtlichen Leute davon trage, wenn Marat über Pétion siege. Dieser Brief verursachte einen großen Lärmen. Gensonné nahm das Wort um sich an den September-Mördern wegen des eben gefällten Todesurtheiles zu rächen: „Es sei nicht hinreichend, sprach er, nur die Verbrechen der Zwingherrschaft zu strafen, andere noch größere Verbrechen müssen auch gestraft werden. Man habe nur die Hälfte seiner Pflicht erfüllt, wenn man nicht auch die Grauelthaten des Septembers bestrafe, nicht eine Untersuchung gegen ihre Urheber anordne." Auf diesen Vorschlag erhob sich der größere Theil der Versammlung mit Beifallruf. Marat und Tallien widersetzten sich. „Aber wenn Ihr, riefen sie, die Urheber dieser Morde bestraft, so bestraft auch die im Schlosse verschanzten Verschwörer vom 10ten August." Die Versammlung nahm auch diesen Vorschlag an, und befahl dem Justizminister zugleich die Urheber der in den ersten Tagen Septembers begangenen Unthaten, und die mit den Waffen in der Hand in der Nacht vom 9ten auf den 10ten August in den Tuilerien Versammelten, so wie die Staatsdiener gerichtlich zu verfolgen, welche ihre Stellen verlassen hätten, um sich in Paris mit dem Hofe zu verschwören.

Ludwig XVI. war also verurtheilt, kein Aufschub der Hinrichtung bewilligt, und alle Mittel, den unglücklichen Augenblick hinauszuschieben, waren erschöpft. Alle Mitglieder der rechten Seite, gleichviel ob Königlichgesinnte oder Republikaner, waren bestürzt über dieses grausame Urtheil, und über den immer steigenden Einfluß des Berges. In

Paris herrschte tiefes Schrecken; die Kühnheit der neuen Regierung hatte den gewöhnlichen Eindruck der Kraft auf den großen Haufen gemacht; sie hatte die Mehrzahl gelähmt und eingeschüchtert, und nur bei einzelnen stärkeren Charakteren Unwillen erregt. Noch waren einige alte Diener des Königes, einige junge Große, einige Gardes-du-Corps vorhanden, die dem König, wie man versichert, zu Hülfe kommen, ihn der Hinrichtung entreissen wollten. Allein es war bei dem großen Schrecken der einen, und der thätigen Aufmerksamkeit der andern unmöglich sich zu sehen, zu verstehen, zu bereden, und nur einzelne Handlungen der Verzweiflung waren möglich. Die über ihren Sieg erfreuten Jakobiner beunruhigten sich jedoch darüber, und beschloßen während der letzten vierundzwanzig Stunden sich eng an einander zu schliessen, Abgeordnete an alle Beamten, an den Gemeinderath, den Generalstab der National-Garde, an die Departements-Verwaltung, an den Ministerrath zu schicken, um ihre Thätigkeit aufzuregen, und die Vollziehung des Urtheils zu sichern. Sie sagten sich, sie werde statt haben, sie sei unfehlbar, allein der Eifer, sich dieses zu wiederholen, zeigte, daß sie nicht daran glaubten, und daß die Hinrichtung eines Königes in einem Lande, welches noch vor drei Jahren durch Sitten, Gewohnheiten und Gesetze eine unbeschränkte Monarchie gewesen war, ihnen zweifelhaft, und erst nach der Vollziehung glaublich erschien.

Der Ministerrath hatte den traurigen Auftrag, das Urtheil vollziehen zu lassen. Alle Minister waren in ihrem Sitzungssaale versammelt und im höchsten Grade bestürzt. Garat, als Justitzminister, hatte die schmerzlichste Rolle dabei zu übernehmen, die nämlich, dem König die Beschlüsse der National-Versammlung anzukündigen. Er begab sich in den Tempel, von Santerre, einer Abordnung des Ge-

meinderathes und des Strafgerichtshofes, und vom Geheimschreiber des Ministerrathes begleitet. Ludwig XVI. erwartete schon seit vier Tagen seine Vertheidiger, und verlangte vergeblich nach ihnen. Er hoffte am 20sten Jänner um zwei Uhr Mittags noch immer auf sie, als er plötzlich das Geräusche eines zahlreichen Zuges hört; er tritt vor und erblickt die Abgeordneten des Ministerrathes. Mit Würde bleibt er unter der Thüre seines Gemaches stehen und scheint nicht bewegt. Garat sagt ihm dann mit Trauer, daß er beauftragt sei, ihm die Beschlüsse des National-Conventes mitzutheilen. Grouvelle, der Geheimschreiber des Ministerrathes, liest sie vor. Der erste erklärt Ludwig XVI. des Verbrechens gegen die Sicherheit des Staates schuldig; der zweite verurtheilt ihn zum Tode; der dritte verwirft jede Berufung an das Volk; der vierte ordnet die Hinrichtung binnen vierundzwanzig Stunden an. Der König sieht alle Umstehenden ruhig an, nimmt Grouvelle die Beschlüsse ab, steckt sie in die Tasche, und liest Garat einen Brief vor, in welchem er vom Convente drei Tage zur Vorbereitung zum Tode, einen Beichtvater zum Beistande in seinen letzten Stunden, die Erlaubniß seine Familie zu sehen, und für dieselbe das Recht Frankreich zu verlassen verlangt. Garat nimmt den Brief, und verspricht, ihn sogleich dem Convente zu überbringen. Der König giebt ihm noch die Adresse des Geistlichen, welchen er zu haben wünscht.

Der König kehrte sehr ruhig zurück, verlangte zu speisen, und aß wie gewöhnlich. Man hatte die Messer weggenommen, und weigerte sich, sie ihm zu geben. „Halt man mich für feig genug, mir das Leben nehmen zu wollen? sprach er mit Würde; ich bin unschuldig, und werde furchtlos zu sterben wissen.“ Er erhielt doch kein Messer,

speiste, gieng in sein Zimmer zurück, und erwartete ruhig die Antwort auf seinen Brief.

Der Convent schlug den Aufschub ab, allein die anderen Forderungen bewilligte er. Garat hatte Edgeworth de Firmont, den vom Könige gewählten Geistlichen aufgesucht; er nahm ihn in seinen Wagen und brachte ihn selbst in den Tempel. Er kam um sechs Uhr an, und zeigte sich im großen Thurme, um den König zu benachrichtigen, daß der Convent den Aufschub verweigere, ihm aber einen Geistlichen verwillige, und die Erlaubniß gebe, seine Familie ohne Zeugen zu sehen.

Garat setzte bei, Edgeworth sei angekommen, warte im Berathungszimmer, und werde sogleich eingeführt werden. Dann trat er ab, immer mehr überrascht und erstaunt über die ruhige Hoheit des Königes.

Als Edgeworth zum Könige geführt wurde, wollte er sich ihm zu Füßen werfen, allein dieser hob ihn sogleich auf, und weinte mit ihm Thränen der Rührung. Er befragte ihn dann mit lebhafter Neugierde über die Geistlichkeit Frankreichs, über mehrere Bischöffe, über den Erzbischoff von Paris, und bat ihn, diesen zu versichern, daß er seinem Glauben treu geblieben sterbe. Es schlug acht Uhr, er stand auf, bat Edgeworth zu warten, und gieng in Bewegung ab, weil er seine Familie sehen wolle. Die Gemeindebeamten, welche auch während seiner Zusammenkunft mit seiner Familie den König nicht aus den Augen verlieren wollten, hatten beschlossen, daß dieselbe in dem Speißsaale statt finden solle, welcher eine Glasthüre hatte, durch welche man alle Bewegungen sehen und nichts hören konnte. Der König begab sich dahin, und ließ Wasser auf einen Tisch stellen, um den Prinzessinnen im Nothfalle Hülfe leisten zu können. Er gieng mit Aengstlichkeit in Erwartung des schmerzlichen Augenblickes im Zimmer

hin und her. Um halb neun Uhr öffnete sich die Thüre, die Königin mit dem Dauphin an der Hand, die Prinzessin Elisabeth und die Tochter des Königes stürzten sich ihm unter Schluchzen in die Arme. Die Thüre wurde geschlossen, und die Gemeindebeamten, Cléry und Edgeworth sahen hinter der Glasthüre dieser herzzerreissenden Zusammenkunft zu. Im ersten Augenblicke war alles Verwirrung und Verzweiflung. Das Wehklagen, das laute Weinen hinderte etwas deutlich zu unterscheiden. Endlich stockten die Thranen, die Unterredung wurde ruhiger, und die Prinzessinnen, immer den König umschlingend, sprachen eine Zeit lang leise mit ihm. Nach einer ziemlich langen Unterredung, die durch Stillschweigen und Niedergeschlagenheit unterbrochen wurde, erhob sich Ludwig, um sich dieser schmerzlichen Zusammenkunft zu entziehen, und versprach sie am andern Morgen um acht Uhr wieder sehen zu wollen. „Versprechen Sie es?" fragten die Prinzessinnen dringend. „Ja, ja" antwortete der König schmerzlich. In diesem Augenblicke hielt ihn die Königin an dem einen Arme, die Prinzessin Elisabeth an dem anderen; seine Tochter umfaßte ihn mitten um den Leib, und der junge Prinz stand vor ihm, seiner Mutter und seiner Tante die Hand reichend. Beim Weggehen fiel die junge Prinzessin in Ohnmacht, man trug sie sogleich weg, und der König kehrte zu Edgeworth zurück, erschöpft durch diese schmerzliche Zusammenkunft. Nach einigen Augenblicken gelang es ihm sich zu fassen, und er erlangte seine ganze Ruhe wieder.

Edgeworth schlug ihm nun vor, ihm eine Messe zu lesen, die er lange nicht gehört hatte. Nach einigen Schwierigkeiten gestattete es der Gemeinderath, und man verlangte von der nächsten Kirche die nöthigen Geräthschaften für den folgenden Tag. Der König legte sich gegen Mitter-

nacht zu Bette und befahl Cléry ihn vor fünf Uhr zu wecken. Edgeworth warf sich auf ein Bett; Cléry blieb beim Haupte des Bettes stehen, und betrachtete den ruhigen Schlaf, dessen sein Herr die Nacht vor dem Blutgerüste genoß.

Während dessen war ein gräßlicher Vorfall in Paris vorgefallen. Einige empörte Gemüther gährten hier und dort, während der große Haufen, gleichgültig oder geschreckt, unbeweglich blieb. Ein Garde-du-Corps, Namens Pâris, entschloß sich den Tod des Königes an einem seiner Richter zu rächen. Lepelletier-Saint-Fargeau hatte, wie viele seines Standes, auf den Tod gestimmt, um seine Geburt und seinen Reichthum vergessen zu machen. Er hatte seines Standes wegen bei den Königlichgesinnten mehr Unwillen erregt. Man zeigte ihn am Abend des 20sten Pâris, als er sich eben bei einem Speisewirthe des Palais-Royal zu Tische setzte. Der junge Mann gieng in einen Oberrock gehüllt auf ihn zu und fragte: „Bist Du es, Schurke von Lepelletier, der Du auf den Tod des Königes gestimmt hast?" — Ja, antwortete dieser, allein ich bin kein Schurke, ich habe nach meinem Gewissen gehandelt. — „Da, erwiedert Pâris, nimm Deine Belohnung hin" und stieß ihm den Säbel durch den Leib. Lepelletier stürzt und Pâris verschwindet, ohne daß man Zeit gefunden hätte, ihn zu greifen.

Das Ereigniß verbreitet sich sogleich, man zeigt es dem Convente, den Jakobinern, dem Stadtrathe an, und es verstärkt den Glauben an eine Verschwörung der Königlichgesinnten, welche die Niedermetzlung der linken Seite und die Befreiung des Königes am Fuße des Blutgerüstes zum Zwecke haben soll. Die Jakobiner erklären ihre Sitzung für permanent, und schicken neue Abordnungen an alle Behörden, an alle Sectionen, um den Eifer derselben

zu erregen, und das ganze Volk unter Waffen zu bringen.

Am 21sten Janner hatte es im Tempel so eben fünf Uhr geschlagen, als der König erwacht, Cléry ruft, nach der Stunde frägt und sich mit vieler Ruhe ankleidet. Er freut sich seine Kräfte durch den Schlaf wieder erhalten zu haben. Cléry macht Feuer, stellt eine Kommode auf, die er in einen Altar umwandelt. Edgeworth zieht die priesterlichen Kleider an und fängt an die Messe zu lesen; Cléry bedient ihn, und der König hört sie knieend mit der größten Andacht. Nachher empfängt er das Abendmahl, erhebt sich mit neuer Kraft, und erwartet ruhig den Augenblick zum Blutgerüste zu gehen. Er verlangt eine Scheere, um sich selbst das Haar abzuschneiden, und sich dieser unangenehmen Handlung durch die Hand des Henkers zu entziehen, allein der Gemeinderath schlägt es aus Mißtrauen ab.

Die Trommeln wirbeln durch die ganze Stadt. Alle welche in der Nationalgarde dienen, begeben sich in Ergebung zu ihren Kompagnieen; diejenigen aber, welche an diesem schrecklichen Tage nicht durch ihren Dienst gezwungen sind, verbergen sich zu Hause. Thüren und Fenster sind geschlossen, und jeder erwartet in seiner Wohnung das traurige Ereigniß. Man sagt, vier bis fünfhundert entschlossene Männer werden sich auf den Wagen stürzen und den König befreien. Der Convent, der Stadtrath, die Minister, die Jakobiner sind versammelt.

Um acht Uhr begiebt sich Santerre mit einer Abordnung des Gemeinderathes, der Departements-Verwaltung und des Straf-Gerichtshofes in den Tempel. Wie der König den Lärmen hört, steht er auf und schickt sich zum Weggehen an. Er hat seine Familie nicht wieder sehen wollen, um die traurigen Auftritte vom vorigen Abend nicht zu wiederholen. Er beauftragt Cléry mit seinem Le-

bewohl an seine Gemahlin, seine Schwester und seine Kinder; reicht ihm ein Siegel, Haare, und andere Kleinode, um sie ihnen zu übergeben. Dann drückt er ihm die Hand und dankt ihm für seine Dienste. Er wendet sich nun an einen der Gemeinde-Beamten und bittet ihn sein Testament dem Gemeinderathe zu übergeben. Dieser Beamte, ein ehmaliger Priester Namens Roux, antwortet ihm grob, er sei dazu da, ihn zum Tode zu führen, aber nicht seine Aufträge zu besorgen. Ein anderer übernimmt es, und nun wendet sich der König zu der Begleitung und giebt mit Festigkeit das Zeichen zum Abgehen.

Gensdarmerie-Offiziere saßen auf dem Vordersitze des Wagens; der König und Edgeworth setzten sich auf den Hintersitz. Während des ziemlich lange dauernden Weges las der König in Edgeworths Brevier die Gebete der Sterbenden, und die beiden Gensdarmen waren ganz erstaunt über seine Frömmigkeit und seine ruhige Ergebung. Sie hatten, wie man versichert, den Auftrag ihn zu ermorden, wenn der Wagen angegriffen werden sollte. Allein kein Anschein zeigte sich vom Tempel bis zum Revolutions-Platze. Eine bewaffnete Menge bildete Reihen: der Wagen gieng langsam und unter allgemeinem Schweigen vorwärts. Auf dem Revolutions-Platze war ein großer Raum um das Blutgerüste herum frei gelassen. Kanonen umgaben diesen Platz, die überspanntesten Verbündeten waren um das Blutgerüste aufgestellt, und der schändliche Pöbel, immer bereit das Talent, die Tugend, das Unglück zu beleidigen, wenn seine Oberen ihn dazu anweisen, drängte sich hinter den Reihen der Verbündeten, und gab allein einige Zeichen von anscheinender Zufriedenheit, während man sonst überall seine Gefühle in seinen Busen verschloß. Um zehn Uhr, zehn Minuten hält der Wagen. Der König erhebt sich mit Kraft, und steigt aus. Drei

Henker treten vor, er stößt sie zurück und entkleidet sich selbst. Als er sieht, daß sie ihm die Hande binden wollen, fühlt er eine Regung des Unwillens, und scheint durch eine unwillkührliche Bewegung sich vertheidigen zu wollen. Edgeworth, dessen Worte alle herrlich waren, wirft ihm einen letzten Blick zu, und sagt: „Leiden Sie diese letzte Beschimpfung als eine weitere Aehnlichkeit mit dem Gotte, der Ihre Belohnung seyn wird." Das Opfer läßt sich geduldig binden und zum Blutgerüste führen. Plötzlich reißt sich der König von den Henkern los, tritt vor und spricht zum Volke: „Franzosen, sagt er mit starker Stimme, ich sterbe unschuldig an den mir zur Last gelegten Verbrechen, und ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme." Er will weiter fortfahren, allein den Trommelschlägern wird befohlen die Trommeln zu rühren, und ihr Wirbel übertönt die Stimme des Königes, dessen sich die Henker wieder bemächtigen. Edgeworth ruft ihm zu: Sohn des heiligen Ludwigs, steigen Sie auf zum Himmel! Kaum ist das Blut vergossen, so tauchen Wüthende ihre Picken und Taschentücher hinein, verbreiteten sich in der Stadt, unter dem Geschrei: es lebe die Republik! es lebe die Nation! und zeigen selbst an dem Thurme des Tempels die falsche und thierische Freude, welche der Pöbel bei der Geburt, der Thronbesteigung und dem Sturze jedes Fürsten äußert.

Ende des dritten Bandes.

Bayerische Staats-Bibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte der französischen Staatsumwälzung

Bd.: 3. (1825). - VIII, 304 S.

Tübingen 1825

Gall.rev. 1022 t-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425384-2